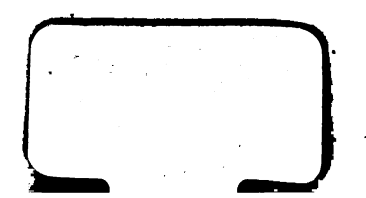


Geographische Charakterbilder aus Asien

Berthold Volz, Hermann Adalbert Daniel

48.





Geographische

Charakterbilder.

Von

Dr. Berth. Volz,
Direktor des Victoria-Gymnasiums in Potsdam.

Mit zahlreichen Illustrationen und Karten.

Dritter Teil:

Asien.

Leipzig,
Fues's Verlag (R. Reisland).
1887.

Geographische Charakterbilder

aus

Asien.

Aus den Originalberichten der Reisenden

gesammelt

von

Dr. Berth. Volz.

Mit 87 Illustrationen.

Leipzig,
Fues's Verlag (R. Reisland).
1887.

Vorrede.

Den fremden Erdteilen sind die nachfolgenden Bände der „Geographischen Charakterbilder" gewidmet. Die Verschiedenheit des Gegenstandes bedingte eine andere Methode der Arbeit. Hier kommt es darauf an, aus zweckmäßig ausgewählten Abschnitten derjenigen Original-Werke, welche für unsere Kenntnis des betreffenden Erdteils von Bedeutung — vielfach gewissermaßen die klassischen — sind, ein Gesamtbild des Erdteils in großen Zügen nach den wichtigsten Gesichtspunkten zu geben. Die Landphysiognomie und Oberflächengestaltung steht dabei voran; aber nicht minder findet das Menschenleben und die Tier- und Pflanzenwelt Berücksichtigung; auch besonders wichtige Momente der Entdeckungsgeschichte sind nicht übergangen.

Grundsätzlich sind nur die Originalwerke einwandsfreier Augenzeugen berücksichtigt worden, damit den „Charakterbildern" das Wesen eines geographischen Quellenwerkes bewahrt und der Wert wissenschaftlicher Zuverlässigkeit erhalten bleibe. Die Bearbeitung bezieht sich daher lediglich und in vorsichtiger Weise auf formale Dinge. Die novellistische Form, in welcher die Erzählung den Rahmen abgiebt, ist beibehalten, da sie anzieht und, indem sie belehrt, doch auch unterhält.

So erscheint es Schülern — der Versuch hat es bewährt — wie eine Belohnung, wenn die Lehrstunde damit schließt, daß, nach dem Gange des Unterrichts ausgewählt, ein „Charakterbild" ihnen vorgelesen wird. Aber auch darüber hinaus sollen allen Freunden der Erdkunde, jungen wie alten, die „Charakterbilder" dargeboten sein zu anregender Erholung und zur Erweiterung und Abklärung der Anschauung von fernen Ländern und Menschen. Und dazu mögen die reichlich beigegebenen Illustrationen an ihrem Teil mithelfen.

V.

Inhalt.

I. Vorder-Asien.

II. Iran und Turan.

III. Sibirien.

IV. China und Japan.

V. Indien.

Verzeichnis der Illustrationen.

*

I.

Vorder-Asien.

1.

Smyrna.

— Theodor Schuchardt —

Als wir am Morgen auf Deck kamen, befanden wir uns schon im Golf von Smyrna. Der Golf schien ein Binnensee zu sein, so spiegelglatt habe ich das Mittelmeer nie gesehen, die pittoreske Gebirgskette mit den beiden hohen zuckerhutförmigen Felsspitzen der „beiden Brüder", welche noch mit Schnee bedeckt waren, schien eine volle Seite zu bilden und man mußte glauben, daß die Ausläufer dieser auf der südlichen Seite des Golfs von Smyrna liegenden Kette das gegenüberliegende nördliche nicht ganz so bergige Ufer erreichten. Hinter den „Brüdern" flammte die Morgensonne majestätisch in die Höhe. Hell und warm beleuchtete sie den sich hinter dem Gebirgszug wiederum erweiternden Golf und seine entzückend schönen Ufer, die mit Gärten, Feldern, Wäldern, Dörfern und Flecken aller Art besetzt sind. Im Golf herrschte reges Leben. Eine Unzahl Schiffe, Barken, Kähne, kurz alle nur möglichen Fahrzeuge kommend und gehend mit ihren rotmützigen Mannschaften fesselten unsere Blicke fortwährend und zeigten am sichersten an, daß wir uns einem Handelsplatz ersten Ranges näherten. Und das ist Smyrna auch zweifelsohne. Smyrna, die Perle von Kleinasien, die Hauptstadt Anatoliens tauchte am Horizont auf, d. h. man sah eine unbestimmte Häusermasse aus dem Meere aufsteigend, am Ufer hingebaut und sich an den im Hintergrund erhebenden Bergen hinaufziehend. Wir passierten die Festung Sandschak-Kaleh am flachen sandigen Ufer gelegen, ein im Genueser Stil gebautes betürmtes, mit kranelierter Mauer umgebenes und mit Schießscharten versehenes Schloß. Eine Gruppe hoher Cypressen und

Platanen bildet einen angenehmen Hintergrund, Weinpflanzungen und Olivengärten zogen sich bis hoch an den Uferbergen in die Höhe, welche an der Südseite des Golfes eine größere Erhebung besitzen, als auf der Nordseite, auf welcher stattliche Landhäuser, größere Ortschaften, überhaupt mehr Gärten und schöne Baumgruppen auf den Einfahrenden den angenehmsten Eindruck machen. Bald befanden wir uns im Hafen von Smyrna.

Die zahlreichen Schiffe aller Nationen bildeten eine doppelte Reihe längs des Ufers. Durch die Masten und das Takelwerk hindurch eröffnete sich der Blick auf die Stadt mit ihren Ziegeldächern, Minarets, Kirchen, Speichern, Warenhallen, Landungsbrücken und den dicht neben letzteren liegenden Restaurationen und Schiffahrtsagenturen. An zwei Bergen zieht sich die Stadt in die Höhe, deren höchster, der Pagos, mit den Trümmern einer genuesischen Festung gekrönt ist; rechts davon bilden die von den herrlichsten Cypressen umgebenen und geschmückten großen türkischen Friedhöfe einen wesentlichen Schmuck in der Schönheit dieses landschaftlichen Bildes. In östlicher Richtung öffnet sich ein Blick in ein Thal in das Innere des Landes, der Hintergrund wird durch schön geformte malerische Berge und Hügel gebildet.

Die Erlaubnis zum Landen ward bald erteilt; mein Reisegefährte und ich waren so glücklich die ersten zu sein, welche das Schiff, das bis zum andern Abend im Hafen liegen bleiben sollte, verlassen durften.

Die Straßen von Smyrna sind sämtlich gepflastert, aber das „Wie" läßt sich oft nicht beschreiben. Man muß es selbst betreten, man muß zwischen den spitzen Steinen Höllenqualen ausgestanden und auf manchen größeren, flachen Steinen riskiert haben, in die in der Mitte der Straße angebrachte Gosse zu fallen, um den Wunsch gerechtfertigt zu finden: gar keine gepflasterten Straßen. Doch wäre dies ganz unausführbar, denn Smyrna hat starken Regenfall und die vielen schmalen berganführenden Gäßchen und Gassen der Türken- und Judenstadt würden bei anhaltendem Regen geradezu nicht zu passieren sein, wenn sie nicht gepflastert wären. Die ebenen Straßen in der Franken- und Armenierstadt sind breiter und besser gepflastert. In ihnen wähnt man sich nach Livorno zurückversetzt, man blickt durch die stets geöffnete Hausthür in einen wohnlich, sauber gehaltenen Hausflur und hinter diesen in einen mit Springbrunnen und geschmackvoll angelegten Blumenpartieen versehenen Garten und Hofraum. Die Häuser dieser Quartiere sind von Stein und meistens zwei Etagen

hoch; die Häuser des Juden- und Türkenviertels haben nur Parterregeschoß und sind zum größten Teil aus Holz und Backsteinen erbaut; erst jetzt, nachdem binnen kurzem mehrere bedeutende Brände ganze Stadtteile in Aschen- und Trümmerhaufen verwandelt haben, fängt

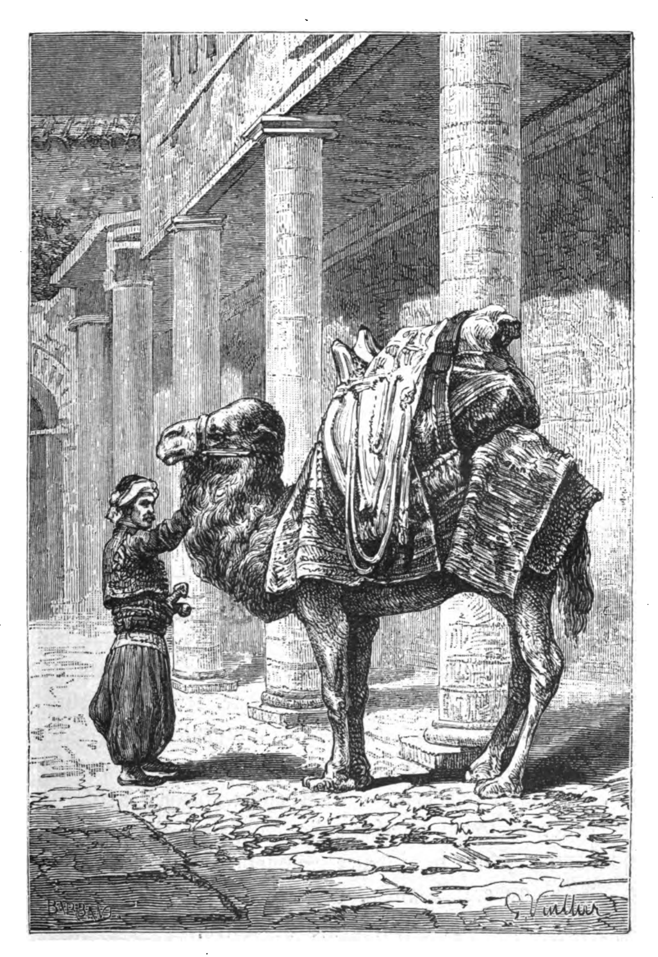


Abb. 1. In den Straßen von Smyrna.

man an, Häuser nach europäischem Stil auch in den Juden- und Türkenquartieren zu errichten. Die Frankenstraße ist eine 3—4 m breite, erträglich gepflasterte, 2 km lange, sichelförmig gekrümmte Straße, welche hinter der zweiten Häuserreihe, dem Hafen parallel, an demselben entlang läuft. In ihr verschwindet das orientalische Element

fast gänzlich, höchst selten kommt ein Kamel oder ein beturbantes Individuum in diese Straße, deren vollkommen europäisch eingerichtete Häuser von den fränkischen Gewerbtreibenden bewohnt werden.

Wir gingen zunächst nach dem Karawanserai, in welchem die aus dem Innern Kleinasiens angebrachten Rohprodukte des Pflanzenreichs aufgestapelt werden. Eine Karawane von 42 Kamelen brachte Süßholz in ungeschälter Ware; ein Dutzend dieser Tiere hatten Gelbbeeren angebracht und ein anderes Magazin war von einem Opiumhändler mit Beschlag belegt, welcher mit einem Engländer im eifrigsten Handelsgeschäft begriffen war. Wir gingen in einen anderen Hofraum. Hier herrschte ein wahrer Jahrmarkt. Aus allen Teilen des inneren Kleinasiens, vom Euphrat und Tigris, vom armenischen Hochland, aus der Gegend von Mossul, Aleppo, Diarbekir waren Handelsleute und Kameltreiber hier anwesend, um ihre Waren abzusetzen. Ein schrecklicher Lärm herrschte. Schlaue Griechen mit deklarierten Spitzbubenphysiognomieen und gleichgesinnte Armenier rannten umher, um Maklerdienste zu verrichten.

Der Weg nach dem Bazar führte uns nach einem Karawanserai, in welchem Früchte in bedeutenden Quantitäten aufgestapelt wurden. Hier befand ich mich an der Quelle der berühmten Smyrnaer Feigen, Smyrnaer Traubenrosinen, Tschesme- und Elemebeeren.

Der Bazar von Smyrna läßt sich nicht mit denen von Kairo, noch weniger mit dem von Konstantinopel vergleichen. Ihm fehlt das Eigentümliche, das ausschließlich Orientalische. Schon sein äußeres Aussehen — es sind Stein- und Bretterlokale, die Reihen von breiten und schmalen, oben mit Segeltuch überdachte, kreuz und quer laufende Straßen bilden, in denen nur wenig morgenländische Waren, aber umsomehr abendländische Gegenstände feil geboten werden, läßt dies erkennen. — Ich wüßte beinahe nicht einen einzigen Artikel zu nennen, der hier besser vertreten gewesen wäre, als in Kairo; höchstens etwa Waschschwämme, die in seltener Schönheit und Größe vorhanden waren. Alles andere, Waffen, Leopardenfelle, Stickereien, Tschibuks, Wasserpfeifen waren weit teurer als in Kairo.

Da das Wetter prachtvoll war, so beschloß ich, einen Spaziergang nach den Friedhöfen und ihren Cypressenwaldungen zu versuchen, um möglicherweise von der Höhe der Berge einen guten Überblick über „die Krone Anatoliens", die Bai und ihre Gestade zu gewinnen. Ich hatte mich nicht getäuscht, mein guter Genius führte mich einen herrlichen Weg, von welchem, je höher ich an den Bergen hinaufstieg, desto schöner, umfangreicher, allseitiger das Panorama

sich gestaltete, ich denjenigen Anblick von Smyrna und Umgegend genoß, von dem ich schon so viel Rühmendes gehört hatte. Auch wenn man schon viel schöne Punkte am Meeresufer gesehen hat, so muß man sich gestehen, daß Smyrna und seine Umgegend unter ihnen für alle Zeiten einen hervorragenden Platz einnehmen wird.

Ohne Weg und Steg stieg ich zwischen den einzelnen Gräbern rückwärts den Berg hinan, mit jedem Schritt erweitert sich der Gesichtskreis und wird die Gegend imposanter. Am Wartturm angekommen sah ich mich umgeben von türkischen, griechischen, jüdischen und vielleicht auch armenischen Gassenjungen, welche sich mit Ballspiel und Drachensteigen amüsierten. Eine Herde schwarzer, grobwolliger Schafe, gehütet von einem wild aussehenden Kerl in grobem, zottigem braunen, weiß geschnürtem Mantel, trieb an mir vorüber und bildete eine ganz passende Staffage zu dem lebensvollen morgenländischen Bilde. Der klare, blaue, glatte Wasserspiegel mit den vielen mannigfach gestalteten Fahrzeugen war der Mittelpunkt dieses zauberisch schönen Seestückes. Seine Ufer lieferten einen ebenso herrlichen Rahmen. Während im Norden flache, freundlich grüne, reich bebaute und mit Dörfern, Landhäusern aller Art und Größe besetzte Ufer die Bucht begrenzen, über welche die langen Hügel- und Bergzüge, meistens dicht bewaldet, bis zu verschiedener Höhe in einzelnen runden Gipfeln und Kuppen sich erheben, verleihen die „beiden Brüder" in ihrer nackten felsigen Steilheit mit ihren schroffen Felspartieen dem Ganzen etwas ungemein Pittoreskes. Im Osten ist es der kahle, steile, unwirtliche, nur in seinen unteren Partieen belaubte Sipylos, welcher aus dem Innern des Landes hervorragend nach dieser Richtung einen Schlußstein bildet. Vor ihm zieht sich der Pagos mit seiner ausgedehnten genuesischen Schloß- und Burgruine hin, vor ihm öffnet sich die Ebene des Hermos und Melas, ein kurzes, üppig angebautes, einem Garten zu vergleichendes Thal, aus welchem soeben der gellende Ton einer Lokomotivenpfeife erschallt und mich gemahnte, daß auch hier die moderne Kultur mit ihrem dahinschnaubenden, ehernen Zeichen der Zeit bereits Terrain gewonnen hat. Am Fuß des Pagos und der Berge mit den Friedhöfen, zwischen diesen und dem Meere liegt in Form einer unregelmäßigen Ellipse die große Handelsstadt. Ihre einzelnen Quartiere und Stadtteile lassen sich sonder Mühe von oben herab gesehen unterscheiden, ihre Moscheeen, Minarets, Kirchen und Klöster des armenischen, orthodoxen und katholischen Ritus verleihen der einförmigen Häusermasse eine angenehme Abwechslung. Nur ungern trennte ich mich von dem herrlichen,

bezaubernd schönen Gemälde und schlug den Rückweg nach der Stadt ein, der mich zwischen den Cypressenalleeen durch die Juden- und Türkenstadt hindurch, auf über alle Beschreibung miserablem Straßenpflaster zurückführte.

Da ich den Nachmittag zu einer Exkursion nach dem alten Genueser Schloß benutzen wollte, brach ich mit einem Rheinländer nach kurzem Verweilen in der Stadt wieder auf, und, durch uns völlig unbekannte Straßen und Gassen, suchten wir, die Richtung genau festhaltend, in dem Labyrinth von Häusern, Baracken und Hütten den Fuß des Berges zu erreichen, was auch endlich gelang. Leider wurde uns der Genuß der herrlichen Aussicht auf eine recht unangenehme Weise verbittert. Nachdem wir dicht unter den Ruinen angelangt, welche den Gipfel krönen, uns von dem beschwerlichen Heraufklettern auf den 300 m hohen, steilen, kahlen Berg ein halbes Stündchen ausgeruht hatten und uns eben anschickten, das Innere dieser sehr ausgedehnten Trümmer zu besichtigen, und von deren Rückseite einen Blick auf das an landschaftlichen Schönheiten ganz besonders reiche Thal des Melas werfen wollten, wurden wir von sieben jungen Türken mit einem Hagel von Steinen begrüßt, deren mehrere so gut gezielt waren, daß wir empfindlich davon getroffen wurden. Ich gestehe, daß ich über diese Brutalität so erbittert war, daß ich mich hinreißen ließ, gleiche Verteidigungsmaßregeln in Anwendung zu bringen. Obwohl ich auch das Ziel nicht verfehlte, war ich insofern im Nachteil, als die sieben Kerls höher plaziert waren als ich und ich mich ganz allein ihnen gegenüber befand, denn mein Spaziergefährte hatte längst das Weite gesucht. So lange ich tapfer warf, blieben die Kerls auf die Defensive beschränkt, als sie aber sahen, daß ich ermüdet und vereinsamt zurückwich, ergriffen sie die Offensive, einige von ihnen beabsichtigten sogar, mir den Rückweg abzuschneiden, und nur ein glücklich angebrachter Steinwurf bewirkte, daß einer der Ruhestörer getroffen, von der Verfolgung abließ und ich mich einigen im Schatten eines Olivenbaumes sitzenden, Rosinen und Mandeln verzehrenden Armeniern und Griechen zugesellte, unter deren Schutz ich unangefochten blieb.

Es war ein glücklicher Zufall, daß die boshaften Muselmänner uns wenigstens den ungestörten Genuß der prachtvollen Aussicht hatten zuteil werden lassen, die von dieser Höhe aus noch weit lohnender ist, als von den Kirchhöfen.

Um einen Begriff von dem Verkehr der Stadt mit dem Innern des Landes zu erhalten, erteilte man mir den Rat, die Karawanen-

brücke zu besuchen, eine Brücke, welche über den Melasfluß führt und von sämtlichen Karawanen, Lasttieren rc. passiert werden muß, welche aus dem Innern nach der Küste und von dieser wieder zurück wollen. Mir hat der Besuch derselben eine interessante Stunde verschafft, die mich bald das soeben erlittene Mißgeschick beim Besuch des Pagos vergessen ließ. Die Brücke und der Platz vor der Finanzwache und einigen Kaffeehäusern wurde während meines Aufenthalts im wahren Sinne des Wortes nicht einen Augenblick leer. Züge von 10—40 Kamelen, dazwischen Esel und Pferde, Reiter, Fußgänger aller Art Nationen gingen und kamen unaufhörlich.

Am andern Morgen machte ich eine Exkursion nach dem nördlichen Ufer der Bai von Smyrna, um den Anblick auf die entzückende Lage der Stadt und Umgebung von allen Seiten zu genießen. Die Stadt präsentiert sich überall anders, aber überall außerordentlich schön. Selbst der, der schon viel Schönes in seinem Leben gesehen hat, kann eine ungeteilte Bewunderung über das herrliche Panorama nicht unterdrücken. Da der Dampfer erst nachmittags die Anker lichten wollte und mir noch soviel Zeit übrig blieb, um die armenische Kirche zu besehen — Smyrna ist Sitz eines armenischen Erzbischofs — so richtete ich meine Schritte dahin.

Die schöne Kirche steht mitten in der Stadt und ist von einem geräumigen Friedhof umgeben, die Gräber sind sämtlich mit Leichensteinen, welche platt an der Erde liegen, versehen, im Gegensatz zu den türkischen Friedhöfen, bei denen bekanntlich die beiderseits bunt bemalte Marmorsäule, welche den Namen des Verstorbenen und höchstens einen Spruch aus dem Koran trägt, am Kopfende des Grabes in senkrechter Stellung aufgerichtet ist. Die Kirche selbst ist größer und schöner als die armenische Kirche in Kairo. Ihre mit Marmorsäulen geschmückte Vorhalle vor den Haupteingängen, die hohen Glasfenster und ihre freie Lage machen sie zu einer architektonischen Zierde dieses Stadtteiles.

Der Dampfer hielt seine Abfahrtsstunde mit lobenswerter Pünktlichkeit. So lange es nur anging, blieb ich auf Deck, um den zauberisch schönen Anblick der Stadt und ihrer Umgebung so lange als möglich zu genießen. Die rötlichen Streiflichter, welche die sinkende Sonne auf den Pagos und Sipylos warf, ließen die alte Schloßruine in hellerem Reflex erscheinen, von den steilen Felswänden der „beiden Brüder" reflektierte ein blauschwarzes Licht in den spiegelglatten Golf, die Höhen der Felder, Gärten und Wälder erschienen von matt grüngoldigem Glanz durchwoben, zu welchem die roten

Ziegeldächer der weißen Landhäuser einen herrlichen Kontrast bildeten, so daß das Gesamtbild der im Sonnenuntergang vor uns liegenden Landschaft einen magischen Effekt gewährte.

2.

Quer durch den Taurus von Konia nach Alaya.

— C. Sperling —

Nachdem wir den Anstieg eines ziemlich hohen Berges erstiegen hatten und eine halbe Stunde auf der Hochfläche fortgeschritten waren, entfaltete sich auf einmal die Ebene von Konia in ihrer ganzen Majestät; es war ein großartiger Anblick. Gegenüber und uns zur Linken verlor sich die graugelbe Fläche ins Unendliche, nur rechts dämmerten die fernen isaurischen Berge, aber zu unsern Füßen lag die grüne Bauminsel Konia, zu der alle Wasser strömten, ihren Lauf entlang von den Bergen her mit Bäumen begleitet, aber an ihrer letzten Grenzmarke lagerte Erstarrung und Tod. Das war also Iconium, die alte Hauptstadt Lycaoniens, wo Paulus lehrte, die Seldschucken in ihrer Machtfülle thronten und Barbarossa seine letzte glänzende Waffenthat verrichtete, ehe er im nahen Calycadnus ertrank; wo so viele fromme und gelehrte Scheiche begraben sind; die Stadt, zu deren Schreinen der Muselmann mit Vorliebe pilgert, wenn ihm zur Reise nach Mekka die Mittel fehlen. Ich glaube, mit dem Blicke von diesem Berge in diese unendliche Wüste, welcher die rauschenden Bergwasser noch ein letztes Grün, ein letztes Leben abringen, können sich wenige messen, denn schärfere Kontraste treten wohl selten in der Landschaft so nahe und in solcher Großartigkeit zusammen auf. Nachdem wir eine Stunde durch die Ebene getrabt, stand ich um 1 Uhr vor den Thoren der Stadt. Die Mauern, schön aus Quadern aufgeführt, sind mit viereckigen Türmen flankiert, welche mannigfach ornamentiert sind. Nachdem ich durch das mächtige Thor hineingetreten, glaubte ich in Nicäa zu sein. Hier wie dort weit und breit kein Haus, nur Trümmerstätten und dazwischen hier und da eine eingestürzte Moschee, ein Bad, ein Grabmal, alles halb in die Erde gesunken und vom Unkraut überwuchert, ein trauriges Bild der Zerstörung und des Verfalls, dem auch die gewöhnliche orientalische Staffage von herumliegenden toten Tieren, wilden Hunden u. s. w. nicht fehlte, und in welches die wenigen Reste der alten Seldschucken-

burg links vom Hügel herunter düster herabsahen. Endlich kamen wir an die ersten bewohnten Häuser des modernen Konia, welches im SW. der Ringmauer und zur Hälfte außerhalb derselben erbaut ist ich kann diesen sonderbaren Umstand nur dadurch erklären, daß hier der Wasserreichtum größer ist, während das Trümmerfeld dürre ist.

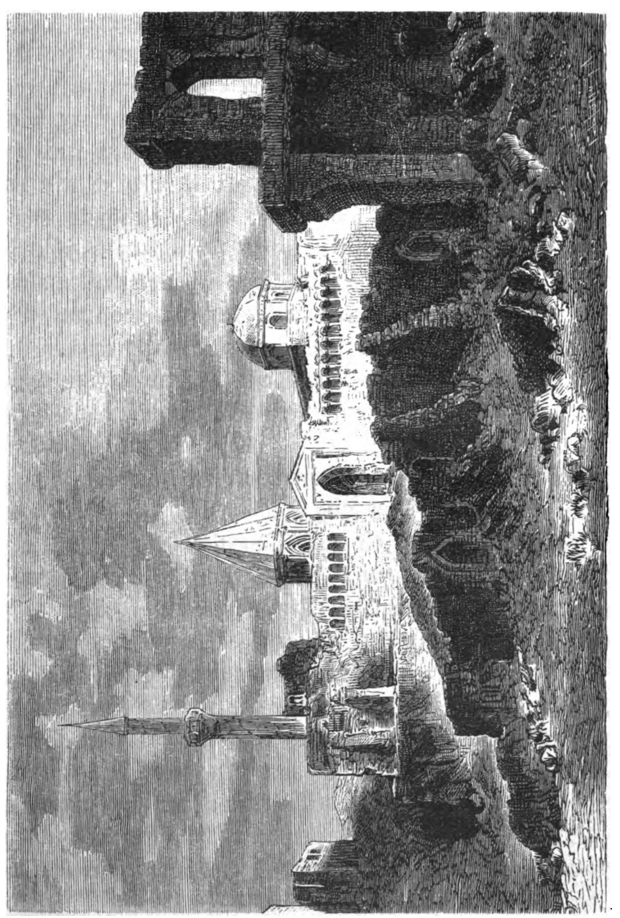


Abb. 2. Ruinen bei Konia.

Um nun allen Empfangsfeierlichkeiten zu entgehen, hatte ich niemand wegen Quartier zum Pascha geschickt, sondern stieg bescheiden in einem Khan ab. Im Khan empfingen mich die Griechen, da ich ziemlich zerrissen und staubig aussah, sehr unfreundlich und behaupteten, es seien keine Zimmer da. Diese Aufnahme beunruhigte mich nicht im

geringsten, da es noch lange bis zum Abend war und ich vorläufig noch gar keine Sehnsucht nach den schmutzigen Zimmern des Khans mit seinen Myriaden von Flöhen hatte. Ich legte mich deshalb im Hofe des Khans auf einen Warenballen und rauchte Cigaretten. Dieser Ruhezustand sollte mir aber nicht lange beschieden sein, denn es dauerte kaum eine Viertelstunde, so hörte ich auf der Straße Pferdegetrappel, und ein Hauptmann, gefolgt von mehreren Dienern, kam in den Hof gesprengt und fragte in dem Namen des Paschas nach dem Europäer, der hier sein sollte. Die Griechen, denen ich gar zu anspruchslos erschienen war, dachten im ersten Augenblick nicht daran, daß ich der Gesuchte sein könnte. Da aber der arme Hauptmann beteuerte, er müsse den Fremden finden, so stieg ich von meinem Warenballen herunter und meldete mich. Er überhäufte mich nun mit den freundlichsten Vorwürfen: warum ich dem Pascha solchen Verdruß anthue und mich heimlich in einen schmutzigen Khan schleiche, während er mich schon seit mehreren Tagen erwarte und mir ein Quartier bereit halte, ich solle nur geschwind mitkommen. Letzteres war leicht, da ich noch nichts ausgepackt hatte. Am meisten amüsierten mich aber die unverschämten Griechen, die nun reuig dastanden und sich den Kopf zerbrachen, wer ich wohl sein möge. Am Thore des Khans stand auch ein reichgeschirrtes Pferd, welches der Pascha für mich geschickt hatte. Der Zug ging durch die Stadt, dauerte aber nicht lange, denn das mir zum Quartier ausersehene Haus lag in der Nähe. Gleich am Abend schickte mir der Pascha ein Diner ins Haus, an dem sich wohl ein Dutzend Personen hätten satt essen können. Am Morgen stand stets ein reichgeschirrtes Pferd vor meiner Thüre, und der schon erwähnte Hauptmann kam, mich überall, wohin ich ging, zu begleiten.

Von Gräbern von Heiligen und Scheichen zählt die Stadt eine große Menge; viele von ihnen sind aber ohne Wächter, ohne Thüre, das Grab zerstört und beraubt; ihre Architektur ist unveränderlich dieselbe; ein massives Oktogon, dem eine ähnliche spitz zulaufende Pyramide aufgesetzt ist; viele ohne Mörtel, aus schön gefugten Quadern errichtet.

Die Moscheeen sind klein und ebenfalls alle in derselben Form erbaut; einem viereckigen Unterbau wird ohne alle vermittelnden Glieder eine flache Kuppel aufgesetzt. Viele der Kuppeln sind, wie die des Pantheon in Rom, offen.

Von der Burg, die auf einem Hügel in der Stadt, aber nahe an den Mauern liegt, ist wenig übrig. Man sagte mir, bis vor

50 Jahren sei das alte Residenzschloß noch in seinen Hauptteilen erhalten gewesen, da sei aber ein Defterdâr-Efendi aus Konstantinopel gekommen, den die bronzenen Angeln und Beschläge der Thüren sehr gereizt hätten, er habe sie herausbrechen lassen und zu Gelde gemacht; seit jener Zeit sei das Schloß dem Verfalle preisgegeben worden und ein jeder habe seinen Baubedarf von dort geholt.

Unter der Burg liegt hart an den Stadtmauern eine zweite Citadelle, die bis auf die Verwüstungen, die der bronzesuchende Defterdâr-Efendi auch hier angerichtet, noch gut erhalten ist. Es ist ein an 13 m hohes Mauerpolygon, mit vorspringenden Türmen flankiert und tiefem Wallgraben umgeben, von schönster Konstruktion.

So viel vom alten Iconium. Von der neuen Stadt, die wie schon oben bemerkt, zur Hälfte außerhalb der alten Ringmauern im Freien liegt, ist wenig zu sagen; einstöckige Lehmhäuser mit Lehmmauern umgeben, ohne Abputz und Tünche, die Khans und Moscheeen von Holz. Der Bazar ist schlecht und ärmlich; elende Bretterbudiken an langen holperigen Straßen hingereiht, in welche die Sonne unbarmherzig hinein brennt. Auch unter den ausgestellten Waren sah ich nichts original Türkisches, welches meine Kauflust hätte reizen können.

Donnerstag, den 18. September, mußte ich mich endlich von Konia und seinen freundlichen Bewohnern losreißen, denn ich hatte noch den schlimmsten Teil der Reise, quer über den Taurus nach Alaya, vor mir. Wir brachen um 8 Uhr auf und hielten uns in SSO. Richtung durch die Ebene, in der bald jeglicher Baumwuchs verschwand; nach zwei Stunden setzten wir über niedrige, aber so zerklüftete Klippenrücken, daß man vom Pferde steigen mußte; zur Rechten begleiteten uns kahle, weiße Berge, von denen einer, der Loras Dagh, von beträchtlicher Höhe. Erst um 2 Uhr, nachdem wir über die niedrigen Ausläufer dieser Berge geschritten waren, erreichten wir das erste Dorf der heutigen Tagereise, Kawak (d. i. Platane) genannt, welches 30 Häuser zählt und ziemlich trostlos in einer weiten flachen Mulde liegt. Auf ähnlichem Wege über niedrige kahle Höhen legten wir noch zwei Stunden zurück, nach Ütsch-Kisse (Dreibeutel). Hier erblickte ich auch die isaurischen Berge wieder, aber statt des erwarteten Eindrucks eines Hochgebirges von 3000 m, sah ich nur wenig sich über dem Horizont erhebende Wellenlinien, während links der Kara Dagh riesig sein Haupt in die Lüfte erhob.

Am andern Tage traten wir plötzlich ins rauhe Isaurien ein, denn vor uns öffneten sich ohne alle vorbereitende Vermittlung die

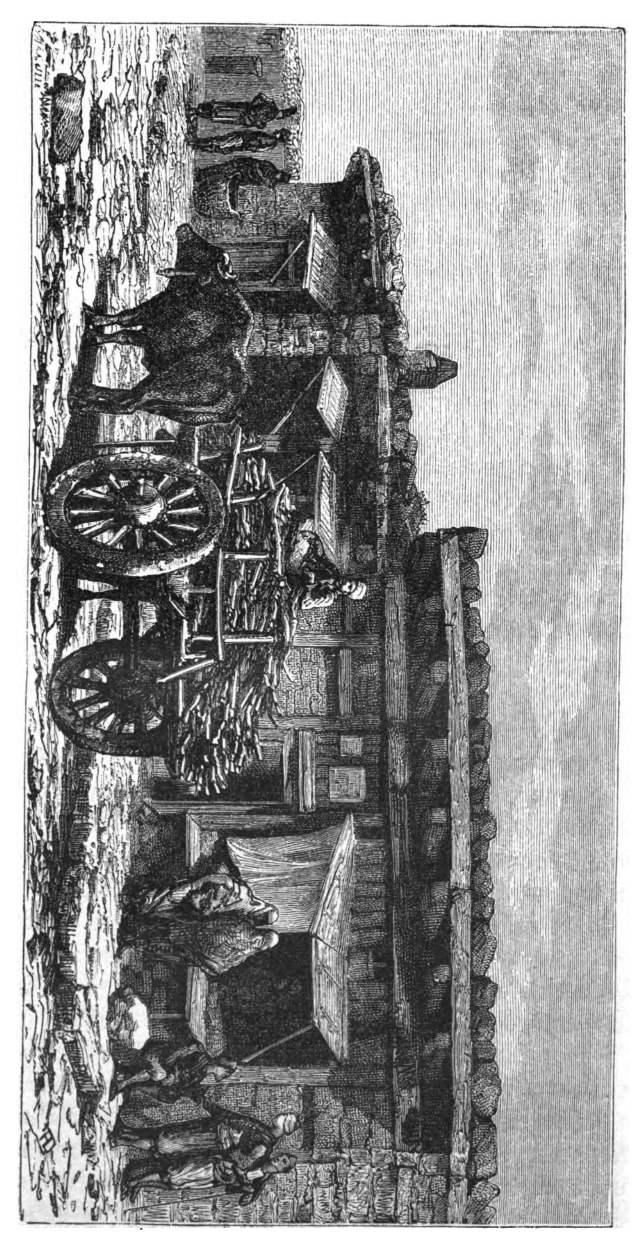


Abb. 3. Kleinasiatisches Dorf.

Berge in einem engen Felsspalt, den das Volk sehr treffend „Felsenmund“ nennt, und aus dem ein Fluß herauskömmt. Hätte ich nicht aus der Karte gewußt, daß der Flußlauf mich zu bewohnten Stätten führen müsse, so würde ich Anstand genommen haben, diesen schauerlichen Weg, der mit der soeben verlassenen sonnigen Ebene um so greller kontrastierte, weiter zu verfolgen, denn alsbald erhoben sich in dem oft nur 20 Schritt breiten Schlunde die Felsen senkrecht bis zu 200 m Höhe, die Sonne verschwand und im Schattendunkel der Felsen ging es weiter. Nachdem wir eine halbe Stunde fortgeschritten und ich mich überzeugt hatte, daß der Weg, trotz seiner erdrückenden Enge doch sehr praktikabel sein müsse, da die schmale Thalsohle, mit Dammerde erfüllt, ganz eben und sehr angenehm zum Reiten war, auch die festgefügten Trachytwände nicht befürchten ließen, daß Felsblöcke von der Höhe herabstürzen würden, zogen wir langsam weiter. Tiefer hinein wurde infolge der Kühle die Wassermenge bedeutender. Es zeigten sich auch überall künstlich gearbeitete Höhlen, oft in beträchtlicher Höhe der Felswände und jetzt ganz unzugänglich, jedenfalls Wohnungen der alten Isaurier, die gewiß hier sehr ungestört hausten, denn welches Kriegsheer hätte es wagen dürfen, durch den „Felsenmund“ einzudringen? Fünf Stunden lang, bis wir um 2 Uhr durch eine der wenigen Unterbrechungen, welche die Felsmauern zeigen, uns links aus dem Thale herausarbeiteten, wo wir das Dorf Bunardschik („Quellchen“) fanden, dauerte dies großartige Schauspiel.

Endlich, nachdem schon der Monat Oktober begonnen und die Bauern mir sagten, daß die Schneezeit für den Taurus jeden Tag eintreten könne, war es die höchste Zeit, mich zu dem übelberüchtigten Weg über das Hochgebirge zu rüsten. Sonnabend, den 4. Oktober brach ich daher um 8 Uhr von Bunardschik auf. Die Einwohner des Dorfs, unter denen ich mehr als 14 Tage zugebracht hatte, begleiteten mich noch bis an die Grenzen ihrer steinigen Felder, und von ihren Segenswünschen begleitet zog ich weiter. Wir wandten uns durch einen kleinen Föhrenwald nach SO. ansteigend und kamen um 11 Uhr nach dem Dorfe Teperassi. Das hochgelegene Dorf bot einen prachtvollen Umblick in der großartigen Gebirgslandschaft. Nach SO. öffnete sich in mäßig weitem Thale der Bergzug, der uns bis jetzt links unseres Weges begleitet hatte; nach WNW. lag der hohe Dalamas-Dagh oberhalb des Dorfes Dere und in SW. thronte der ferne Gejik-Dagh, sein hohes Haupt in Wolken gehüllt.

Teperassi verließen wir um 12 Uhr 35 Min., und nachdem wir

auf der Höhe fortgeritten, führte uns um 1 Uhr ein hoher, 3/4 Stunden dauernder Abstieg in ein enges finsteres Thal hinunter, wo unten ein starker aus WSW. kommender Bach mit kurzer Wendung in enge Schluchten nach SO. verschwand. Auf mein Befragen, wie das Wasser heiße, sagte man, es sei das Gökdere-Su, welches zwei Stunden von Dedemköi entspringe und sich bei Selefke ins Meer ergieße. Ich war also hier wider Erwarten an den Calycadnus gekommen. Sein Thal war eng und von hohen Bergen umgeben, die teilweise zu Weinbau benutzt waren; wo aber die Dörfer lagen, denen diese Weinberge gehörten, blieb mir unbekannt. Wir ritten, ohne über den Bach zu setzen, auf seinem steileren linken Ufer weiter; er war schon recht bedeutend und uns zur rechten Seite rannen viele Quellen von den schwarzen Schieferbergen zu ihm herab. Um 2 Uhr 25 Min. führte uns eine alte seldschuckische Brücke auf das rechte Ufer, wo wir heute blieben. Die solid aus Kalkquadern konstruierte weiße Brücke, die zwischen den hohen schwarzen Bergen einen seltsamen Eindruck machte, hatte zwei Bogen und zwischen ihnen eine große kreisrunde Öffnung. Um 4 1/4 Uhr sahen wir das Dorf Dedemköi, das letzte am Fuße des Hochgebirges, vor uns liegen. Der Anblick war beengend, denn die Berge schlossen sich dicht zusammen, und zwischen ihren gewaltigen Abhängen eingeengt lag das große Dorf auf niedrigem Hügel mit mehreren Minarets amphitheatralisch aufgetürmt und vom Strahle der Sonne nicht mehr erreicht. Rechts aus den Bergen drängte sich der Calycadnus heraus. Das Dorf Dedemköi hat keine Äcker, sondern nur Wein- und Obstgärten, zu deren Anlage die nahen steilen Bergabhänge benutzt werden, und welche sehr schöne Äpfel, Quitten, Birnen, vor allem aber treffliche Weintrauben erzeugen.

Für den folgenden Tag war mir der Weg als „sehr steil und sehr gewaltthätig“ angekündigt worden und er war es in der That. Wir verließen Dedemköi um 7 1/2 Uhr und stiegen nach S. in einem engen Thale über verwitterten Schieferboden steil hinauf; es war empfindlich kalt; nach einer halben Stunde erweiterte sich das Thal und in seinen grasreichen Mulden weideten die großen Schaf- und Ziegenherden des Dorfes Dedemköi, sein einziger Reichtum. Links in der Tiefe zeigte sich noch ein Dorf. Aber schon um 8 3/4 Uhr mit WSW. Wendung verschwand dieser letzte Anblick menschlichen Lebens; zu beiden Seiten traten hohe Felswände an den Weg heran und die Natur des Hochgebirges begann; um 9 1/4 Uhr richteten wir uns nach SO. Das Schiefergestein, welches mich von meinem Ein-

tritt in das Calycadnusthal begleitet hatte, hörte hier auf und Trachyte und weißer krystallinischer Kalk traten an seine Stelle; feste Klippenreihen des letztern durchsetzten manchmal den Pfad und waren von den im Hochsommer hier durchziehenden Herden spiegelglatt abgeschliffen, so daß das Reiten darüber sehr gefährlich war und wir oft vom Pferde absteigen mußten; ich habe überhaupt die ganze beschwerliche Route, die von Dedemköi bis Alaya im ganzen vier Tage dauerte, meistens zu Fuß zurückgelegt. Die Richtung blieb stets SO. und S. Um 10 Uhr hörte auch die Baumvegetation der isaurischen Berge, Steineichen, Wacholder, wilde Birnen und Berberitzen, nach und nach auf und kümmerlicher Graswuchs trat an ihre Stelle. Eine Viertelstunde später stiegen wir, indem wir uns nach SSW. wandten, ein wenig hinab in eine kleine Ebene, die rechts und links von niedrigen Hügeln geschützt war, gerade uns gegenüber in SSW. lag eine hohe Bergkuppe. Wir wandten uns, die Bergkuppe rechts lassend, nach SO. in ein trockenes enges Gießbachbett, durch welches wir mühsam hinaufkletterten, da uns große, herabgerollte Felsblöcke oft den Weg versperrten, endlich kamen wir auf eine zwar steinige, aber freie Hochebene hinaus, wo ich zum erstenmal einen Umblick hatte. Vor uns rechts in W. in etwa zwei Stunden Entfernung lag der „Hirsch-Berg", eine majestätische, isolierte, teilweise mit Schnee bedeckte Kuppe, die sich überall steil abfallend, noch bis zu 600 m erheben mochte; links weit nach O. streichend lag ein längerer, nicht so hoher Bergzug; zwischen beiden ein tiefes Thal, in welchem unten ein starker Bach aus SW. rauschte und in NO. Richtung in den Bergen verschwand. Die großartige Hochgebirgsnatur machte einen unendlich feierlichen Eindruck; alle Vegetation war erstorben, selbst das kümmerliche Gras; der Bach, dessen Rauschen das Echo vervielfachte, die ernsten Bergstirnen, von denen es in dieser Einöde wie Geräusch und Leben herüberklang, darüber ein tiefdunkler Himmel gebreitet; ich fühlte mich so allein und nichtig der großen Schöpfung gegenüber.

Ich hatte geglaubt, nachdem ich von Dedemköi fünf Stunden bis hierher heraufgeklettert war, das Schwerste überstanden zu haben und auf der Kammhöhe angekommen zu sein. Dem war nicht so. Vorerst wurde ein Teil des mühsam Errungenen wieder zu nichte gemacht, indem wir nach dem düstern, steinigen Thale des mutmaßlichen Calycadnusarmes auf steilen Pfaden wieder hinabstiegen. Wir folgten dem kaum 6 m breiten Thale eine Viertelstunde lang nach SW. hinauf, wandten uns dann links nach SO. in ein ebenso

enges, aber wasserloses Thal, in welchem wir wieder mühsam drei Viertelstunden lang ebenso steil aufwärts kletterten. Oben befand ich mich ziemlich wieder auf der Höhe der früheren Ebene. Abermals stiegen wir eine halbe Stunde nach SO. hinunter, und wieder nach SW. in halber Höhe eines Felsthals, wo wir links tiefe Schlünde und rechts steile Felswände hatten, langsam nach der Höhe hinauf. Allmählich erweiterte sich das Thal, Abgründe und Felsen verschwanden und machten einer weiten, mit bereits gelbgewordenem Grase bewachsenen Thalmulde Platz, die sich sanft nach SW. hob, der beste Teil des heute zurückgelegten Weges. Hinter uns her pfiff ein heftiger kalter Wind nach SW. zu der sanft sich hebenden Höhe hinauf, und steigerte sich, je höher wir stiegen, so daß, als wir oben ankamen, er zum rasenden Orkane geworden war, kein Mensch sich im Sattel halten und niemand mit seinem Nebenmanne trotz allen Schreiens sich verständigen konnte. Dies ist die berüchtigte Paßhöhe Jellü-bel, d. i. windiger Bergsattel. Nach SW. gähnte dicht vor uns ein tiefer Abgrund, in welchen wir in Zickzackwindungen nach SO. hinabstiegen und uns bald unter den Felswänden vor dem über uns fortbrausenden Orkane geschützt fanden. Ehe ich weiter gehe, muß ich noch der Paßhöhe mit einigen Worten gedenken, denn sie gewährte wiederum einen zweiten Umblick in das Berglabyrinth, das sich nach links und rechts ins Unabsehbare verlor; nur gerade uns gegenüber in ungefähr zwei Stunden Entfernung wurde die Aussicht durch majestätisch sich quer vor uns lagernde Steilwände geschlossen; der Jellü-bel bildet die Wetter- und Wasserscheide, denn während hinter uns die felsige vegetationslose Einöde und die sturmerfüllte Bergmulde lag, zeigte der vor uns liegende Abgrund in seinen Tiefen schon grüne Föhrenwipfel und einen Bach, der nach S. floß, und als wir um 4¾ Uhr unten angekommen waren, spürte ich mit innigem Behagen den warmen Hauch der Lüfte des Mittelmeers. Hier stand auch ein aus Holz gezimmerter kleiner Khan, der aber voll Mist lag und keine Thüren und Fenster hatte; ein wenig einladendes Quartier. Deshalb zogen wir, obgleich wir durch die angreifende Tagesreise sehr ermüdet waren und uns kaum noch fortzuschleppen vermochten, weiter nach dem Dörfchen Beden, das noch zwei Stunden entfernt sein sollte. Wir hatten nach W. wieder ziemlich in die Höhe zu steigen, und kamen oben abermals in die Region des vom Jellü-bel herwehenden Sturmes; es war 5½ Uhr, dann ging es wieder nach SW. in dichten Föhrenwäldern abwärts. Nun überraschte uns die Nacht, und wenn uns armen Wanderern nicht der freundliche Voll-

mond den Weg beleuchtet hätte, so würde uns nichts übrig geblieben sein, als hungrig und totmüde unter den Bäumen bis zum Morgen zu warten. So halfen wir uns, die Pferde nach uns ziehend, mühsam im Walde weiter und kamen, stets nach der Tiefe hinuntersteigend, nachdem wir uns mehreremal verirrt hatten und ich schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, um 7$^{3}/_{4}$ Uhr nach Beden, einem 20 niedrigen Hütten zählenden armen Holzschlägerdörfchen, wo wir eine sehr herzliche Aufnahme fanden, die uns doppelt wohl that. In Beden hatte man uns für den heutigen Tag wenig Tröstliches versprochen; der Weg sollte noch schlimmer als der gestern zurückgelegte sein; wir hätten die Nacht in einem der kleinen am Wege stehenden schmutzigen Khans zu verbringen, von Alaya könne keine Rede sein, denn es sei noch 16 Stunden entfernt. Alles dies war leider buchstäblich wahr. Früh brachen wir am folgenden Tage auf und ritten in dem tiefen Thale, in welchem eingebettet Beden liegt nach SW. hinunter. Es war ein schöner Morgen und rings glänzten die riesigen kahlen Berghäupter in rosigem Schimmer. Da aber von links her viele Quellen aus engen Thälern unsern Weg durchsetzten, so gab es ein unaufhörliches Auf- und Absteigen, was diese Tagereise äußerst beschwerlich machte. Eine Entschädigung für diese Mühen bot aber der Anblick des majestätischen domartigen Pinienwaldes, der dieses Thal allerwärts erfüllt, und dessen Prachtstämme um so riesiger wurden, je weiter wir fortschritten; Laubholz war gar nicht sichtbar. Um 2 Uhr kamen wir dem Herde eines großen Waldbrandes nahe; derselbe hatte, wie man mir sagte, schon viele Tage in diesen Bergen gewütet, und, durch starke NW.-Winde angefacht, stiegen nun die Flammen auf der rechten Seite des Thales über die Bergkämme in dasselbe hinunter. Glücklicherweise befanden wir uns auf dessen linker Seite. Wir eilten, soviel es Abgründe und Klüfte gestatteten, dem Qualm und der Hitze zu entgehen. Aber oft wandte ich den Blick, um zu sehen, wie das verheerende Element immer tiefer und tiefer in die Schattenkühle des Thales hinunterfraß, wo die gedrängt stehenden Prachtbäume, wenn sie vom Feuer ergriffen wurden, erst hoch aufflammten — es waren die Nadeln, die wie Pulver aufblitzten und dann langsam weiter brannten. Meine Begleiter freuten sich unendlich an dem Anblick und meinten, nun würden endlich einmal die Steinböcke zum Vorschein kommen, die sich hier immer versteckt hielten und auf welche die Jäger tagelang warten müßten. An Steinböcken muß das ganze Gebirge reich sein, denn in Boskyr sah ich vor vielen

Häusern ein und vor den Moscheeen oft drei und vier Paar der großen Geweihe dieser Tiere als Schmuck aufgehängt.

Wie uns schon in Beden gesagt worden war, sollten wir an diesem Tage keine bewohnte Stätte erreichen, sondern nur kleine, am Wege errichtete leere Holzhütten, zu welchen der einkehrende Wanderer alle Lebensbedürfnisse selbst mitbringen muß. Nachdem wir an mehreren dieser Anlagen vorübergekommen, die uns aber alle durch ihren starrenden Schmutz zurückgeschreckt hatten, mußten wir uns endlich um 6 Uhr dennoch entschließen, bei einer derselben Halt zu machen. Sie hatte den Vorzug, daß einige Schritte davon unter großen Ahornbäumen eine schöne Quelle sprang, über welcher ein luftiges Brettergerüst als Schlafstelle für diejenigen Reisenden erbaut war, die nicht in der finstern, übelriechenden Hütte einkehren wollten. Alsbald hatten meine Leute einen mächtigen Pinienstamm von den Felsen heruntergerollt, der ganz angezündet die Nacht über Wärme und Licht in Fülle gab und um welchen sie sich rauchend und kochend bald gruppiert hatten, ihre wilden Gesichter und ihr malerisches Kostüm grell vom Feuer beleuchtet; dazu sandte der Waldbrand von drüben her seinen fürchterlichen Schein; damit der wilden Scene die friedliche Versöhnung nicht fehle, stieg alsbald der Vollmond auf und goß sein mildes Licht über Berg und Thal.

Mit Tagesgrauen brachen wir auf und zogen auf- und absteigend, noch 2½ Stunden weiter nach dem Orte Durbanas, ohne deshalb im allgemeinen beträchtlich abwärts zu kommen.

Durbanas lag östlich des Weges in einem tiefen Thale versteckt, wo, geschützt vor den rauhen Nordwestwinden und von vielen Quellen bewässert, sich auf einmal die herrlichste südliche Vegetation entfaltete; Trauben, Aprikosen, Pfirsiche, Granaten, Quitten bildeten ein unentwirrbares Laubdunkel, unter welchem weitläufig zerstreut viele Landhäuser versteckt lagen, von denen einige mit schönen Veranden umgeben sehr komfortabel aussahen. Durbanas ist der Sommeraufenthalt der reichen türkischen Einwohner von Alaya.

Wir hätten das fünf Stunden entfernte Alaya noch bequem erreichen können, aber das letzte Nachtquartier hatte uns mit seiner Romantik doch so sehr heruntergebracht, daß wir beschlossen, hier zu bleiben.

Am folgenden Tage indes stiegen wir aus dem tiefen Gartenthal von Durbanas wieder hinauf und dann nach SO. auf vielfach gewundenen Wegen durch die Fortsetzung der gestrigen Pinienwälder hinunter. Um 7¾ Uhr sah ich durch einen Bergeinschnitt zum

erstenmal wieder das Meer. Ein trostreicher Anblick nach einer so langen Landreise. Aber die Berge schoben sich wieder zusammen und verengten den Blick. Um 8 Uhr wandte sich der Weg nach SW. und der Abstieg wurde steil, fast treppenförmig, und um seine Beschwerlichkeit noch zu vergrößern, begann hier ein vom Regen vielfach zerrissenes Straßenpflaster, auf dem unsere abgematteten Pferde nur sehr schwer vorwärts kommen konnten. Endlich um 9½ Uhr sahen wir Alaya gerade vor uns im S. in der Tiefe liegen. Die uns zugewandte steile Ostseite des roten Stadtfelsens war grell von der Sonne beleuchtet, ein Haus türmte sich aufs andere, sie hatten alle nach der Meerseite offene tiefe Veranden, und das Ganze sah in dieser Entfernung einem Honigwaben nicht unähnlich. Wir hatten aber noch 1½ Stunden sehr steil hinunterzusteigen, bis wir auf der Ebene ankamen, aus der sich der Felsen, der die Stadt trägt, plötzlich und unvermittelt in südlicher Richtung bis zu 200 m nach dem Meere emporhebt. Die Ebene ist mit gut bewässerten Gärten erfüllt, in denen viele Landhäuser liegen, und über die sie einfassenden Mauern wuchert die reichste südliche Vegetation hinüber, bei der mir namentlich die baumgroßen Kaktusfeigen am meisten imponierten. Um 11 Uhr waren wir an der Stadt. Aber nun mußten wir noch den ganzen Felsen emporklettern. Zuletzt wurden die winkligen Straßen so steil, daß wir die Pferde nicht mehr weiter bringen konnten und uns genötigt sahen, sie nach dem untern Stadtteile zurückzusenden, wo sich am Meere, bequem und gangbar gelegen, das türkische Quartier hinzieht, während die Christen auf die hohen Felsen zurückgedrängt sind, wo die Verbindung zwischen den einzelnen Häusern nur durch in den Fels gehauene Treppen hergestellt ist, die so steil und ausgetreten sind, daß man oft auf allen Vieren hinaufkriechen muß. Die ärmlichen, dichtgedrängten, hölzernen Häuser sind sehr hoch aufgebaut, weil alles in dem heißen Klima nach reiner Luft strebt.

Die Form und Lage des Felsens von Alaya kann ich nur mit der von Gibraltar vergleichen, welchem Alaya an Großartigkeit freilich weichen muß. Vom W., S. und O. vom Meere umflossen und an der Nordseite durch einen 10 Minuten breiten flachen Isthmus mit dem Festlande zusammenhängend, erhebt sich der Alayafels, der an seiner Basis eine Stunde im Umfang haben mag, bis zu 200 m empor. Die W.- und S.-Seite sind ganz unzugänglich, von der Seite des Isthmus her führt ein steiler Weg in Zickzackwindungen hinauf. Über den letzten und höchsten Häusern, die bis 100 m emporsteigen, beginnen die eigentlichen Befestigungen, schöne, kranelierte Mauern

seldschuckischer Zeit, die sich nach allen Seiten über die äußersten Höhen hinziehen und an den Felsabgründen hinlaufen.

Die Aussicht von hier oben ist unaussprechlich schön; das blaue cyprische Meer, in weiter Ferne gegenüber die Solymerberge Lyciens, rückwärts die Tauruskette mit ihren weißen Piks und grünen Vorbergen, die sich steil und langgedehnt aus dem blauen Wasserspiegel hebt, und über dem Ganzen die Sonne des Südens mit ihrer Glanzfülle, alles dies vereinigt sich zu einem Landschaftsbilde von seltener Pracht und Großartigkeit. Aber die nächste Umgebung war öde und traurig; melancholisch rauschen die Wellen in der schwindelnden Tiefe um die roten Felsen, nur die Raben, die der Stadt den Namen gegeben, flattern noch krächzend um die Klippen.

3.
Kaukasus-Landschaften.

— Arthur Leist —

In Batum landet das Schiff. Die Eisenbahn führt uns nun in den Kaukasus hinein. Zwar zunächst noch läuft der Schienenweg eine ganze Strecke an dem Ufer des schwarzen Meeres hin; endlich aber entschwindet das Meer unsern Blicken und wir gelangen in einen schönen Wald, dessen undurchdringliches Dickicht einem Urwalde gleicht. Alte, mächtige Riesen stehen hier neben jungen, frisch emporschießenden Zwergen, überall wuchert Grün hervor, überall blüht es und selbst die Stämme und Äste der Bäume sind bis in die Wipfel hinauf mit Schlingpflanzen berankt. Dazwischen liegen modernde Stämme am Boden, die wohl keine Menschenhand gefällt, sondern das Alter gebrochen haben mag und über sie hinweg wuchert ein neues Pflanzengeschlecht, die alten Baumleichen mit seinem frischen Laube bedeckend. An Stellen, wo die Bäume fehlen, bedeckt dichtes Gestrüpp den Erdboden oder Tausende von riesigen Farnkräutern, deren Kronen sich zwischen Gräsern und Blumen wiegen. Inmitten dieser Waldherrlichkeit flöten Hunderte von Nachtigallen ihr nie ausgesungenes Lied, und so laut sind diese Flötentöne, daß wir trotz des Getöses, welches der dahinbrausende Eisenbahnzug verursacht, jeden ihrer Akkorde deutlich vernehmen.

Wir sind hier an der Grenze Guriens und Mingreliens, des alten Kolchis, aus dem einst Jason das goldene Vließ und die Gift-

mischerin Medea holte. Eben steigen zwei Mingrelierinnen in unsern Waggon, die ersten Töchter des Landes, die mir begegnen. In ihren Gesichtszügen liegt Anmut und Milde, aber kein verführerischer Reiz und überhaupt nichts, das an eine Medea erinnerte.

In Samtredi betreten wir Imeretien, das eigentliche Herz Georgiens. Von der Südseite haben wir immer noch grüne, schöne Berge, während sich im Norden eine lachende Ebene aufthut, an deren Endsaume sich von neuem bewaldete Berge erheben. Nicht weit vom Schienenwege rauscht der Rion dahin, ein schöner reißender Strom, dessen Ufer grüne Fluren und Weidenhaine schmücken.

Imeretien ist dichter bevölkert als Gurien und Mingrelien, und oft tauchen jetzt in der Nähe und Ferne Dörfer auf, zwischen welchen sich Gärten, Äcker und Wiesen hinziehen. Außer bedeutenden Maispflanzungen, sieht man auch Getreidefelder, die dem Landschaftsbilde einen heiteren Anflug von Kultur verleihen und auf die Nähe von Menschen hindeuten, deren Spuren wir so lange in Guriens Urwäldern vermißt haben. Auf üppigen Weideplätzen tummeln sich große Herden von Schafen und Büffeln und dann und wann begegnen wir pflügenden Landleuten oder dicht am Schienendamme ruhenden Hirten, die so das ländliche Lebensbild vervollständigen.

Auf den Bahnhöfen bieten uns Bauernknaben Kirschen, Erdbeeren und Rosen zum Kaufe an, in den Wartesälen wimmelt es von malerischen Gestalten, es blinken silberne Säbelscheiden und auf den Tischen perlt feuriger Kachetinerwein in die Gläser.

Ja, ich bin in Georgien, dem Lande eines beständigen Frühlings, dem Lande der Lorbeerhaine und Weingärten, der schönen Frauen und kühnen Ritter! Schon nähert sich der Eisenbahnzug der Stadt Kutais und wir gelangen in eine Ebene, zu deren beiden Seiten jedoch die Berge fortwährend sichtbar sind. Diese Ebene hat eine Breite von mehr als fünfzig Kilometern und gehört zu den gesegnetsten Landstrichen der Provinz Imeretien. Grüne Fluren, üppige Gärten und Haine prangen in der Nähe wie in der Ferne, und über dieser wonnigen Frühlingspracht lacht der heitere Himmel des Südens. Auf der Station Rion hält der Zug etwas länger, denn von hier geht eine kurze Zweigbahn nach Kutais. Ich bin also im Herzen Imeretiens, dieser Perle Georgiens, deren Rosen und schöne Töchter weithin berühmt sind. Auf das Wohl der letzteren leere ich ein paar Gläser Kachetinerwein und weiter geht es nach Tiflis.

Den Rion haben wir nun nahe zur rechten Seite, so daß wir

ununterbrochen die Schönheit seiner Uferlandschaften genießen können. Rechts wie links türmen sich herrliche Berge empor, deren Schmuck von Bäumen, Sträuchern und Blumen die prächtigsten Bilder darbietet. Selbst die mächtigen Felsen, durch deren Chaos sich der brausende Rion hindurchwindet, sind mit Bäumen und blühenden Schlingpflanzen besetzt, deren lange Zweige bis in die schäumende Flut herabhängen.

Bald beginnt die Bahn zu steigen, die Berge werden immer höher und immer verschiedenartiger die Landschaften, die wie Zauberbilder bei jeder Wendung der Bahnlinie in neuer, überraschender Pracht hervortreten. Lange keucht der Zug an Bergrändern empor, immer höher, bis wir endlich im Surampasse anlangen. Wer Augen hat, der schaue jetzt, wer ein Herz hat, der empfinde die Wonne dieser Herrlichkeit, denn ein Paradies ohne Gleichen thut sich hier den Blicken auf!

Entzücken malt sich auf dem Antlitze eines jeden, und in begeisterten Worten äußert sich dasselbe. Fürwahr, herrlich ist diese Gebirgslandschaft, so herrlich, daß sich ihre Pracht gar nicht beschreiben läßt und mein Nachbar hatte Recht, wenn er sagte, daß man jeden einzelnen Berg und Felsen, jeden Baum und Strauch, jede Blumenflur und Quelle beschreiben müsse, um diese Schönheit annähernd in Worten auszudrücken.

Von Poni ab senkt sich die Bahnlinie wieder und nach einer halbstündigen Fahrt sind wir in der Ebene, wo uns jetzt der Kur, der König der kaukasischen Ströme, begleitet. Seine Wellen sind jedoch trübe, und wenn ihn trotzdem georgische Dichter besingen, so thun sie das wohl seiner stellenweise schönen Ufer wegen, aber nicht, um seine „klare Flut" zu verherrlichen. Doch große Ströme haben ihren Reiz und ihre Bedeutung im Leben der Menschen, die an ihren Ufern wohnen, und daher empfindet jeder soviel Anhänglichkeit an seinen Heimatsstrom. Die Georgier, denen die Augen funkeln, wenn sie ihre unvergleichlich schönen Berge anschauen, besingen daher auch ihren Kur, obgleich seine Wellen trübe und oft sogar schmutzig sind. Prangen doch an seinen Ufern üppige Fluren und stehen alte Kirchen und Burgen, die soviel aus des Landes Vergangenheit zu erzählen haben!

Der Zug dampft weiter durch die Ebene, die immer noch schön ist, aber schon sinkt der Abend hernieder und er sinkt nicht langsam wie bei uns im Norden, sondern mit Eile; kaum ist die Sonne verschwunden und schon breitet die Nacht ihren Schleier aus.

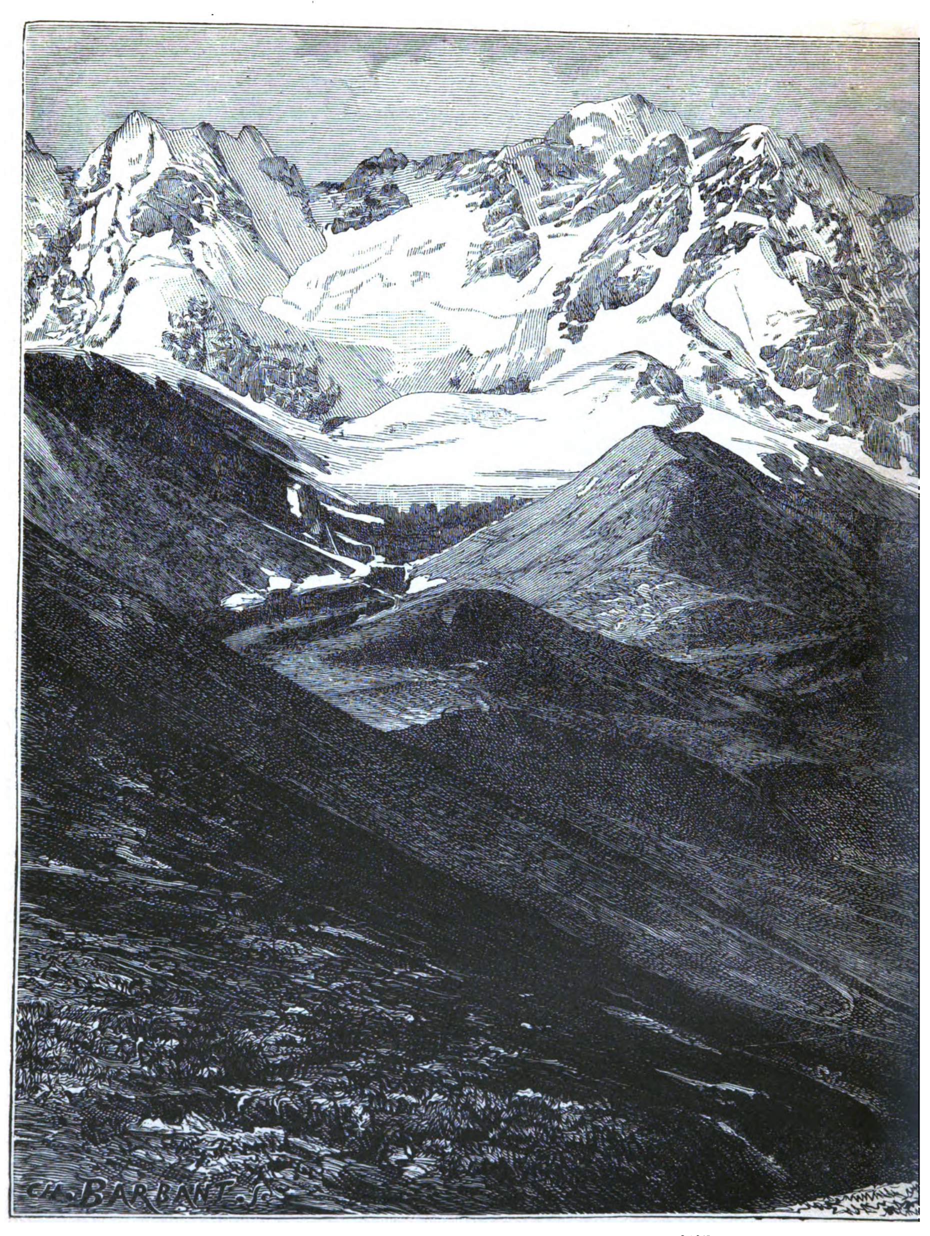


Abb. 4. Das Hochthal des J



Ingur im westlichen Kaukasus.

In der Ferne fahren Blitzstrahlen am Himmel dahin, die stets für einen Augenblick die schon schlummernden Fluren Georgiens beleuchten. Da erlöschen die Sterne am Himmel und ein Märchenschimmer tritt ein, eine Dämmerung, wie sie sich nicht schöner träumen läßt. In ihrem Zwielichte sahen wir das Grün der Bäume und die Blütensträuße der Rosen, aber dieses Zauberbild schwindet so schnell wie es erschienen und wieder ist es Nacht und die Sterne glänzen am Himmel.

Dann steigt der Mond weit hinter den Bergen auf und sein Silberschimmer ergießt sich auf diese Märchenwelt und von neuem liegen Berge und Fluren im Zauberscheine da.

4.
Geselliges Leben in Tiflis.

— Arthur Leist —

Mitternacht ist nahe, als wir in Tiflis anlangen. Doch noch herrscht geräuschvolles Leben auf den Straßen, denn Tiflis schläft fast nie, es sei denn zur Mittagsstunde, wenn die Sonne ihre brennend heißen Strahlen auf seine Straßen herniedersendet und die Bewohner in ihren Häusern gefangen hält. Dann erstirbt alles Leben auf den Straßen, die Fenster werden geschlossen und mit dichten Vorhängen verhangen, die Galerieen und Balkone sind menschenleer, Pferde, Esel und Büffel ruhen irgendwo im Schatten, auf dem Bazar stockt aller Verkehr und die Kaufleute hocken halb verschlafen tief im Innern ihrer Läden.

Aber gegen 6 Uhr abends, wenn sich die Sonne dem Horizonte zuneigt, erwacht das Leben von neuem. Die Fenstervorhänge verschwinden, ihre Flügel werden geöffnet, die Galerieen beleben sich, auf den Straßen zeigen sich Menschen und Tiere, und eine lange Wagenreihe zieht hinaus nach dem Muschtaid oder anderen Vergnügungsgärten. Und von dieser Stunde an währt das rege Treiben fast bis zum Morgen und von der Straße her erschallt ein ununterbrochenes Wagengerassel, aus den Gärten tönt Musik und Gesang. Die Georgier lieben nämlich das Vergnügen und halten gern lange dabei aus, so daß während der Sommernächte in vielen Häusern und Gärten die Lichter nicht erlöschen. In einer solchen Nacht lohnt es der Mühe, einen der die Stadt umgebenden Berge zu besteigen und

von dort auf das in einem Lichtmeere schwimmende Häuserlabyrinth niederzuschauen. Das Bild der ziemlich umfangreichen Stadt gewährt da mit seinen vielen, gleichfalls im Lichterglanze schwimmenden Gärten, durch die sich der glitzernde Kur wie ein mächtiger Silberpfad hindurchschlängelt, einen wirklich schönen Anblick. Tiflis liegt überhaupt sehr malerisch und wäre es noch mehr, wenn die umgebenden Berge mit Wäldern oder Gärten besetzt wären. So aber beschränkt sich sein Reiz auf die Verschiedenartigkeit seiner Stadtteile, während seine nächste Umgebung reizlos ist.

Der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens ist also in der schönen Jahreszeit der Muschtaid und die in seiner Nähe belegenen Gärten. Muschtaid nämlich heißt ein sehr umfangreicher und schöner Park, welcher in der Nähe des Kurflusses liegt und von zahlreichen Alleeen und Wegen für Wagen und Fußgänger durchschnitten wird. Alle Alleeen sind mit prachtvollen Bäumen besetzt und haben außerdem zu beiden Seiten lebende Zäune von wilden Rosen oder anderen Sträuchern. Die für Fußgänger bestimmten Wege sind mit üppigen Weinlauben umwölbt, deren Ranken schon im Juni im grünen Traubenschmucke prangen. In diesem schattigen Parke versammelt sich jeden Abend die schöne Welt von Tiflis, durch die Alleeen rollen Wagen dahin, Reiter und Reiterinnen sprengen vorüber und überall wogt eine dichte bunte Menge von Spaziergängern.

Im Muschtaid indes hört das Leben gewöhnlich schon bald nach 10 Uhr auf, aber fast bis zur Morgendämmerung währt es in anderen Gärten. Hier tönt die Surnamusik die ganze Nacht hindurch, fröhliche Zecher singen Lieder, die wieder mitunter von lautem Gelächter oder den Tanzklängen der Lesginka unterbrochen werden. Die Nationalmusik der Georgier, welche von der europäischen weit abweicht, besteht aus dem Tschunguri, einer Art Geige und der Surna, welche eine kleine Kapelle ausmacht und aus Trommel und klarinettenartigen Pfeifen besteht. Anfänglich scheint diese Musik ein bloßer Lärm ohne jegliche Melodie zu sein, wenn man ihr jedoch aufmerksam lauscht, bemerkt man bald, daß sie gewisse Regeln der Harmonie und bestimmte Melodieen besitzt. Diese Weisen sind fast ohne Ausnahme traurig, oft sogar verzweiflungsvoll und der geringen Abwechslungen wegen eintönig. Auch fehlt ihnen meist ein melodischer Abschluß.

Zur Begleitung von Gesängen dient gewöhnlich das Tschunguri, denn dieses Instrument ist am wenigsten geräuschvoll und giebt am treuesten die melancholische Leidenschaftlichkeit der georgischen Volks-



Abb. 5. Tiflis.

weisen wieder. Die Surna spielt unter anderm auch den georgischen Kriegsmarsch, der mit seiner geräuschvollen, wild dahinbrausenden Melodie alle hinreißt. Beim Klange desselben streift jeder Georgier sein erworbenes europäisches Wesen ab und wird für eine Weile zum ungestümen Sohne Asiens. In solchen Augenblicken blitzen Dolche, Schüsse krachen und es erklingen laute, leidenschaftlich hinreißende Lieder. Begeisterung ergreift ganze Zecherkreise und der Toaste und Erinnerungen an Georgiens Vergangenheit ist kein Ende, denn die vormalige Größe des Vaterlandes steht jedem seiner Söhne stets lebhaft vor Augen. Nur diejenigen, die diese Vergangenheit kennen, sind imstande, die wehmutsvollen und oft wie aus Klagetönen zusammengesetzten Lieder zu verstehen und einen Widerhall im eigenen Herzen zu empfinden. Die Vergangenheit Georgiens ist reich an Ruhm, aber auch wieviel Elend und Trübsal mußte dieses Land erleiden! Mehr als zehnmal wurde Tiflis und andere Städte zerstört und niedergebrannt, zahlreiche Dörfer in Schutthaufen verwandelt, Hab und Gut der Einwohner wurde geraubt, die Felder und Gärten verwüstet, die Männer fielen in der Schlacht, die Frauen wurden nach Persien oder in die Türkei geschleppt. Solche Niederlagen wiederholten sich in der letzten Zeit der Selbständigkeit Georgiens so oft, daß das Land mitunter jahrzehntelang die Trauer nicht ablegte und kein Freudenstrahl das Leben seiner unglücklichen Bewohner erhellte. In solchen Zeiten des Mißgeschicks wurden auch die Lieder der Georgier immer trauriger und trauriger, denn es sangen sie Witwen, Mütter, die ihrer Söhne beraubt waren, Kinder, die ihre Eltern verloren hatten. Und sie sangen sie auf den Schutthaufen ihrer Wohnungen, auf den Trümmern ganzer Städte und Dörfer, wo sie nimmermehr die Stimme ihrer Lieben vernehmen sollten, denn diese waren im Kampfe gefallen oder stöhnten in persischer oder türkischer Gefangenschaft. Ebenso traurig klingen die Tisch- und Zechlieder, sei es auch, daß ihr Inhalt Frohsinn atme. Bei keinem georgischen Gastmahle oder Gelage fehlt der Gesang und sogar die Toaste und gewöhnlichen Trinksprüche sind in Reime gekleidet und werden von allen am Gelage teilnehmenden Männern gesungen. Beim Beginne des Gastmahles wählt man gewöhnlich einen Vorsitzenden, „Tolumbascha", der die Tafelordnung führt und dessen Obliegenheit es ist, die jedem der Tischgenossen zukommenden Toaste auszubringen.

Denn fast immer trinken die Georgier auf das Wohl aller am Gastmahle Teilnehmenden, was natürlich mitunter eine gehörige Zahl von Toasten ausmacht. Hierbei hält der Tolumbascha gewissenhaft



Abb. 6. Di



e Lesginka.

die Ordnung aufrecht und sieht darauf, daß jeder sein Glas bis auf den Boden leere, womit jedoch nicht gesagt ist, daß es voll sein müsse. Wenn bereits auf das Wohl aller Anwesenden getrunken worden, treten „Solisten“ auf und der Tolumbascha legt nun sein Amt nieder. Der „Solist“ schänkt sich vier Gläser ein und bringt vier verschiedene Toaste aus, worauf er die Gläser seinem Nachbar übergiebt, der nun dasselbe zu thun verpflichtet ist. Bei sehr feierlichen Gelegenheiten bedient man sich großer Füllhörner, die drei, vier und mehr Flaschen Wein fassen, zu deren Leerung sich jedoch nur wirkliche „Meistertrinker“ bereitwillig zeigen. Übrigens ist der Kachetinerwein, welcher fast ausschließlich in Georgien genossen wird, immer rein von Alkohol und nicht sehr stark, so daß man ein bedeutendes Maß ohne unangenehme Folgen vertilgen kann.

Nach Beendigung des Mahles erheitert sich die Tischgesellschaft gewöhnlich noch lange durch Gesänge, besonders wenn die Klänge des Tschunguri oder der Surna die Gäste dazu aufmuntern. Den Gesängen folgen oft Tänze, von denen die „Lesginka“ der beliebteste ist. Sobald ihre Klänge erschallen, erheben sich alle von ihren Sitzen, um am Tanze teilzunehmen oder ihn wenigstens zu bewundern; denn die Lesginka entspricht mehr als jeder andere Tanz dem Temperamente des Georgiers. Getanzt wird sie von einem Manne in Begleitung einer Frau oder eines Mädchens, wobei sich jedoch die Tänzer nicht an den Händen halten, sondern getrennt die verschiedenen Figuren ausführen. Während des Reigens nimmt der Tanzwirbel immer schnellere Wendungen an und erreicht schließlich eine fast rasende Geschwindigkeit, wodurch jedoch die Bewegungen der Tänzer weder an Grazie noch an Anstand verlieren. Wenig Tänze erfordern soviel Körpergewandtheit und einen so edlen Schwung der Bewegungen wie die Lesginka, deren Figuren eine höchst entsprechende Harmonie besitzen und doch dabei fast ungestüm in ihren Wendungen sind.

Wenn der Tanz beginnt, bildet die ganze Gesellschaft einen Kreis um die Tänzer und klatscht mit den Händen nach dem Takte oder sucht die Tanzenden durch Rufe aufzumuntern, wofür diese wieder mit einer Verbeugung, einem Lächeln oder freundlichen Blicken danken.

Am besten tanzen die Lesginka die Bewohner der Berge, besonders die Tscherkessen, deren Frauen im ganzen Morgenlande durch ihre ungewöhnliche Schönheit bekannt sind. Wie die Georgierinnen sind sie auffallend schüchtern, aber ihre fast kindliche Schüchternheit ist nicht die Folge angeborener Furcht, denn im Gegenteil sind die

Tscherkessinnen sehr mutig, und nie überkommt sie ein Zittern, wenn ihr Tänzer in unmittelbarer Nähe den Dolch schwingt oder während des Tanzes eine Pistolenkugel vor ihren Füßen in den Erdboden schlägt. Nein, diese Tochter der Berge, die täglich in die schrecklichsten Abgründe schaut und auf feurigem Rosse an den Rändern tiefer Klüfte dahinsprengt, die von Kindheit auf an den Donner der Lawinen, das Brausen der Stürme und Geheul der Wölfe und Hyänen gewöhnt ist, diese schöne Rose der Berge kennt keine Furcht und ruhig bleibt ihr Auge im Augenblicke der Gefahr.

5.
Die Ewigen Feuer von Baku.

— Gustav Radde —

Es war am 1. Juli 1870, als der Großadmiral der russischen Flotte, Großfürst Konstantin, von der persischen Küste kommend Baku anlief. Der Dampfer, welcher den hohen Gast an Bord hatte, legte an, im Hafen flaggte alles, die begleitenden Ehrenschiffe ankerten seitwärts, am Ufer wirbelten die Trommeln und die schaulustige Menge begrüßte den hohen Gast mit den üblichen Hurras. Das geschah gegen Abend. Der Großfürst wünschte die Ewigen Feuer zu sehen. Die vielen Equipagen, welche die gesamte Suite dorthin bringen sollten, fuhren vor. Die Kühle des Abends setzte wohlthuend ein, ein leichter Seewind erfrischte uns. In Galopp ging es vorwärts. Die Gegend ist landeinwärts öde, hügelig, zur Rechten lag der ruhige Spiegel des Meeres. Mit einbrechender Dämmerung tauchten überall am Horizonte Flammen auf, zuerst vereinzelt, dann in langen Linien sich hinziehend, zuerst nach Hunderten zählend, dann nach vielen Tausenden nicht überschätzt. Schaute man rückwärts zu dem amphitheatralisch gebauten Baku, so lag es förmlich in ein Flammenmeer gebettet. Wogende Feuersäulen bildeten ein Karnies auf dem Gebirgsrücken unmittelbar im Westen von Baku. Alle Straßen, alle Erhöhungen des Bodens, die weiter am Ufer des Meeres gelegenen Etablissements der Flotte, alles lag in Feuer. Die Phantasie arbeitete unwillkürlich an dem Gedanken der Hölle. Man wähnte bald, in sie einzugehen. Hier in ihren Anfängen war sie von freundlichen Menschen bewohnt, die es verstanden hatten, auf die ein-

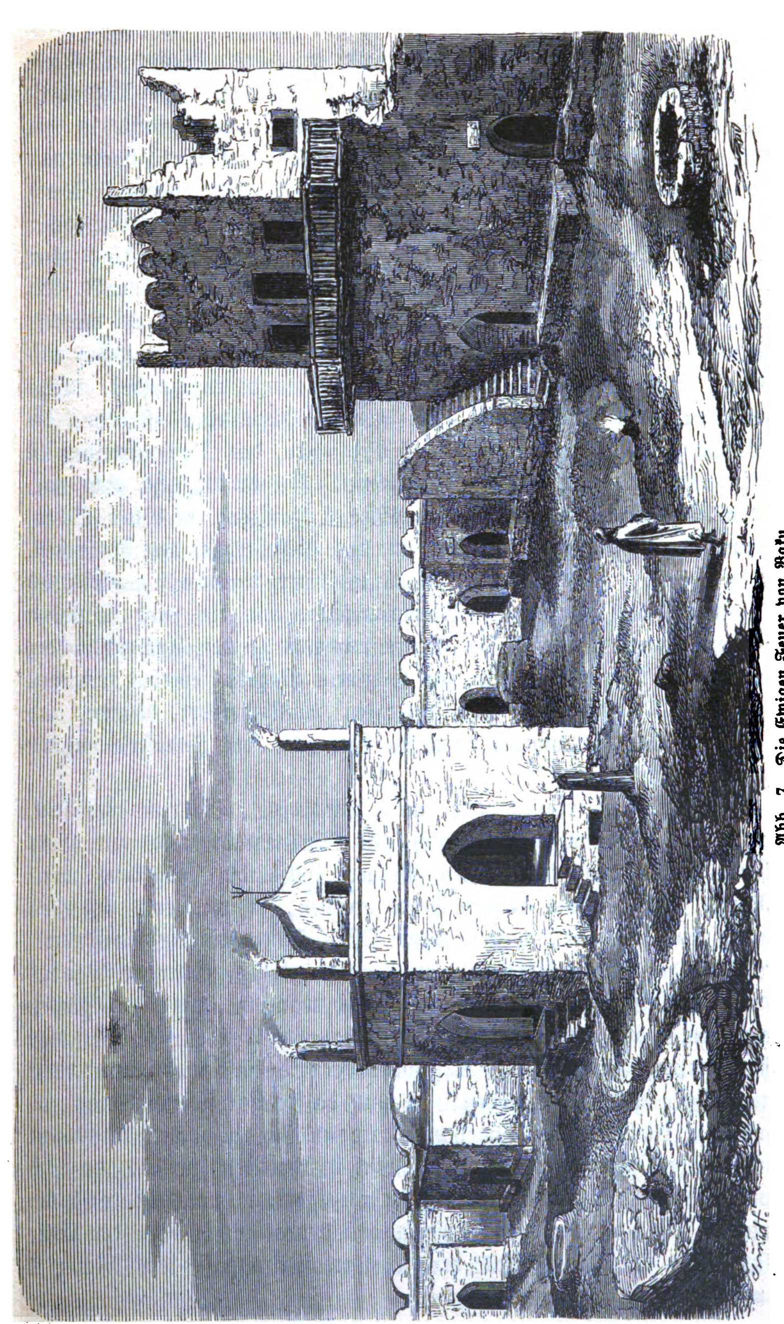


Abb. 7. Die Ewigen Feuer von Baku.

fachste Manier vom Überflusse der Natur zu profitieren und ihren hohen Gast in eben so origineller als gelungener Weise zu ehren. 20 km lang hatte man diese Illumination gemacht. Zur Tageshelle erleuchteten die zahllosen Flammen die Nacht. Weit links in der Steintreppe tauchten noch Massenfeuer auf den isolierten Hügeln auf, oft regelmäßig umgrenzt und geometrische Figuren bildend. Dann passierten wir wieder Spalierfeuer, dann wieder waren die Erddächer in einem Tatarendorfe alle mit Feuerkanten versehen. — Und was war denn nötig, um diese Monstreillumination zu erzielen? Ein paar hundert Tonnen schwarze Naphtha und ein paar hundert Tataren, welche feuchte Lehmklumpen in die Flüssigkeit tauchten und die so getränkten überall hinlegten, um sie abends anzuzünden. Was sollte da wohl verbrennen? Die steinige Hügelsteppe ist öde, die Wohnung des Tataren besteht aus Erdziegeln, das Dach derselben ist eben und 1/2 m dick mit Erde beschüttet. Gefahr lag also nicht vor. Nach einstündiger Fahrt trat am östlichen Horizont ein heller Schein immer deutlicher und intensiver in das Gesichtsfeld der Reisenden. Die Gegend, in welcher die Ewigen Feuer brennen, machte sich kenntlich. Aus der durch Menschenhände auf ein paar Stunden hingezauberten Miniaturhölle kamen wir nun zu den Feuerschlünden, welche seit Menschengedenken gen Himmeln züngeln, ehedem frommen indischen Feueranbetern zum verehrten Wallfahrtsort dienten und jetzt zum Teile, bezwungen durch die Europäer, der Industrie nutzbar gemacht wurden. —

Es war unterdessen ganz dunkel geworden. Die Luft war still, vom blauen Himmel senkte sich das Sternenlicht mild zur Erde herab. Der von einer hohen Mauer vollständig umgebene weite Raum, auf dem die Ewigen Feuer brennen, ist vielerorts tageshell durch jene erleuchtet, weiter gegen Osten stehen die riesigen Fabrikgebäude der Firma Kokorew, an deren prosaisch geformten Wänden die roten Reflexlichter leckend auf und ab wandeln. An vielen Stellen auf dem Hofe züngeln aus eng ummauerten Herden die Flammen hoch empor, oft rußig, rot in gewundener Säulenform brennend, mit zerschlitzten gelben Endlappen; hie und da brechen sie momentan zusammen, wirbeln aufs neue hervor, erholen sich, gewinnen an Macht und Höhe, sinken für einen Augenblick in ihr Bett zurück, um sich aufs neue emporzuschwingen. So geht es fort, in unabsehbare Zeiten hinein, bis einst der große Destillationsapparat im Innern der Erde still steht und die Fabrik der Kohlenwasserstoffgase kein Material mehr zu verarbeiten hat. —

Die erwähnte Fabrik destilliert ohne Unterbrechung die rohe Naphtha von Apscheron und heizt die mächtigen Retorten, ohne einen Span Holz zu brauchen, mit den unterirdischen Gasen. Nicht weit davon steht das Kloster der indischen Feueranbeter, gegenwärtig nur von einem, wie man sagt, aus Afghanistan stammenden Frommen bewohnt. Blendend hell sind die Wände durch das an mehreren Stellen ausströmende brennende Gas erleuchtet. Die hohe Gestalt des Feueranbeters erscheint, ein weißes Hemd bedeckt seinen Körper. Die Hautfarbe ist gelb, etwas ins Graue spielend, die Sprache sehr laut. Die Andacht beginnt. Der Mann ist vernünftig, er macht es kurz; Hauptzweck bleibt für ihn das Geschenk des Fremden. Ab und zu ein kräftiger Stoß in die indische große Strombusmuschel, dann wieder unverständliches Gemurmel und eine nicht zu beschreibende Gesangsweise.

Am 2. Juli hatte die Gegend ihr Alltagskleid wieder angezogen. Die Feuersäulen im Hofe der Kokorewschen Fabrik waren am Tage kaum sichtbar und züngelten unaufhörlich hervor aus den ummauerten Schlöten. Auf der gelbgrauen erhitzten Hügelsteppe huschten lustig Eidechsen hin und her und dem Ufer des kaspischen Meeres entlang zogen die schweigsamen Kormorane in langen Linien.

6.
Im armenischen Hochland.

— *Max von Thielmann* —

Wenn man das Kurathal aufwärts fährt, so wird man sehr überrascht, wie plötzlich von Atzchur an die Gegend ihren Charakter verändert. Bisher hatte unser Weg die schönsten Blicke auf waldgekrönte Berge und hinein in dicht bewachsene Seitenthäler geboten: jetzt hört aller Waldwuchs auf, die schroffen Bergformen runden sich ab, das Thal wird breiter und wir steigen zur armenischen Hochebene empor. A c h a l t z i c h war unser Nachtquartier. Die Stadt liegt eher großartig als schön auf Felsgrund über einem Nebenflusse der Kura. Die Gegend ist öde, die umliegenden Berge sind kahl. Aber nun ist es nicht mehr weit nach E t s c h m i a d z i n.

Schon in früher Morgenstunde hielten wir vor dem Thore des berühmten Klosters, das von außen eher einer Festung als einem

dem Gottesdienst geweihten Orte ähnlich sieht. Auf unsere Meldung wurden wir sofort mit größter Liebenswürdigkeit in die Zelle eines Mönches geführt, welcher uns bat, wir möchten einen Augenblick verziehen, bis die für uns bestimmten Zimmer in Bereitschaft gesetzt seien. Unser Erstaunen war nicht gering, als wir an der Wand der Zelle Holzschnitte, den Kaiser Wilhelm und die Schlacht von Sedan darstellend, erblickten. Nach einer Weile erschien der Archimandrit Kework Sureniantz, um uns die Honneurs des Klosters zu machen. Die Zimmer, welche uns alsbald angewiesen wurden, waren ganz europäisch eingerichtet, für uns eine recht angenehme Überraschung.

Das Kloster Etschmiadzin ist der Sitz des armenischen Patriarchen. Seine Gewalt hat etwas der päpstlichen Machtfülle Analoges. Den Patriarchen umgeben eine Anzahl Erzbischöfe, Bischöfe und andere Kleriker, welche bald am Sitze desselben residieren, bald in die verschiedenen Diözesen zur Übernahme der geistlichen Funktionen abgeordnet werden, so daß ein steter Wechselverkehr der Gemeinden mit der Centralstelle stattfindet. Die Klosterregel ist keineswegs streng, und abgesehen von der großen Einfachheit des Haushalts im Kloster kann man dort leben wie man will. Die Tracht ist die armenische Mönchstracht, die würdigste, die ich je gesehen: ein schwarzer Talar, ähnlich dem unserer protestantischen Prediger, und eine schwarze Mütze, welche die Stirn in etwa 13 cm Höhe umschließt, und nach oben alsdann kegelförmig sich zuspitzt, mit einem schwarzen Moiréschleier, der bis zur Höhe der Ellenbogen den Nacken herabfällt.

Die Umgegend des Klosters gehört zu den fruchtbarsten Teilen Armeniens und wird von einigen vom Nordostfuß des Alagöz kommenden Bächen und zahlreichen mit dem Arax in Verbindung stehenden Kanälen reichlich bewässert. Das Kloster selbst liegt mit zwei anderen kleinen, aber selbständigen Kirchen neben dem volks- und verkehrsreichen Flecken Vagharschapat; ein vom Patriarchen Narses angelegtes großes steinernes Reservoir sorgt für steten Wasservorrat und ein von ihm gepflanzter Hain von Pappeln und Obstbäumen, der einzige weit und breit, für erfrischende Kühle zu Spaziergängen. Der Platz des Klosters ist der Legende nach dem Gründer, Gregorius, von Christus selbst in einer Vision angewiesen worden; der Name Etschmiadzin hat hierauf Bezug, es bedeutet: es stieg herab der Eingeborene. Die festungsähnliche Mauer, in früheren Zeiten wegen der steten Fehden in dieser Gegend unentbehrlich, umschließt einen großen Komplex von Wohnungs- und Wirtschaftsgebäuden. In der Mitte erhebt sich die Kathedrale, ein Gebäude, an welchem viele Jahr-

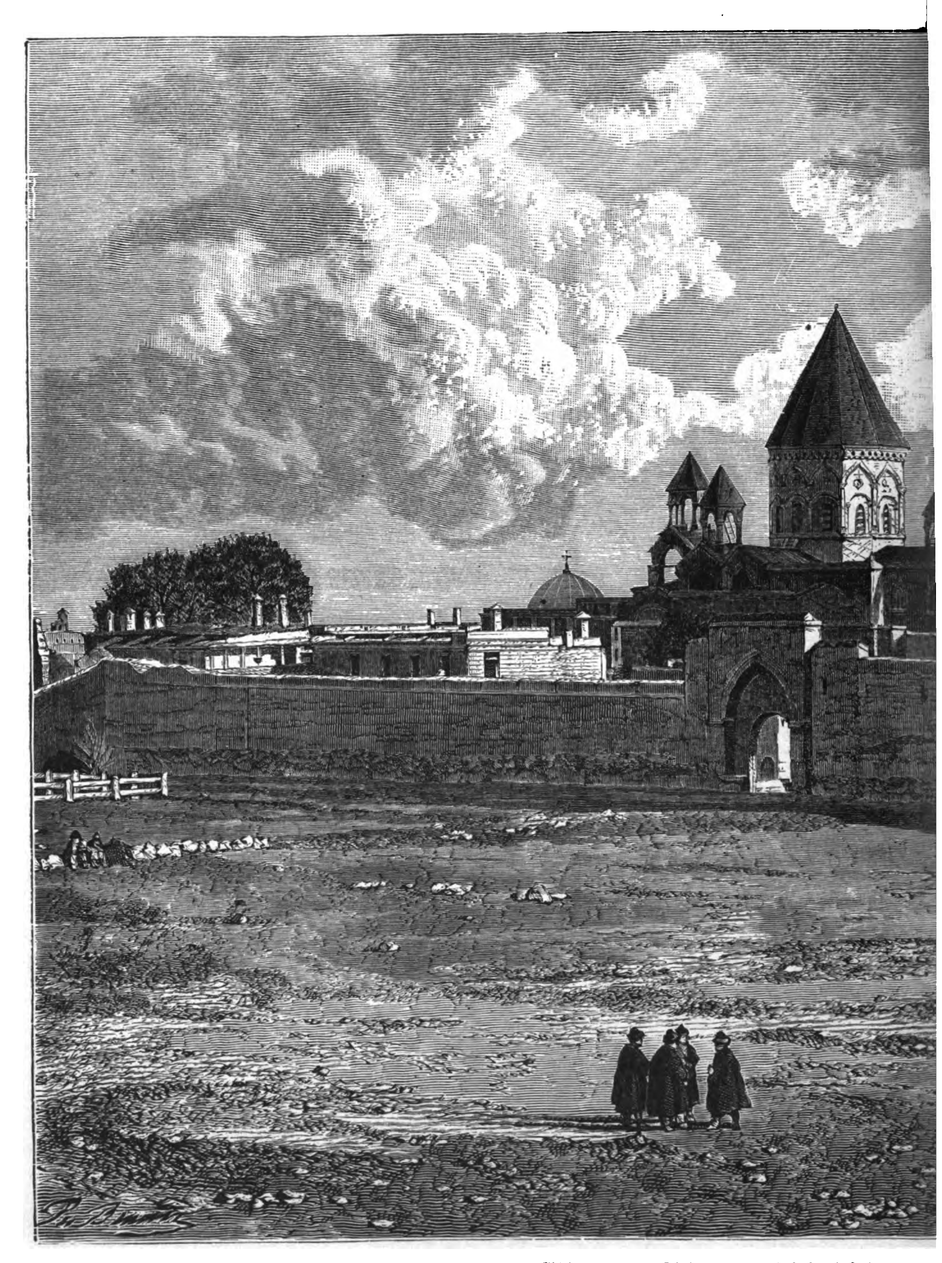
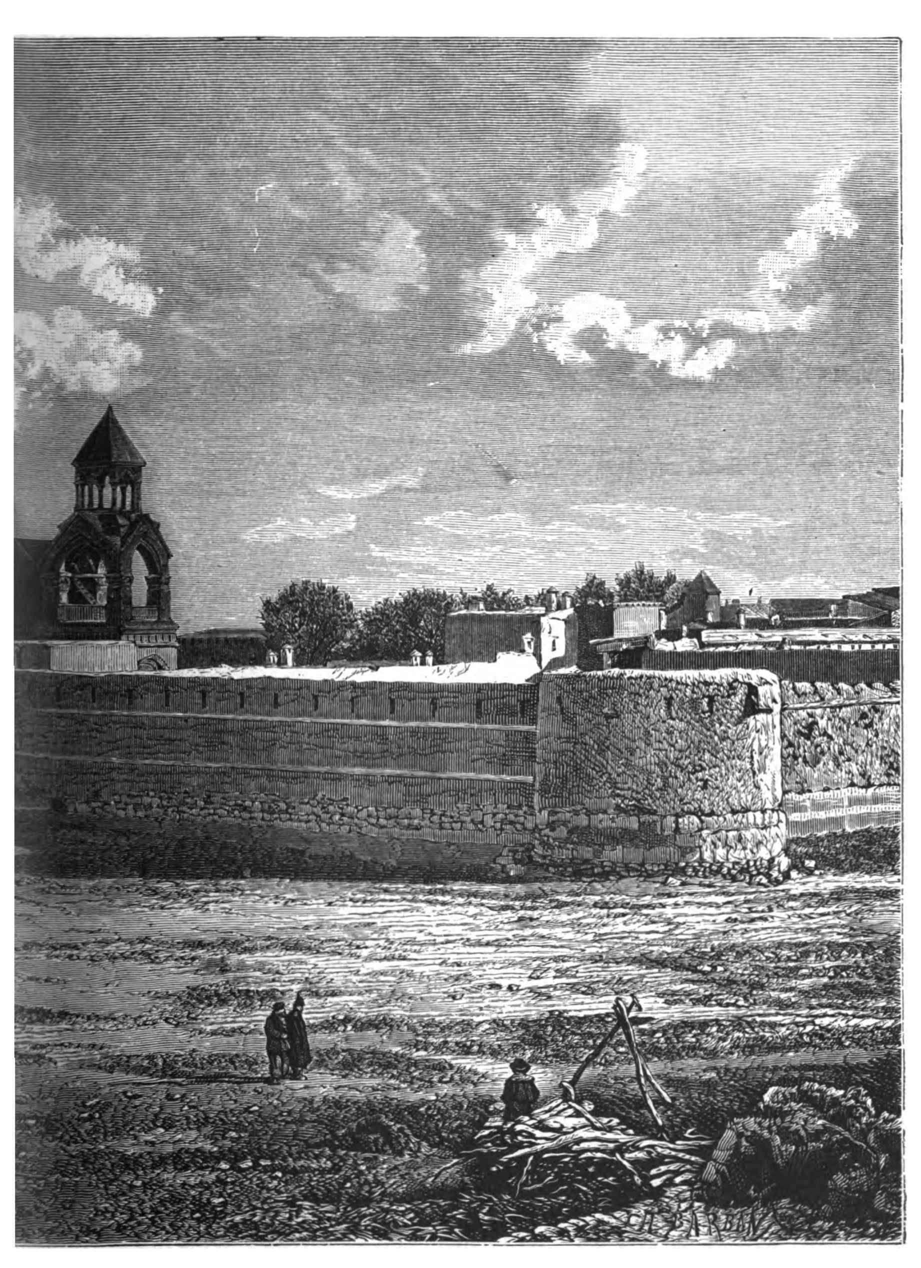


Abb. 8. Das Kloster Etschmiadzin bei Eriwan



s. Armenien), Sitz des armenischen Patriarchen.

hunderte gebaut haben, und welches, als Ganzes genommen, keinen sehr befriedigenden Eindruck macht. Die Form ist die eines griechischen Kreuzes mit etwas verlängertem Vorderschiff, spätere Zuthaten haben jedoch den ursprünglichen Charakter sehr verwischt, und im vorigen Jahrhundert hat man es leider für nötig befunden, die inneren

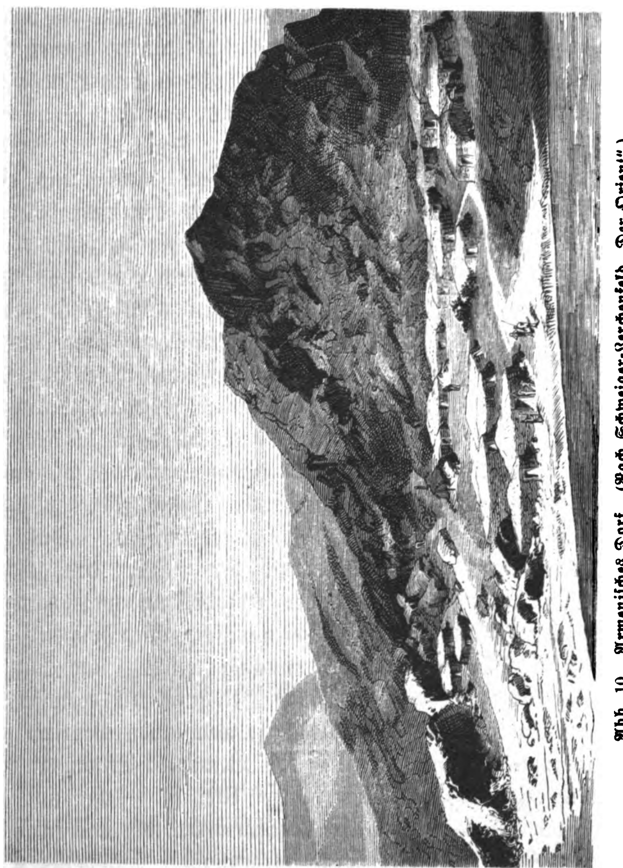


Abb. 10. Armenisches Dorf. (Nach Schweiger-Lerchenfeld „Der Orient".)

Wände der Kirche im persischen Landschaftsstil, mit Pappeln und Guirlanden, auszumalen.

Die anderthalb Tage unserer Anwesenheit im Kloster vergingen uns in angenehmster Weise; ich entsinne mich noch mit Vergnügen des milden Sommerabends im Garten, mit der herrlichen Aussicht auf den majestätischen Ararat. Es leistete uns hier noch ein anderer

Mönch Gesellschaft, der einzige außer dem Archimandriten, der etwas Russisch verstand. Am nächsten Morgen sagten wir mit herzlichem Danke unseren Wirten Lebewohl.

Die Entfernung nach Eriwan betrug nur 18 km und war bald zurückgelegt. Eriwan liegt an der klaren wasserreichen Zenga, dem Abflusse des Goktschasees, wo diese in einer schroffen Schlucht aus dem Gebirge in die Ebene des Arax tritt. Dank dem nie versiegenden Wasser ist die Stadt von einem reichen Kranze grüner Gärten umgeben, und der Anblick von Bäumen macht in dem traurig kahlen Armenien immer einen erfrischenden Eindruck; das hier gezogene Obst ist von vorzüglicher Qualität, namentlich die Trauben und Äpfel, die Pfirsiche dagegen gehören der harten Sorte an, welche uns weniger zusagt. Die Stadt selbst ist, mit Ausnahme des nicht bedeutenden neurussischen Teils, rein persisch: enge winklige Gassen zwischen gelben Lehmmauern, welche die Häuser so völlig verdecken und jede Aussicht so gänzlich versperren, daß man nie wissen kann, wo man sich eigentlich befindet. An Sehenswürdigkeiten besitzt die Stadt nur zwei, aber zwei Perlen. Die eine ist eine Moschee hinter dem Bazar, nicht groß, aber so anmutig durch ihren graziösen Bau, durch ihren Schmuck an herrlichen Glasuren, und vorzüglich durch die vier prächtigen Ulmen, welche den plätschernden Brunnen im Vorhofe umgeben, so vollkommen poetisch, wie ich im ganzen Orient eine ähnliche nicht wieder gesehen habe. Wir hatten von ihrer Existenz nichts geahnt, und waren bei einer Wanderung durch den Bazar, der gar nichts bot, zufällig hineingelangt; in der Abenddämmerung hatten wir unbemerkt einen Rundgang durch die Räume machen können, als ein recht grober Tempeldiener unserer ansichtig wurde, und uns nichts weniger als höflich aufforderte, das Heiligtum zu verlassen. Die andere Sehenswürdigkeit ist die Festung, welche von Paskiewitsch mit Sturm genommen wurde und ihm den Beinamen Eriwanski eintrug. Die Festung liegt hart über dem felsigen Ufer der Zenga und enthält einen berühmten Saal, früher den Empfangssaal des persischen Statthalters. Er ist im persischen Stile ausgeschmückt und voller Spiegel, Stalaktitennischen und ähnlicher Zuthaten. Die Moschee auf der Festung scheint während der Belagerung als Arsenal gedient zu haben; denn ihr Hof ist mit Bomben gepflastert, und in der Moschee selbst liegen noch jetzt die Kanonenkugeln und Kartätschen wie Kartoffeln im Keller aufgeschüttet. Das Schönste an der Festung ist der Blick auf den Ararat; obwohl ich den Berg während acht Tagen, und stets von anderen Punkten gesehen habe, so ist er mir doch nirgends in so

majestätischer Ruhe erschienen, als von hier aus, trotz der Entfernung von 50 km, welche mich von seinem Gipfel trennte. Der Blick umfaßt zunächst, senkrecht unter dem Beschauer, die felsige Schlucht der Zenga, von üppigen grünen Gärten eingerahmt, dahinter schweift das Auge über die fruchtbare dörferreiche Ebene des Arax, aus welcher am Horizonte durch keine vorliegenden Höhen vermittelt der Doppelkegel des Ararat zum Himmel emporsteigt. Nach Norden und Osten ist er gänzlich isoliert, und nur im Westen schließt sich ihm eine schroffe Bergkette an, welche längs des Arax weiterläuft; allein auch diese Kette ist durch ein scharf eingeschnittenes Joch vom Ararat getrennt, so daß der Eindruck seiner großartigen Einsamkeit durch nichts getrübt wird. Während der scharfgeschnittene Kegel des kleinen Ararat jetzt schneefrei war, trug der große Ararat seine unvergängliche weiße Krone, und in schöngeschwungener Linie strebten seine Wände bis zum Gipfel empor, in dessen Einschnitt der Volksglaube noch heute die Arche wähnt. Das einzige Bild aus Europa, welches sich mit ihm vergleichen kann, ist der Blick auf den Ätna vom Theater von Taormina aus. Wir verweilten auf den Wällen der Festung, bis der letzte Strahl der untergehenden Sonne den Gipfel verlassen hatte; einen Augenblick verhüllten die Dünste der Ebene den Berg und dann trat er wieder im Scheine des aufgehenden Mondes bleich und geisterhaft hervor.

7.

In den Bergen von Kurdistan.

— Max v. Thielmann —

Vor uns lag die Riesenmauer des Zagrosgebirges, der Grenzscheide zwischen Persien und der Türkei. Wir waren daher auf einen äußerst schwierigen Bergübergang gefaßt; zu unserm größten Erstaunen erreichten wir aber schon nach einstündigem Anstieg auf steilem, aber sonst nicht beschwerlichem Wege auf einem Hügel von etwa 400 m Erhebung über dem Thal die türkische Grenze; die eigentliche Wasserscheide lag noch tiefer, als jener Hügel, und kann ich deren Meereshöhe nur auf 2000 m anschlagen. War der Übergang aus dem üppig bewaldeten Lande am kaspischen Meere zum kahlen Hochplateau von Iran überraschend gewesen, so war es dieser nicht minder; denn

kaum waren wir einige Minuten jenseits der Wasserscheide geritten, als auch schon plätschernde Bäche von allen Seiten herabstürzten, der Boden sich mit grünem Rasen bedeckte und schöne immergrüne Eichenwälder sich an den Bergwänden zeigten. Der Abschied von den kahlen gelben Gebirgen Persiens wurde uns also leicht gemacht. Nach mehrstündigem Ritt durch ein großartiges und dabei doch liebliches Thal erreichten wir Rajât, den türkischen Grenzort, wo uns ein türkischer Beamter auf das liebenswürdigste in Empfang nahm und in seinem recht sauberen Hause unterbrachte. Die hiesigen Kurden unterscheiden sich im Äußeren nicht von ihren persischen Nachbarn, sind aber nach der Versicherung unseres Türken ein diebisches und unverträgliches Volk, wir sollten dies bald bestätigt finden.

Als am nächsten Morgen die Pferde gar nicht erscheinen wollten, ergab sich, daß über Nacht sämtliches Gurtzeug gestohlen worden, und wir nicht mehr marschfähig waren. Die Volksstimme bezeichnete einen der Dörfler als den Dieb, aber der von uns zum Beistand herbeigerufene Dorfschulze verweigerte jede Hilfe, weil, wie er offen eingestand, jener ein ganz resoluter Kerl sei, der nie herausgebe, was er gestohlen, und er sich wohl hüten würde, mit ihm anzubinden. Der Dieb hatte sich inzwischen auf dem Dache seines Hauses verschanzt und sah mit Gleichmut den Dingen entgegen, die da kommen sollten; eine bewaffnete Promenade, die wir um sein Haus machten, schien ihm nur wenig Eindruck zu machen. Unser Diener Ali fand endlich das richtige Mittel; er bat uns, mit unseren Gewehren zu Hause zu warten, und ging dann allein zu unserem Gegner, um ihm — echt orientalisch — den Rückkauf der gestohlenen Sachen zu proponieren. Er ging hierauf ein, nahm fünf Gran (= 4 Mark) in Empfang, und fiel richtig in den ihm gestellten Hinterhalt, indem er uns die gestohlenen Sachen selbst zurückbrachte; hier wurde er von bewaffneter Macht umringt und mußte sein erstohlenes Geld wieder herausgeben, wobei er in den Kauf von seinen Genossen noch ausgelacht wurde, doch ließen wir ihm auf seine naive Äußerung, daß er nun ja gar nichts bei dem Geschäfte verdiene, was doch gewiß unbillig sei, einen Gran (= 81 Pf.) zum Andenken.

Unser heutiger Tagesmarsch führte uns durch die romantischste Gegend, welche ich zwischen dem kaspischen und dem mittelländischen Meere gesehen habe. Das Thal des Rewanduztschai hat eine Fülle der schönsten Blicke; bald sahen wir durch großartig wilde Seitenschluchten auf mächtige Schneeberge, bald erweiterte es sich zu kleinen Kesseln, in denen unter Platanen und Ulmen freundliche gartenreiche

Dörfer, umgeben von sorgfältig angebauten Feldern, lagen; dann sperrten wieder kühne Felsen das Thal und jenseits derselben öffnete sich, bei schönstem Wetter und schönster Beleuchtung der bunten Steinmassen, ein weiter neuer Blick. Dazu kam Wald und Wasser, zwei Dinge, die wir monatelang entbehrt hatten, der Wald war lichter Eichenbestand, der hier vor Verwüstung geschützt ist, da sein Produkt, die Galläpfel, einen Haupterwerbszweig der Gegend ausmachen und bis nach Indien ausgeführt werden. Die Eichen sind von mehr als zwanzig verschiedenen Arten, großblätterige und kleinblätterige, dunkel- und hellgrün, dabei aber stets kurzstämmig und mit starker Krone. Über die Berge zu beiden Seiten gab uns unsere Karte nur wenig Aufschluß; zwar wußten wir, daß ein mächtiger Kegel in einem Seitenthal zu unserer Rechten, der mit seiner Schneehaube dem Matterhorn in der Schweiz nicht unähnlich sah, der Scheich Jwa sein mußte, doch lagen zu unserer Linken andere Berge, welche ewigen Schnee und anscheinend auch einen kleinen Gletscher trugen, und betreffs deren die Karte uns gänzlich im Stiche ließ. Der Weg selbst war gut, und auch die Brücken, auf welchen wir den brausenden Rewanduztschai mehreremal zu passieren hatten, ziemlich imstande; nur die letzte bestand lediglich aus zwei auf einem Pfeiler ruhenden Baumstämmen, allein unsere Pferde schritten ohne die mindeste Scheu über dieselbe hinweg. Nun mußten wir über einen steilen waldbewachsenen Hügel, auf dem höchst romantisch ein verlassener alter Kirchhof lag, in das Thal eines Nebenflüßchens hinabsteigen; hier fanden wir das zum Nachtquartier bestimmte Dorf Tschumarych. Bei näherer Besichtigung erwies sich dasselbe aber als ein Haufen so elender Hütten, daß wir es vorzogen, noch eine Stunde weiter, bis Dergala, zu reiten. Der kleine Ort, von einer alten Burg beherrscht, und von uralten Bäumen beschattet, lag in einem großartigen Felsenkessel, aus welchem schauerliche Schluchten zu noch höheren Bergen führten. Unsere Aufnahme war sehr gut; das ganze Dorf drängte sich, um uns Dienste zu leisten, und sofort wurde das größte Haus zu unserer Verfügung gestellt.

Den nächsten Morgen führte uns ein steiler und unbequemer Weg auf eine der Höhen, welche den Kessel von Dergala einschließen, und von dort hinunter in das Thal eines anderen Zuflusses des Rewanduztschai. Dieser letzte Abstieg, auf kaum fußbreitem Pfade eine steile geröllbedeckte Wand hinab, war die einzige bedenkliche Passage auf der ganzen Strecke; bei Regenwetter ist sie wohl ganz unmöglich. Wir stiegen wohlweislich ab, und ließen unseren Pferden

die Sorge, selbst auf ihr sicheres Hinunterkommen bedacht zu sein. Sie gingen auch verständig und ruhig auf dem schmalen Pfade, nur der Esel des mohammedanischen Pilgers, welcher in Täbris sich uns angeschlossen hatte, wollte klüger sein, als die andern und ging seinen eigenen Weg. Es dauerte auch nicht lange, bis er sich völlig verstiegen hatte, nicht mehr vor noch rückwärts konnte, ins Rutschen kam, und unerwartet und unerwünscht schnell dem Thale zueilte. Unten fanden wir ihn zwischen Steinen eingeklemmt auf dem Rücken liegen und alle Viere gen Himmel strecken, merkwürdigerweise jedoch bis auf einige geschundene Stellen gänzlich unverletzt, so daß alle Tragik verschwand und sein Mißgeschick nur Gelächter erregte; er selbst ging darauf aber wenig ein, und wackelte noch stundenlang höchst mißvergnügt mit den Ohren. Das Thal war von großen Schaf- und Ziegenherden belebt, welche uns neugierig nachliefen; es mündete nach kurzem Laufe wieder in das Hauptthal, dem wir nun bis zur Stadt Rewanduz folgten.

Wir erreichten sie bald nach Mittag. Das Innere der Stadt war eng und winkelig, höchst merkwürdig jedoch ihre Lage. Der Rewanduztschai, dessen Lauf wir gefolgt waren, nimmt hier den Sidakatschai auf, und beide durchbrechen dann in tiefer schauerlicher Schlucht eine vorliegende Bergkette, um weiter abwärts in den großen Zab zu fallen. Eine ähnliche Schlucht bildet auf der anderen, östlichen Seite der Chalifantschai. So liegt Rewanduz auf drei Seiten vom Wasser umflossen und durch Schluchten geschützt, und der Anblick der terrassenförmigen Stadt hat einen gewissermaßen trotzigen Charakter. Der Typus der hiesigen Kurden ist im wesentlichen derselbe wie jenseits der persischen Grenze, doch macht sich in manchen Einzelheiten türkischer und arabischer Einfluß geltend. Ersterer zeigt sich in weiten Pumphosen und überreich mit Gold gestickten und bunt ausgenähten Jacken, deren Stoff ein kettenpanzerartiges Zeug ist. Unter dem bunten Gewimmel auf den Straßen sah man schon viele wirkliche Araber; sie zeichneten sich durch ganz besondere Neugier aus, und bei jedem Schritt und Tritt waren wir der Gegenstand ihrer gespanntesten Aufmerksamkeit.

Wir verließen am nächsten Morgen die Stadt an ihrem südlichen Ende und gelangten zunächst in einen ganz eigentümlichen Felsenkessel von regelmäßiger ovaler Form, der nur durch eine wenige Meter breite, senkrechte Felsenspalte mit dem Thale oder vielmehr der Schlucht des Rewanduztschai in Verbindung stand. Ein steiler und steiniger Weg führte aus dem Kessel auf die Felsen am linken Ufer des Rewan-

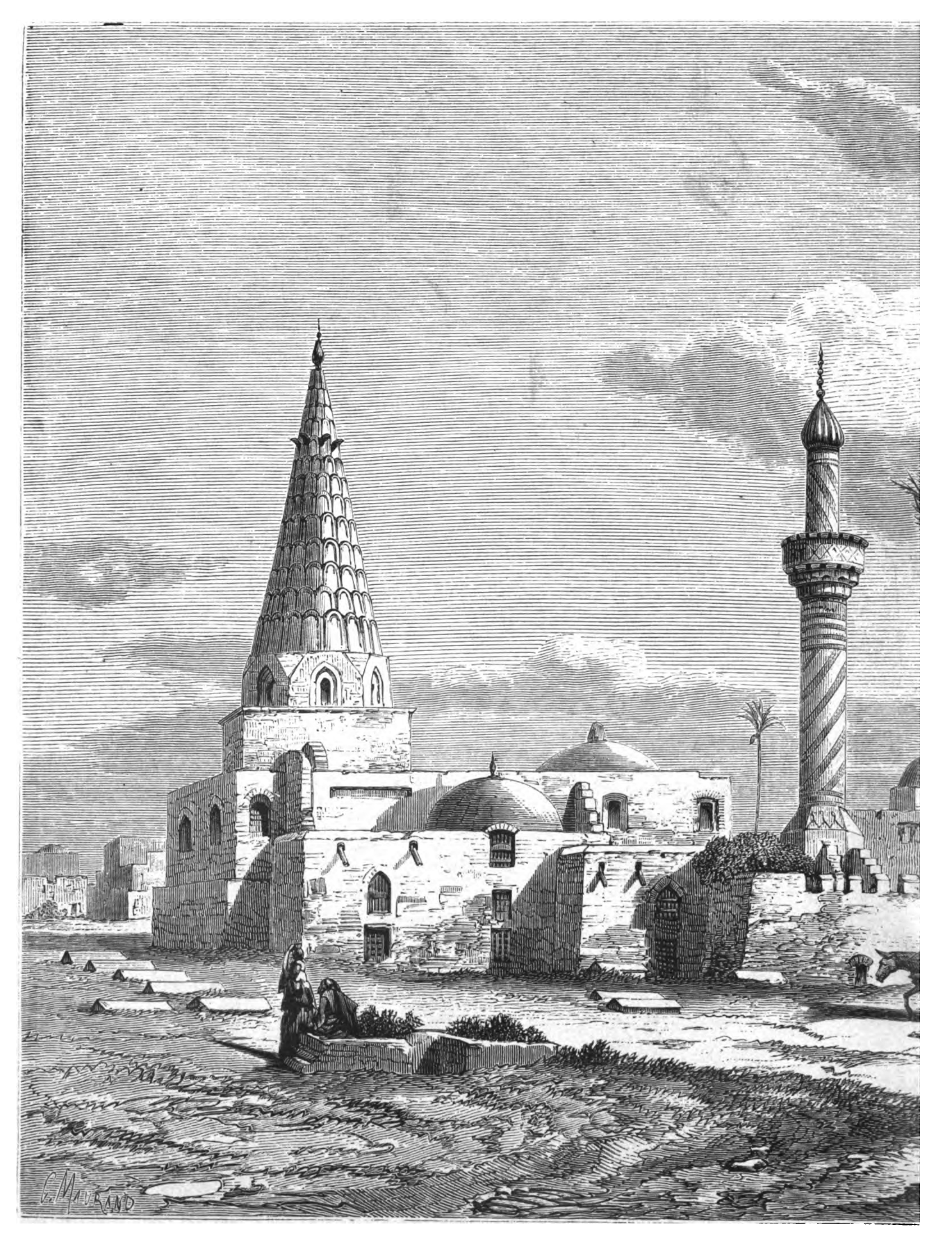
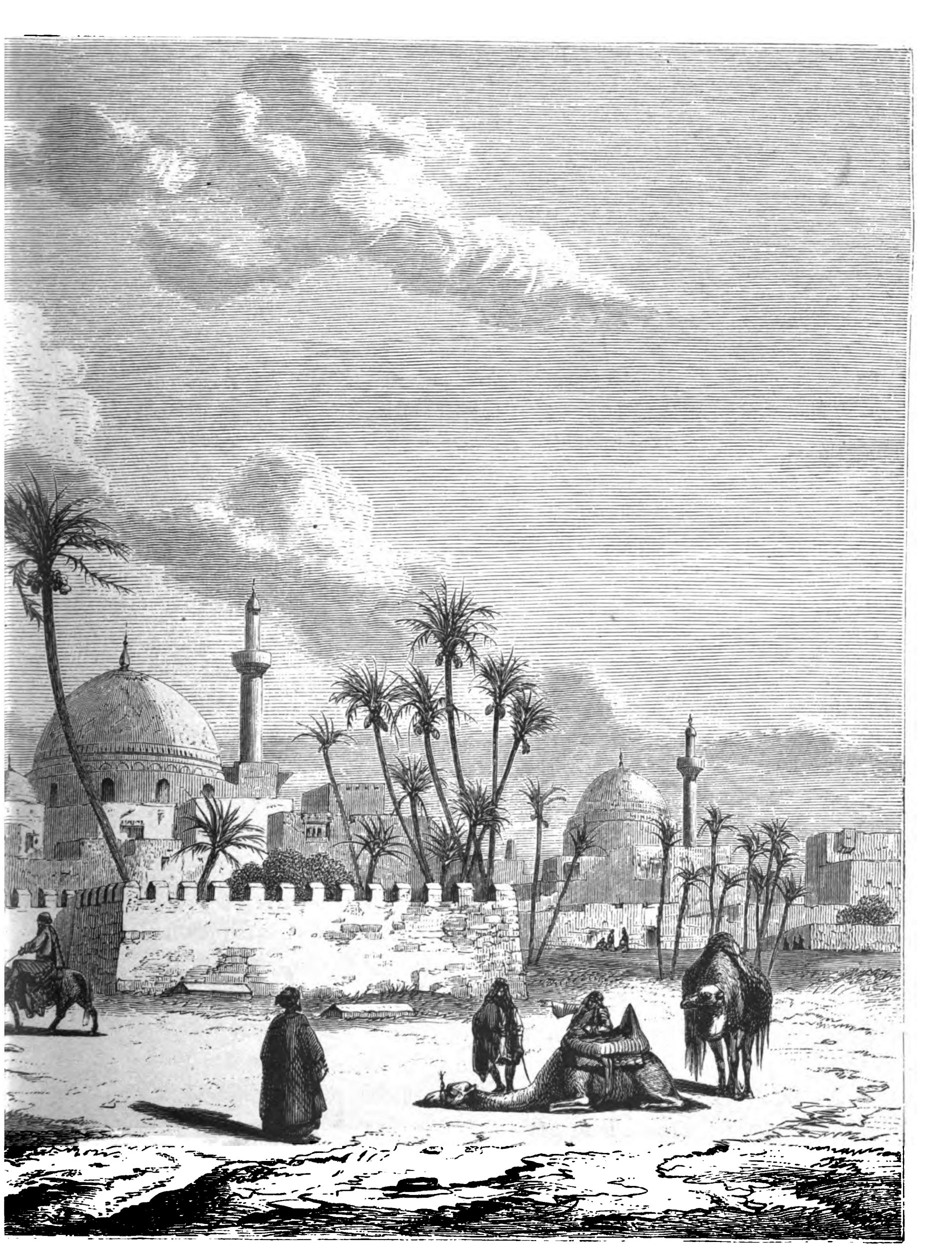


Abb. 11.



Bagdad.

duztschai. Der Blick von hier aus in das tiefe, eingeschnittene Thal, das wie ein Riß in den Bergen sich bis zum Zab hinzieht, war großartig und schön, umsomehr, als jeder minder steile Fleck an den Felsen mit üppigem Grün geschmückt war, wogegen das dunkle Rot der Wände herrlich abstach. Hinunter zum Fluß führte ein schmaler, aber gut gehaltener Saumpfad, die einzige Straße, die das Land Rewanduz mit der Außenwelt verbindet.

8.
Bagdad und seine Umgebung.

— Joseph Czernik —

Sobald wir den letzten großen Kanal, dessen Dämme 10 m hoch ansteigen, das letzte Hindernis vor Bagdad, hinter uns haben, präsentiert sich mit einemmal das eigentümliche, geradezu feenhafte Bild der Kalifenstadt, mit ihren verschwommenen Konturen und den zahllosen Palmenkronen, die phantastisch über ein blaugraues Nebelmeer hinausragen. Das ganze Bild gleicht einer Fata morgana! Die dicken heißen Nebel trennen die Kronen von ihren Stämmen, so daß jene wie auf einem ruhigen See zu schwimmen scheinen, während die schlanken Minarets mit den blendenden Goldknäufen vom Mausoleum des Imam Musa in der farbigen Lohe wie glühende Kugeln leuchten. Rings um uns aber breiten sich Felder und Durrahpflanzungen, Reisäcker, die von Flamingos und Pelikanen wimmeln. Es ist der Dschasch-Kanal, der hier die Niederung durchzieht. Geraume Zeit noch führt die Route durch diesen Kulturgürtel, bis die Nebelstreifen allmählich zerfließen, die Konturen der Stadt immer deutlicher aus den heißen, farbigen Dünsten treten und mit dem Betreten der oberen Schiffbrücke die beschwerliche Reise mit der Ankunft in der Kalifenstadt beendet ist.

Die heutige Stadt nimmt räumlich einen nur kleinen Bruchteil der alten Kalifen-Residenz ein. Sie ist an beiden Ufern des Tigris gelegen, doch wird der Komplex am rechten Flußufer nur als Vorstadt betrachtet und es konzentriert sich sowohl der Handel, das Gewerbe, als auch das öffentliche Leben nur in dem nördlichen Abschnitte der Stadt, wo sich auch die größten Bazars, die schöneren Moscheeen, die Chans und die kastellartige Kaserne befinden. Die

Stadtmauern, vielfach zerstört mit ausgefüllten Gräben und baufälligen Türmen, ziehen sich noch ein beträchtliches Stück ins Land hinein und besäumen somit nicht allein die Stadt als solche, sondern auch einen hügeligen, von stagnierenden Lachen bedeckten Raum zwischen der Häuserlisière und der innern Mauerflucht. Mitten durch dieses Chaos von Trümmern, Schmutz und Gerümpel zieht vom Thore des Schach Omer die Karawanenstraße von Bakuba her in die Stadt. Die Stadtmauer hat ihre größte Höhe in der Südfront und zwar an jenem Punkte, wo sie an den Tigrisstrom tritt. Das ziemlich hohe Ufer selbst ist allen Schutzes bar, ausgenommen die kurze Strecke vom Kastell bis unterhalb des Konaks, d. i. bis zur permanenten Schiffbrücke, welche nahezu an der schmalsten Stelle den Tigris übersetzt und somit beide Stadtteile verbindet. Sie besteht aus äußerst primitiven, nach allen Richtungen verpichten und vernagelten Kähnen und einer noch elenderen Brückendecke, zwischen deren losen Streuhölzern die Lasttiere stürzen und Reittiere nur am Zügel vorwärts zu bringen sind. Das ist die erste Erquickung, die Bagdad in der Nähe bietet, dann geht es an einem buschigen romantischen Park, dem sogenannten „Volksgarten", vorüber direkt unter den Thorbogen des Nordthores, nach dessen Passierung man sich sogleich im Bazar Quartier befindet, dessen Hauptstraße fünf Meter breit ist und nahezu zwei Meter tiefe Nischen besitzt. Hier herrscht noch urwüchsiges, typisches Leben; eine Völkermusterkarte aller Natiönchen West-Asiens giebt dem Stadtbilde die notwendige pittoreske Staffage. Das Stadtbild an sich ist einförmig. Die Häuser wenden ihre nackten Fronten der Sommerseite zu, haben hohe Terrassen, auf welchen zur Sommerszeit in den milden Nächten Nachtlager auf Hängematten hergestellt werden, und besitzen große, gewölbte Parterreräume, die die Existenz während der unausstehlichsten Hitze einigermaßen erträglich machen. Die Bazars sind solid gedeckt und zwar mit prächtigen Kuppeln, auf welchen glasierte Ziegeln in Blau, Rot und Grün flimmern, auch von dem Kuppelwerk der großen Chans glänzt es vielfarbig, und ihre Säulen sind schlangenförmig mit den glasierten Ziegeln ausgelegt. Der Fremde findet nur hier Unterkunft, da es schwer ist, Privatwohnungen ausfindig zu machen.

Die Einwohnerzahl Bagdads beläuft sich gegenwärtig auf rund 60,000 Seelen, meistens Araber, dann Perser, einheimische Christen, Fremde und Repräsentanten aller Völker Irans. Das türkische Element ist durch die Behörden und das Militär vertreten. Die Perser haben indes keine Wohnungen in Bagdad, sondern bevölkern

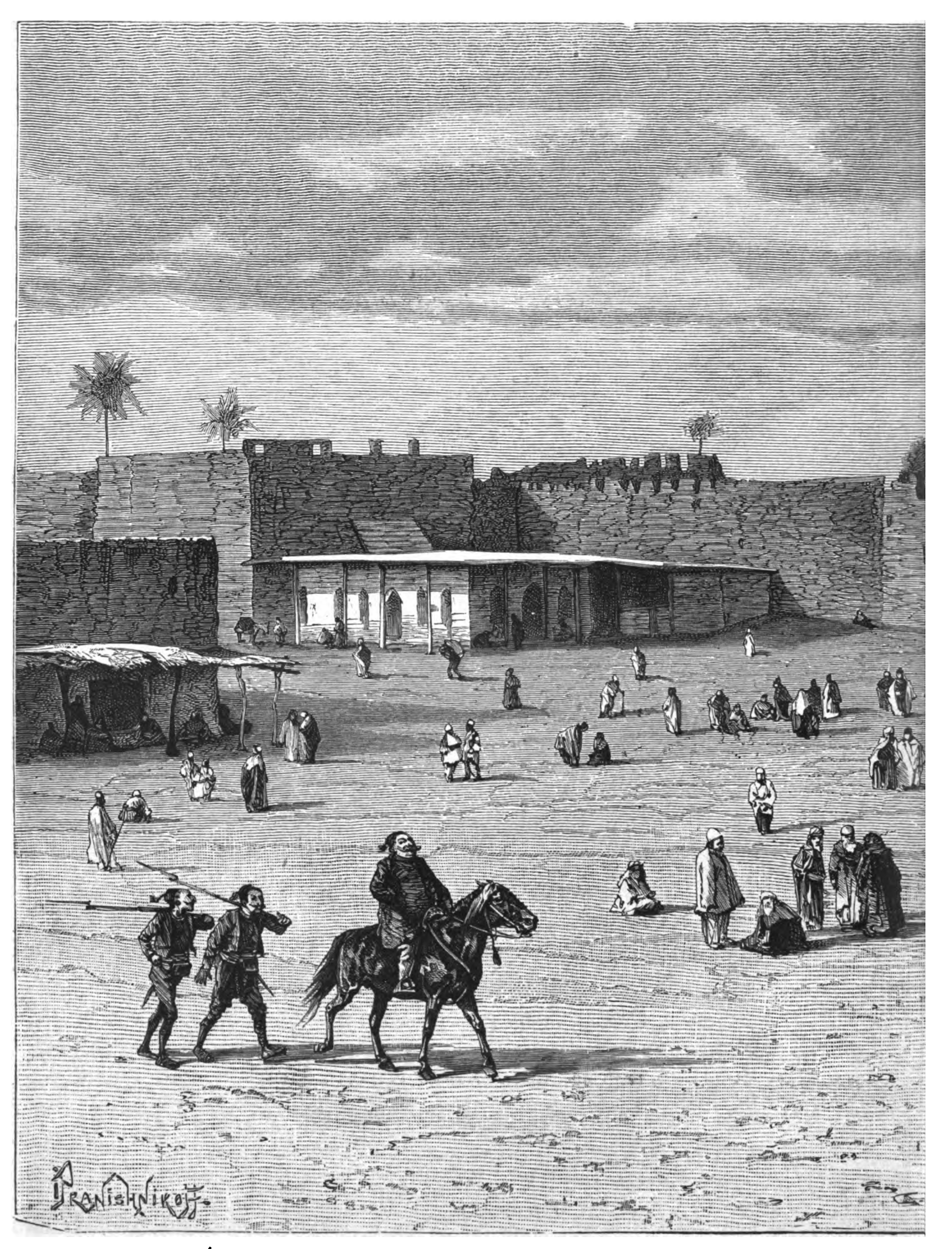
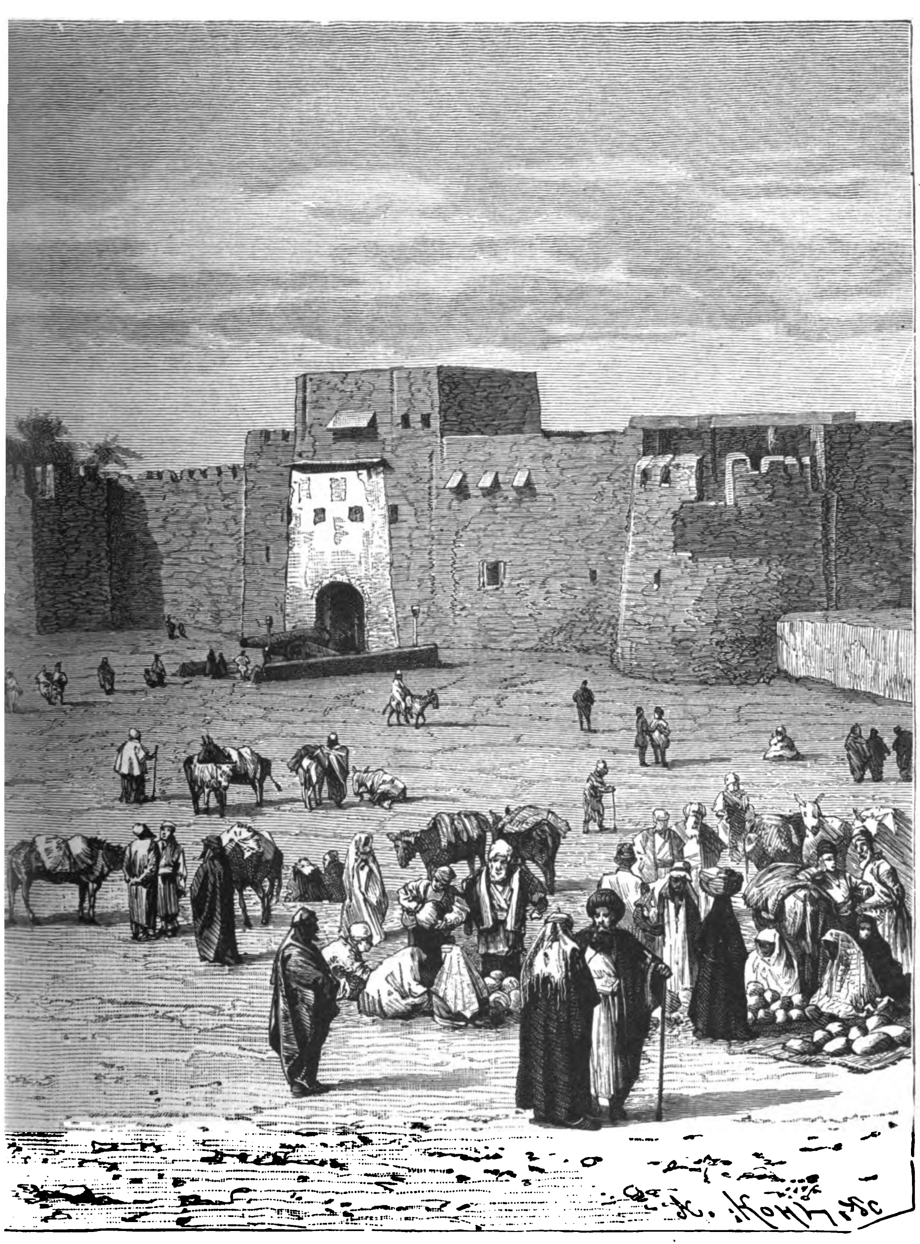


Abb. 12. Am Nord



ꞏthore von Bagdad.

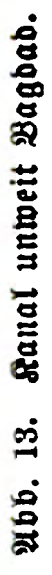


Abb. 13. Kanal unweit Bagdad.

eine eigene Stadt für sich, Ghadhim, zwei Stunden nördlich am Tigris, wohin Midhab Pascha am rechten Ufer eine europäisch eingerichtete Pferdebahn herstellen ließ. Das vorherrschende Kostüm der arabischen Bagdadiner ist die prächtige, golddurchwirkte Keffieh mit schwarzem Kopfbund, das blaue Hemd mit Gurt, und als Waffe ein Säbel, mittelst eines einfachen Strickes um die Schulter gehängt.

Die Einförmigkeit des öffentlichen Lebens in Bagdad ist groß. Indes einigen ursprünglichen Reiz bieten die sogenannten „Dscherid-Turniere", Überrest der einstigen ritterlichen Spiele unter dem glanz- und prunkliebenden ersten Kalifen. Die gewandten Reiter versammeln sich zu diesem Turniere in der Ebene zu beiden Seiten der nach Ghadhim führenden Pferdebahn, stellen sich partieweise in Schlachtordnung und vollführen ihre Übungen im Dscheridwerfen mit einer Geschicklichkeit und Grazie, die wohl auch den Fremden blenden muß, der die berühmten Reiterstückchen eines abendländischen Cirkus genossen. Die weiten Plätze ringsum aber halten zahllose Frauengruppen okkupiert, bunt in Weiß und Schwarz oder Grün und Rot gekleidete Gestalten. Zu diesen malerischen Gruppen gesellen sich dann noch die dichtbevölkerten Tramway-Waggons, welche gegen Abend von Bagdad die zahlreichen persischen Kaufleute nach Ghadhim zurückbringen. Beduinen jagen durch die Ebene, vor den Palmengärten des Tigris aber lagern die Fanatiker der Ruhe, die unförmliche Pfeife mit dem schwarzen Kraute Syriens in den Händen und den Blick auf das vielfarbige Geflimmer der Bagdader Moscheeenkuppeln gerichtet. Am Strome halten die primitiven, eigentümlichen, runden Korbfähren, oder es hallen die einförmigen Rufe der derbknochigen Schiffzieher, die keinen Anteil an den Volksbelustigungen haben. Und dies Bild hat keinen Rahmen, endlos ist die dunstige Niederung, endlos der Kulturgürtel oder das wüste Gebiet, die nickenden Palmenkronen sind soweit sichtbar, als das Auge reicht, und ihre Umrisse sind erst dort unkenntlich, wo die heißen Dünste der Ferne mit den Farbenstreifen der nähern Landschaften verschwimmen. Im Azur schwimmt kein Wölkchen, und keine Schatten legen sich dämmerig bei dem Hinabsinken der Sonne über das bunte Chaos, denn jäh wird es Nacht, und die grellsten Farbeneffekte verpuffen wie die Purpurlichter eines Feuerwerkes. Der glühende Boden atmet Lohe, die erst nach Stunden durch die nächtlichen Brisen hinweggefegt wird.

Einen besonderen Reiz besitzt Bagdad in seinen Palmengärten, welche zum Teil innerhalb der Umfassungsmauern liegen, in größerer Ausdehnung aber die beiden Tigrisufer einnehmen, und wohl den

einzigen erquickenden Zufluchtsort in dem sonst so öden Weichbilde der Stadt bieten. Sie sind von trockenen Mauern umzäunt, deren obere Flucht von Buschwerk und Guirlanden überwuchert erscheint, und zwischen den seichten Bewässerungskanälchen blüht und sproßt eine reiche Vegetation, überschattet von den Kronen süßer Limonenbäume, Orangen, Feigen, über die hoch die stattliche Palme mit ihren reichen Fruchttrauben ragt. Inmitten dieses grünen, erquickenden Elements nun befinden sich kleine Wohnhäuschen, deren kühle Parterreräume während der heißen Sommertage okkupiert werden, während der Abend die Bewohner auf die Terrasse lockt, wo neben den kühlenden Brisen auch die saftigen Früchte, die von den Kronen auf die Plattformen niederpendeln, zur Erquickung laden. Gleich unterhalb der Stadt befinden sich diese Gärten zu beiden Seiten des Tigris, später nur auf dem linken Ufer. Dort geschieht die notwendige Überschiffung mittelst eigentümlicher, kreisrunder und etwa zwei Meter im Durchmesser haltender Korbfähren, die, einer jeden regelrechten Schiffssteuerung entgegen, in fortwährend wirbelnder Bewegung das eine oder andere Ufer erreichen. In der großen Tigrisschlinge, eine Stunde unterhalb Bagdads, nehmen die Gärten den größten Raum ein. Ihnen gegenüber im Strome befindet sich eine dichtbewachsene, etwa 50 Quadratkilometer einnehmende Strominsel, urwaldartig überwuchert und von ganzen Wildschweinrudeln bevölkert. Da die Insel bei Hochfluten unter Wasser kommt, so ist diese Üppigkeit der Vegetation erklärlich, sie giebt aber gleichzeitig einen Anhaltspunkt, wie das ganze Land emporblühen könnte, würde man nicht jeder rationellen Bodenkultur aus dem Wege gehen.

Was diese letztere betrifft, so zeigt sie sich als erschrecklich primitiv. Der Boden wird nur wenig geritzt und als Pflug bedient man sich einer einfachen Haue, die nicht imstande ist, den Boden umzuwühlen. Soweit das Stromwasser behufs Bewässerung auszunutzen ist, erscheinen die Felder allenthalben kanalisiert, hohe und niedere Dämme durchädern die Niederung, und das Wasser läuft entweder zwischen den Dämmen, oder auf deren Kronen in mäßig eingeschnittenen Rinnsalen. Die einzelnen Parzellen sind klein, meistens nur von 20—30 Schritt Seitenlänge. Wo die Kanalisierung nicht zulässig ist, geschieht die Bewässerung mittelst Schläuchen. Die Kronen der großen Dämme, insoweit sie nicht vollständig vernachlässigt sind, dienen überdies als Verkehrsadern, öfter aber erscheinen sie von dichtem Schilfrohr überwuchert, hinter welchem Tigerkatzen lauern und die Schakale ihre Schlupfwinkel suchen. Auch fehlt es nicht an Pelikanen, Feldhühnern

und Francolinen, die diese grünenden und blühenden Oasen bevölkern. Das Leben wird eben überall reger, wo das alles befruchtende Element hingerät und dem Boden wie mit Zaubermacht seine Reichtümer entlockt.

9.

Auf den Ruinen von Babylon.

— Max v. Thielmann —

Der Abend sank herab; allein trotz des Zwielichtes konnten wir erkennen, daß unser Weg mit Millionen von Scherben bedeckt war. Endlich wurden die Palmenhaine und der Euphrat erreicht, und bald standen wir vor dem Thore von Hillah, wo gerade Mengen von Schakals beschäftigt waren, die eben fortgeworfenen Reste der Fleischerbuden zu verzehren; die Tiere, denen niemand etwas zu leide thut, nehmen bei Nacht vom Menschen wenig Notiz und weichen kaum aus, wenn man an ihnen vorübergeht. Über eine Schiffbrücke, der die erleuchtete türkische Regierung sogar Petroleumlaternen gegeben hatte, erreichten wir die eigentliche Stadt auf dem linken Euphratufer. Wir befanden uns inmitten der Ruinen von Babylon. Die Ruinen bedecken ein ungeheures Blachfeld; neuere Forschungen haben gezeigt, daß Herodots Angabe, welcher die Stadt als ein Quadrat von 120 Stadien (22 km) Seitenlänge beschreibt, keineswegs übertrieben ist. Ein solcher Umfang würde undenkbar sein, wenn man sich darunter eine europäisch erbaute, dicht zusammengedrängte Stadt denken wollte, während hier nur an eine weite Stadtarea zu denken ist, in welcher zugleich ein Königsquartier, eine große Tempelstadt, eine Schifferstadt, Palmenhaine, Gärten und Ackerfelder mit eingeschlossen waren, so groß, daß bei der Eroberung durch Cyrus die Babylonier inmitten der Stadt noch unbesorgt ein Fest feierten, während die äußeren Teile schon von den Persern besetzt waren.

Der Euphrat durchzog die Stadt ziemlich in der Diagonale von Nordwest nach Südost, auf seinem linken östlichen Ufer lag das Nordfort der Stadt, das den Königspalast zu decken bestimmt war, der Palast selber und die hängenden Gärten, auf dem rechten Ufer ein anderer Palast, den Alexander der Große bewohnte, bis er sich kurz vor seinem Tode in jenen ersten bringen ließ, und am Südende der Stadt erhob sich das ehrwürdigste Denkmal der Vorzeit, der

Turm von Babel. Alle diese Gebäude sind mit Ausnahme des Palastes auf dem rechten Euphratufer aus ihren Resten mit Sicherheit nachzuweisen. Das Material ist ein Backstein, der in Massen gut zusammengehalten hat, ohne doch die architektonischen Formen der Gebäude durch Jahrtausende aufbewahren zu können. Außer den genannten Gebäuden bietet die Stadt nur ein weites mit Scherben bedecktes Trümmerfeld, an dessen Rändern sich der Zug der äußeren Mauer kaum noch verfolgen läßt; der Königspalast besaß eine eigene doppelte Umwallung, die ziemlich deutlich erhalten ist. Außerhalb der eigentlichen Stadt findet man im Osten noch manche Ruinengruppe, im Westen dagegen, wo die großen künstlichen Seeen lagen, welche das Kanalsystem regulieren, hat sich der Charakter der Gegend im Laufe der Jahrtausende völlig verändert; der Euphratarm, welcher jene Seeen speiste, hat seinen Lauf, anscheinend mehrmals, gewechselt, und jetzt läßt sich mit Sicherheit dort nichts mehr bestimmen. Wir dachten, den nächsten Tag zu einem Ausflug nach den Ruinen zu verwenden. Zur rechten Zeit erschienen denn auch unsere kleinen Pferdchen, die wir von Mohawil nach Hillah geritten hatten, und wieder hatte der Begleiter, unserm ausdrücklichen Befehl zuwider, den Tieren weder Sattel noch Zaum aufgelegt; er behauptete, keine haben erlangen zu können. Um keine Zeit zu verlieren, schwangen wir uns so auf die Tiere, und ritten durch den belebten Bazar zum Thore hinaus, auf den südwestlich der Stadt gelegenen Birs Nimrud, den Turm von Babel, zu. Hillah machte auf uns einen heiteren Eindruck; es liegt zwischen seinen Palmenhainen versteckt und wimmelt von buntem Leben, da der Warenverkehr nach den unteren Euphratländern und nach Central-Arabien nicht unbeträchtlich ist. Die Umgegend hat ziemlich viel Wasser zur Verfügung, sowohl aus dem Hauptstrom des Euphrat, als auch aus seinem westlichen Arm, der sich einige Meilen nördlich von Hillah abzweigt und westlich der Stadt einen großen See mit wechselnden Ufern bildet; vor kurzem schien sein Spiegel sogar bis an unseren Weg gereicht zu haben, denn der Boden war stellenweis noch weich und schlammig. Dem Wasserreichtum entsprechend ist der Anbau hier auch gut, und wir sahen weitgestreckte saubere Felder, von regelmäßigen Kanälen durchzogen. Der Birs Nimrud ist in gerader Linie nur wenig über 7 km von Hillah entfernt, doch nötigte uns das nasse Terrain zu einem bedeutenden Umwege, und wir erreichten ihn erst nach zweistündigem Ritt. Von weitem gesehen, gleicht er täuschend der Ruine Starkenburg an der Bergstraße in Hessen; auf einem breiten, in einer

stumpfen Pyramide endigenden Hügel scheinen die geborstenen Reste eines gewaltigen Turmes zu stehen; kommt man ihm jedoch näher, so erkennt man deutlich die Gestalt des babylonischen Turmes. Ein Rechteck von etwa 600 m Umfang bildet die Basis, auf welcher sich die gewaltige Masse in terrassenförmiger Verjüngung erhebt; ein breiter Vorsprung zieht sich spiralförmig daran hinauf, er bildete wahrscheinlich den Weg, der zur Spitze führte. Seine ersten beiden Umgänge sind fast völlig erhalten; der dritte, dessen höchster Punkt sich 60 m über das Feld erhebt, bildet jetzt nur noch eine wüste Steinmasse, auf deren Gipfel eine turmgleiche Mauerglocke des vierten Umgangs noch 42 m hoch in die Luft ragt; die Trümmer der oberen Stockwerke liegen in regellosen Mauerklumpen an den Wänden zerstreut. Das Material ist der unzerstörbare Backstein der alten Babylonier, zum Mörtel hat Asphalt gedient; ein jeder Stein, 30 cm ins Geviert groß und ziemlich vier Finger stark, trägt auf seiner unteren Seite eine eingestempelte mehrzeilige Keilinschrift, welche den Erbauer nennt. Nahe an der Spitze liegen große Mauerbrocken, die einst den Tempel auf der Spitze des Turmes getragen haben; der Brand desselben bei der Eroberung durch Cyrus hat den ihnen zum Bindemittel dienenden Asphalt geschmolzen und die ganze Masse, von dem Erdpech durchdrungen, sieht schlackenartig glasig aus. So steht der Koloß noch in seiner Zerstörung gewaltig da und schaut auf das weite Blachfeld herab, das einst die größte Stadt der Welt trug.

Wir ließen unsere Pferde am Fuße des Trümmerberges und stiegen zur Spitze hinauf. Die Aussicht übertraf unsere kühnsten Erwartungen, denn im Westen, fast den Fuß der Ruine bespülend, zog sich die blaue Fläche des Euphratsees hin, von weißen Segeln und großen Pelikanschwärmen belebt. Keine Karte verzeichnet diesen See, der 7 bis 8 km breit sich nach Norden und Süden soweit erstreckt, als das Auge reichte. Für uns hatte der ungewohnte Anblick der weiten blauen Fläche etwas unaussprechlich Anmutiges, und die Stille der Morgenluft gab dem Bilde eine feierliche Stimmung. Im Norden lag uns zu Füßen ein anderer Trümmerhügel, von geringer Höhe, aber großer Ausdehnung; er trug einst das Pandaemonium der alten Babylonier. Den Hintergrund bildeten hier und im Osten die Palmenhaine längs des Euphrat, die uns die Stadt Hillah und die Ruinen des anderen Ufers verdeckten.

Wir verweilten lange auf der Spitze. Zurück ließen wir unsere Pferde tüchtig laufen, und bei der Abwesenheit eines Sattels und Zaumes (ein einfacher Halfterstrick genügte zur Lenkung) machte

mancher von uns in den vielen Gräben Bekanntschaft mit dem weichen Erdboden. Die Pferde bewiesen jedoch ihren guten Charakter; sobald der Reiter heruntergekommen war, blieben sie geduldig neben ihm stehen, bis er wieder aufsaß. In Hillah nahmen wir unser Mittagessen ein und ritten dann sogleich zu den Ruinen des anderen Ufers hinüber. Wir folgten zunächst der Bagdader Straße bis zu dem Punkte, wo sie den Euphrat verläßt, und dann erreichten wir, in der Nähe des Flusses bleibend, in wenigen Minuten den Kasr, einen quadratischen Trümmerhügel vom Umfang des Birs Nimrud, aber von weit geringerer Höhe. Er trug einst den Palast Nebucadnezars, in welchem auch Alexander der Große gestorben ist. Vom Mauerwerke stehen noch einzelne Pfeiler und Wände, das meiste ist jedoch herausgebrochen, um als Baumaterial in Hillah verwandt zu werden. Der Euphrat, der einst den Fuß des Palastes bespülte, hat sein Bett weiter nach Westen verlegt, und fließt jetzt zweihundert Schritt abseits davon; seine Wassermenge wird ihm durch jenen westlichen Arm und durch viele Kanäle entzogen, und mit seinem schmalen Spiegel hält er keinen Vergleich mit dem stattlichen Tigris aus. Hin und wieder erhebt sich neben einigen Hütten ein kleiner Palmenhain und auf dem Kasr steht als letztes lebendes Denkmal vergangener Zeiten eine einsame uralte Tamariske, die einzige, die von Babels Zerstörung verschont geblieben ist.

Rings um den Kasr liegt eine ganze Trümmerwelt. Ihm zunächst ziehen sich in doppelter Reihe lange Mauerzüge, vermutlich bestimmt, dem Königspalast zum besonderen Schutz zu dienen, und dazwischen erheben sich kleinere Hügel, die geringere Paläste getragen haben mögen; der eine von ihnen, von brennend roter Farbe, hat die Eigentümlichkeit, daß seine Ziegel die Keilschrift auf der schmalen Seite zeigen. Im Norden, etwa eine halbe Stunde weit, steht der Mudshellibe, eine viereckige Masse vom Umfang des Kasr und bis zu 30 m Höhe; zahlreiche unterirdische Gänge sollen ihn durchziehen, und in Gemächern hat man dort Särge und Kostbarkeiten gefunden. Man hielt ihn früher für den Turm von Babel, ist aber jetzt darüber einig, daß er eine Citadelle war, deren hohe Mauern einem feindlichen Angriff bessern Widerstand leisten konnten, als die niedrigeren Wände des Kasr. Uns fehlte leider die Zeit, ihn noch zu besuchen, und wir mußten uns mit seinem Anblick begnügen. Während wir vom Kasr beim Glanze der untergehenden Sonne die Landschaft betrachteten, strömte eine Menge Volks aus einem kleinen Dörfchen am Euphrat herzu, um uns Antiken aus babylonischer Zeit zum Kaufe anzubieten.

Sie waren unzweifelhaft echt, denn für den Verkaufspreis konnte sie kein Mensch herstellen. Die scheidende Sonne mahnte indessen zum Aufbruch; wir setzten uns zu Pferde und nahmen unseren Rückweg über den südlich am Kasr gelegenen und von ihm nur durch eine Schlucht geschiedenen Hügel Amran ibn Ali. Einst trug der Hügel die hängenden Gärten der Semiramis, jetzt liegt er ebenso kahl da, wie seine Nachbarn.

Bald hinter dem Hügel betraten wir wieder die große Straße, und ein munterer Galopp, diesesmal ohne Unfälle, brachte uns schnell nach Hillah.

10.

Über den Libanon nach Beirut.

— Alexander Ziegler —

Es war ein sehr heißer Tag, als wir, von Damaskus scheidend, die kahle Gebirgswand des Antilibanos hinaufritten und noch zum letztenmal einen reizenden Blick auf die Stadt genossen. Zu unseren Füßen in der grünenden Ebene Gutah lag sie da mit ihrem Häusermeere, aus dem schlanke Minarets gleich elfenbeinweißen Türmen, und die Kuppeldächer der Moscheeen mit dem funkelnden Halbmond zum blauen Himmel emporragten. Ein lieblicher Kranz von Gärten und Feldern und herrlichen Bäumen umschlingt das Ganze, und die Silberstreifen der Gewässer blitzen hier und da aus dem üppigen Grün hervor. Die Ebene von Damaskus ist gegen drei Seiten von Gebirgen begrenzt; gegen Morgen streift aber das Auge in die endlose Wüste hinaus.

Auf rauhen Gebirgspfaden zogen wir weiter und stiegen später in das mit Obstbäumen und Silberpappeln bewachsene Flußthal des Barrada hinab. Das Thal selbst ist frisch und grün, die Umgebung aber kahl und traurig. Nachdem wir den ganzen Tag anhaltend geritten, schlugen wir abends unsere Zelte unweit des Dorfes Zebedani in der Nähe eines Baches auf. Uns gegenüber liegen am Abhange des Berges zwei ärmlich aussehende Dörfer, und im Hintergrunde erblicken wir die Schneemassen des Dschebel el Scheikh. Unsere Pferde und Esel fressen heißhungrig das grüne Gras und lagern sich dann ermüdet um unsere Zelte, in denen wir eine feuchte Nacht zubringen.

Am andern Morgen war der Himmel bedeckt und die Luft wehte kühl. Wir sitzen jedoch wohlgemut auf und freuen uns auf die Tour über den Libanon. Indessen das Terrain, das wir passieren, ist öde und traurig. Gegen Mittag jedoch erblicken wir vor uns den schneebedeckten Libanon. Es geht immer bergauf und bergab; der Wechsel der Temperatur gegen den gestrigen heißen Tag ist sehr bedeutend. Da unser heutiges Nachtquartier Baalbeck sein sollte, so ritten wir im Angesicht der vor uns liegenden riesigen schneebedeckten Gebirgskette des Libanon auf sehr schlechten steinigen Wegen in die Ebene von Bekaa hinab und galoppierten nach Baalbeck zu. Abends 5 Uhr kamen wir in Baalbeck an und hatten das Glück, die herrlichen Ruinen noch in der schönsten Beleuchtung zu sehen. Wir hatten eine sehr starke Tour gemacht. Baalbeck, das alte Heliopolis, mit seinen berühmten Ruinen des Sonnentempels ist gegenwärtig nur ein Trümmerhaufen in der reizendsten Unordnung. Das Chaos der bunt untereinander geworfenen Säulen, Steinblöcke und Mauerstücken ruft eine eigentümliche Wirkung hervor. Die Ruinen sind schön, geben aber keine klare Vorstellung von dem, was sie ehemals gewesen. Sie erinnern einigermaßen an die Tempel der Ptolomäer in Ägypten, denen die griechische Architektur bekannt war, kommen aber an Großartigkeit den ägyptischen bei weitem nicht gleich. Die ganze Anlage scheint nicht vollendet worden zu sein. Mit Gewißheit läßt sich nur etwa soviel annehmen, daß hier zwei Tempel standen, wovon der eine, ein Tempel der Sonne, mit seinen Wänden noch steht, während von dem anderen nichts weiter übrig geblieben ist, als eine Plattform mit Fragmenten und sechs großen Säulen. Jener deutet auf korinthischen Baustil und ist im Innern mit Verzierungen überladen. Das Ganze macht einen schwerfälligen Eindruck, wiewohl einzelnes, z. B. die Garnituren der Nischen und das Portal mit dem Bilde des Adlers sehr hübsch gearbeitet sind. Außerhalb sieht man noch die Überreste gewaltiger Kolonnaden. Unweit davon stehen die berühmten sechs großen Säulen, die zu einem zweiten Tempel oder Pantheon gehörten. Sie haben eine Höhe von etwa 22 m, sind am Fries und Karnis graziös ausgeführt und erfreuen durch die Proportion ihrer Verhältnisse. Jede besteht aus drei Stücken und ruht auf einem besonderen Piedestal. Außerdem erblickt man gewaltige umherliegende Steinquadern, zerbrochene Säulen und Mauerreste. Ein zerbrochener Säulenschaft zeigte etwa $2^1/_2$ m im Durchmesser, ein Steinblock eine Länge von 20 m. Auch Überreste von wahrscheinlich aus späterer Zeit stammenden Türmen und unterirdischen Gewölben bieten sich

dem Auge dar. In der Nähe befindet sich ein kleines, mit Säulen umgebenes Tempelchen, welches hübsche Bildhauereien aufweist; auch sieht man in dem ärmlichen Dorfe eine verfallene Moschee mit schönen Granit- und Porphyrsäulen, auf denen die Türken ihre häßlichen Steinbogen angebracht haben. Am anderen Morgen zeigte das Thermometer um 7 Uhr 5° R. Ein Ritt von drei Stunden über die große, zwischen dem Antilibanos und Libanon liegenden Ebene, El Bekaa oder Cölesyrien genannt, bringt uns gegen Mittag nach einem am Fuße des Libanon gelegenen kleinen Dorfe, welches die uns begleitenden Araber Deir el Ahmar nennen. Der Boden des Thales wird von dem Orontesflusse und kleinen Gebirgsflüßchen bewässert. Man sieht ausgedehnte Getreidefelder, große Weiden und Viehherden, und an seinem Rande nach den Gebirgen zu mehrere Ortschaften. Die Gebirge steigen auf beiden Seiten steil empor, die Gebirgswand des Libanon aber höher als die des Antilibanos. Letzterer ist kahl, ersterer aber mehr bewachsen und auf seinen höchsten Spitzen mit Schnee bedeckt.

Von dem Dorfe nahmen wir einen Führer mit. Wir übersteigen zwei waldbewachsene Hügelketten, bevor wir in das eigentliche Hauptthal des Libanon gelangen. Der Frühling lacht im heitersten Gewande; die Büsche grünen, die Blumen blühen und der Finke schlägt sein munteres Liedchen auf den knorrigen Ästen der kleinen Eichen. Die Wege allerdings sind schlecht, allein der Himmel blau und die Luft rein, wenn auch kühl. Nachmittag 3½ Uhr kamen wir an der am Fuße des Dschebel Makmel fließenden Quelle Ainat an, woselbst wir unsere Zelte aufschlugen. Dieselben schützten uns gegen die Kälte der Nacht nur wenig; zudem wehte der Wind so stark, daß sie umzustürzen drohten. Am andern Morgen früh 5 Uhr, zu welcher Zeit das Thermometer 0° R. zeigte und der Himmel bewölkt war, ritten wir aus. Eigentlich wollten wir mit der ganzen Karawane über die Cedern nach Tripolis zu gehen. Dies war jedoch deshalb nicht möglich, weil die Passage noch durch große Schneefelder gehemmt wurde. Wir ließen daher sämtliche Bagage zurück und machten uns allein auf den Weg. Zuerst besuchten wir die große schöne Gebirgsquelle, kletterten dann langsam im Zickzack die steile Gebirgswand hinan und kamen bald an die ersten Schneefelder. Um 7 Uhr hatten wir den höchsten Gipfel des Dschebel Makmel erreicht. Der Sturm tobte gewaltig, und dichter Nebel umhüllte uns. Die Kälte war sehr empfindlich. Die Pferde stürzten tief in den Schnee und scheuten sich, vorwärts zu gehen. Wir mußten öfter absteigen und hatten Mühe,

die Schneeflächen zu passieren. Endlich stiegen wir wieder einen steinigen Pfad des Gebirges hinunter, der Nebel teilte sich, und tief unter uns zur Rechten erblickten wir einen grünen Fleck, der beim Näherkommen die Gestalt eines kleinen Gartens und später die eines kleinen Tannenwäldchens annahm. Es waren die hochberühmten Cedern des Libanon, der ehrwürdige Rest jener Wälder, aus denen Hiram, der König zu Tyrus, auf den Wunsch Salomos Cedern und Tannenholz zur Erbauung des Tempels in Jerusalem fällen ließ.

Die Cedern des Libanon sind so weltberühmt, daß der Reisende sich wohl zur Erwartung von etwas Außerordentlichem berechtigt halten kann, zumal er ihretwegen eine etwas beschwerliche, mehrere Tage in Anspruch nehmende Reise machen muß. Indes von der Höhe des Gebirges aus hat der Anblick der Cedern nichts Überraschendes; sie liegen in einem traurigen, von drei Seiten mit schneebedeckten Gebirgen umgebenen Thale, welches nur nach der Westseite zu einen Abzug hat. Unterhalb der Cedern sieht man jedoch grüne Felder und hat auch einen weiteren Fernblick.

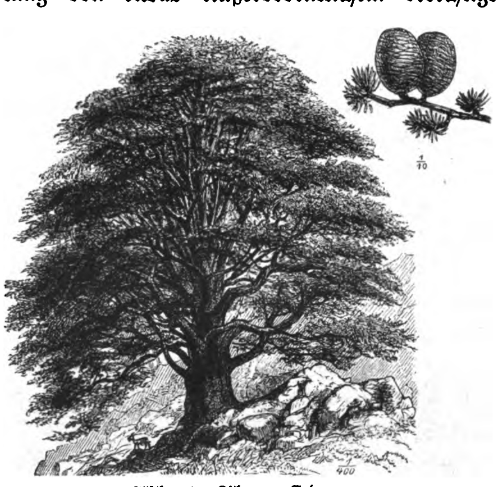


Abb. 14. Libanon-Ceder.

Der Cedernhain selbst ist klein. Ich brauchte 15 Minuten, um ihn zu umgehen, und ließ dabei nicht mehr als etwa zwanzig Bäume außerhalb meines Kreises liegen. Aber er ist eine Oase in der Wüste. Die jungen Cedern sind schöner und schlanker als die alten, von denen sich zwölf sehr große und starke vorfinden. Vor dem ältesten vom Blitz zerschmetterten Baume steht eine kleine steinerne Kapelle, zu deren Unterhaltung wir von einem herbeigeeilten Araber um eine Gabe angesprochen wurden. Es ruht sich köstlich unter diesen ehrwürdigen Bäumen. Indes von einem Walde kann keine Rede sein; denn der ganze Hain umfaßt nur etwa 400 Bäume. Der stärkste Stamm hat 13 m im Umfange; einzelne sind 25—30 m hoch. Der junge Nachwuchs in diesem Hain wird kaum hoch emporgedeihen,

denn die hier und in der Nähe weidenden Ziegen lassen ihn nicht aufkommen. An den Bäumen und Wurzeln findet man viele Namen von Reisenden eingeschnitten. Wir nahmen uns einige Erinnerungen mit und freuten uns insbesondere über die schönen Cedernäpfel, die wir gefunden und die den Tannenzapfen gleichen.

Der Rückweg war beschwerlicher, weil die Sonne den Schnee erweicht hatte und die Pferde noch tiefer einsanken. Die Passage des über 2500 m hohen Dschebel Makmel ist bei vorgerückter Jahreszeit und gutem Wetter nicht gefährlich. Wir waren aber die ersten Reisenden, welche die Cedern in diesem Jahre besucht und deshalb bei der frühen Jahreszeit auch mit mehr Schwierigkeiten: Schnee, Wasser, Wind, Kälte zu kämpfen gehabt haben, als spätere Reisende.

Bei unserer Ankunft auf dem scharfen Gebirgskamme des Makmel hatten wir eine hellere, umfassendere Aussicht, als am Morgen. Auf der einen Seite sieht man die Ebene Bekaa, den Antilibanos und das Schneehaupt des Hermon, auf der anderen die Cedern und die Gebirgszüge nach Tripolis; im Süden ragt der schneebedeckte Dschebel Sunnin empor. Das Bild ist großartig und vorzüglich wegen des reichen Hintergrundes überraschend; Bäume und Wasser aber tragen wenig zur Belebung des ganzen Landschaftsbildes bei.

Wir verbrachten eine zweite sehr kalte Nacht in unseren Zelten. Am Morgen zogen wir längs des Bergrückens in dem nach Süden laufenden langen Thale dahin und kamen um 10½ Uhr an einen kleinen See, der uns von den Arabern Muna genannt wurde. Der Boden ist hier steinig und nicht sehr empfänglich für die Kultur. Dessenungeachtet waren die Thaltiefen bebaut und die Leute überall mit Ackern und Säen beschäftigt. Hinter dem einfachen Hakenpflug ging immer ein Mann mit einem Körbchen her, aus dem er den Getreidesamen in die Furchen einstreute. Um 12 Uhr gelangten wir zu einem zweiten, wohl nur aus Schneemassen entstandenen großen Teich, in dessen Nähe sehr große Ziegenherden weideten. Die Hirten tragen Schaffelle und große Reiterstiefeln. Die Berghöhen sind mit Bäumen und Strauchwerk bestanden, aus denen der Kuckuck hervorrief. Gegen 3 Uhr steigen wir aus dem Gebirge wieder in die Ebene von Bekaa herab und schlagen um 5 Uhr in der Nähe des Dorfes Temnin unsere Zelte auf. Eine große Anzahl der Einwohner strömte neugierig herbei und blieb bis zum späten Abend in unserer Nähe. Von hier ritten wir im Schritt am nächsten Morgen in drei Stunden nach el Muallakah und dem ganz nahe gelegenen Städtchen Zahleh, dessen Einwohner, maronitische Christen, als fleißig und kriegerisch

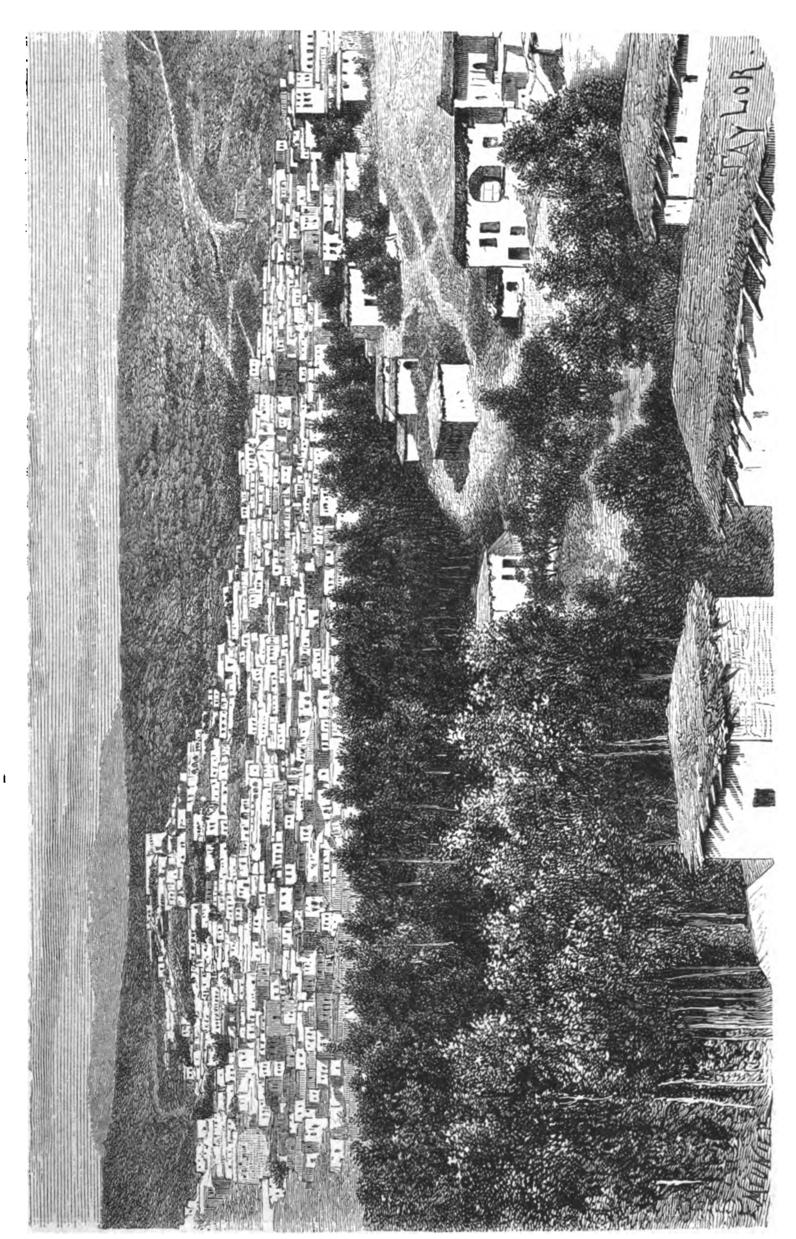


Abb. 15. Die Stadt Zahleh am Ostabhang des Libanon. (Nach einer Photographie.)

bekannt sind. Die Lage ist freundlich und die Häuser von einem gewissen wohlhäbigen Äußeren. Von hier suchten wir direkt in das Gebirge vorzudringen, und stiegen auch eine Strecke aufwärts, mußten aber bald wieder in das Thal Bekaa zurückkehren. Nachdem wir hier eine Zeitlang eine südwestliche Richtung verfolgt hatten, stiegen wir um 2½ Uhr an dem eigentlichen Libanongebirge wieder empor, passierten mehrere Khane und kamen um 4 Uhr auf einem Punkte an, wo wir die schöne Ebene Bekaa aus den Augen verloren und Aussichten in die Thäler des Libanon genossen.

Der Weg war schlecht, aber von Karawanen belebt. Um 5 Uhr erreichten wir den Khan Medirenit; wir schlugen dicht vor demselben unsere Zelte auf. Bei schöner Beleuchtung eröffnete sich uns hier eine überraschende Aussicht auf das Mittelmeer und Beirut. Dies war die letzte Station vor Beirut, und dessen waren wir nicht wenig froh, denn der langen Reise müde, sehnten wir uns gar sehr nach Erholung. Da wir dem Ziele nahe, so bekümmerte uns die Grundlosigkeit der Wege weit weniger, als wir am nächsten Morgen unsern Marsch fortsetzten. Nach etwa vier Stunden nahmen wir in dem sogenannten neuen Khan, von dem aus man eine herrliche Aussicht genießt, Erfrischungen ein, trafen dort auch mit einem Eingeborenen aus Damaskus zusammen, der geläufig französisch sprach. Die Unterhaltung mit ihm zerstreute einigermaßen den Mißmut, welchen die Einförmigkeit der Gegend uns einflößte. Trotz unserer Mühen haben wir bis jetzt die gepriesene Schönheit und Lieblichkeit des Libanon eben noch nicht sehr reichlich genossen. Je tiefer wir steigen, desto frischer weht die Seelüft. Die Ebene, auf welcher wir uns jetzt bewegen, zeigt uns Maulbeer-, Oliven-, Feigen-, Pinien-, Johannisbrotbäume und indischen Kaktus, dann Dörfer, Kastells und Klöster, Drusen und Maroniten gehörig. Die Straße bildet oft die Scheidungslinie beider Völkerschaften. Unser Pfad schlängelt sich zwischen Gärten und Anpflanzungen von Obst- und Maulbeerbäumen dahin, welche das malerisch gelegene Beirut mit dem lieblichsten Grün umgürten, aus dem hier und da freundliche Sommervillen hervorschauen. Endlich, nachdem wir noch an einem Pinienwalde vorübergekommen, reiten wir — es ist 4 Uhr nachmittags — in die düsteren, finsteren Straßen der Stadt ein.

Beirut ist am Fuße des Libanon und am Meere aufgebaut. Dies ist bezeichnend für seine schöne Lage. Auf der einen Seite der Hafen mit den Schiffen und dem blauen Meeresspiegel, auf der andern das Gebirge mit seinen kühnen Formationen, seiner reizenden

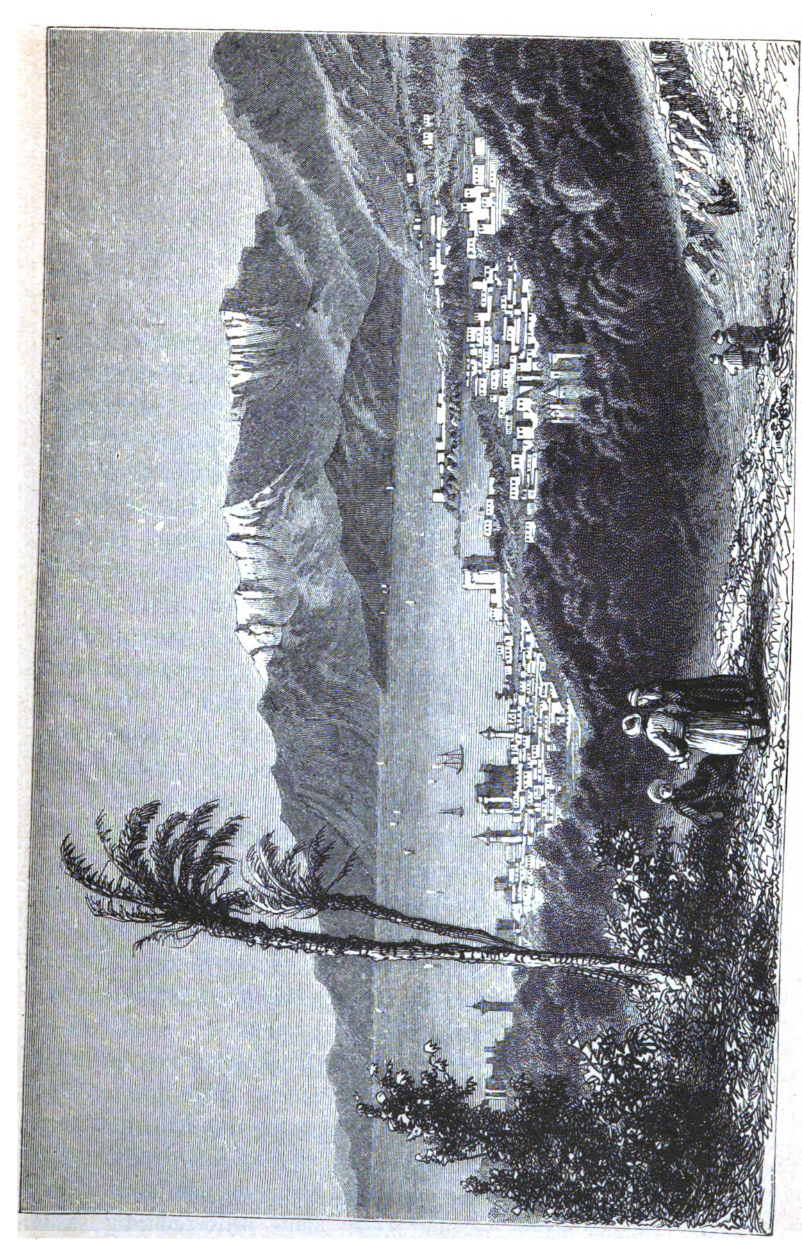


Abb. 16. Beirut und der Libanon.

Farbenpracht und dichterischen Erinnerungen. Rings um die Stadt schlingt sich ein grüner Gürtel von Gärten und Hainen. Aber die Stadt selbst bietet wenig Sehenswürdiges.

11.
Tyrus und Sidon.

— Abraham von Norow —

Wenn man von Acco an der Küste Syriens nordwärts reitet, so beginnt eine Stunde von dem Vorgebirge Nakur die Steigung zu dem weißen Vorgebirge, wie es nach der Farbe seiner Kalkfelsen genannt wird, die man auf dem Meere wie auf dem Lande in großer Entfernung sieht. Das weiße Vorgebirge ist die berühmte Scala Tyriorum. Auf dem Wege, der hinauf führt, sieht man noch die Überreste eines alten Pflasters. Scala Tyriorum nennt man den mit großer Mühe in den Felsen des weißen Vorgebirges gehauenen Weg, der dicht am Rande des Meeres hinführt und durch einen Steindamm gegen den Andrang der Wogen geschützt ist. Der Weg ist etwa 3 m breit und 20 Minuten lang und führt an einigen Stellen treppenartig abwärts. Nach der gewöhnlichen Ansicht hat Alexander der Große diesen Weg in den Felsen hauen lassen. Die höchste und gefährlichste Stelle des Passes wird die Höllenpforte genannt und man erzählt, daß ein berühmter arabischer Stammeshäuptling, von Feinden verfolgt, von dieser Höhe herab in das Meer gesprungen sei.

Von hier öffnet sich eine prachtvolle Aussicht auf das ganze tyrische Ufer, das in einem Halbkreise vor einem liegt, in dessen Mitte Tyrus wie eine Insel erscheint. Das Ufer ist ziemlich flach, und den Horizont begrenzen einige Ketten nicht allzuhoher Gebirge, hinter denen sich eine einzelne Felsenmasse mit schneebedecktem Gipfel erhebt; es ist der Hermon, hier Dschebel Sunnin genannt.

Eine halbe Stunde hinter der Scala Tyriorum ritten wir über eine alte Brücke, die über einen ausgetrockneten Bach führt. Das Meeresufer wird hier allmählich immer sandiger und bald sieht man einen nicht unbedeutenden Flecken vor sich, Ras-ul-Ain oder Quellenhaupt genannt, wo sich noch mehrere Brunnen aus alten Zeiten Salomos erhalten haben; es sind deren fünf, teils achteckig, teils viereckig gebaut und mit Wasserleitungen verbunden, die nach ver-

schiedenen Seiten führen. Drei dieser Brunnen sind noch jetzt in vollem Gange und sehr tief und das Wasser strömt in reichlicher Fülle. Man sagt, daß die Quelle, aus welcher das Wasser kommt, bis jetzt noch nicht bekannt sei. Die Wände der Brunnen sind aus kleinen Steinen gemauert, die mit Meeressand verbunden sind; diese Masse ist beinahe so fest, wie ein einziger Stein. Sie erheben sich $3^1/_3$ m über den Boden und das Wasser steigt nicht allein bis an den Rand, sondern fließt sogar zuweilen über. Hier war der Schlüssel des ganzen Bewässerungssystems der Umgegend von Tyrus und man sieht noch heute die Bögen der Wasserleitung, welche nach Inseltyrus führte. Ras-ul-Ain ist ein liebliches Asyl zwischen üppigem Grün im Schatten großer Bäume, und wahrscheinlich lag hier Palaetyrus, oder das alte Tyrus. Von Ras-ul-Ain ist noch eine halbe Stunde bis Tyrus. Tyrus liegt in der schrecklichen Verwüstung, die in der Bibel geweissagt ist. Mit dem festen Lande nur durch einen schmalen Isthmus verbunden, wird es von allen Seiten von dem tobenden Meere umspült, als ob es sollte von seinen Fundamenten herabgerissen werden; die brüllenden Wogen, die sich über die Trümmer wälzen, scheinen zu rufen: „Du bist meine Beute!“ Dieses Bild ergriff mich so, daß ich mich, ohne in die Stadt zu reiten, am Meeresstrande niedersetzte und, von den Wellen benetzt, bald die tobende See, bald die durchlöcherten Mauern des zerstörten Tyrus betrachtete.

Der Isthmus, welcher die Insel mit dem Lande verbindet, ist der Damm, welchen Alexander der Große erbaute, der dadurch erst die Stadt nach einer langen Belagerung erobern konnte. Eine Pforte mit einem Turme, wo ein Wachtposten steht, führt in die Stadt. Wir nahmen unsere Wohnung in dem Hause eines Griechen. Die Fenster meines Zimmers hatten die Aussicht nach dem Ufer des Festlandes und dem inneren Hafen, dessen zerstörte Mauern und Türme den Vordergrund bildeten, während in weiter Ferne sich der Schneegipfel des Hermon erhob.

Noch schrecklicher ist die Verwüstung von der Seite des Meeres; die Fundamente des Hafens, Marmorsäulen, Kapitäle, Gesimse und Architrave der Tempel des alten Tyrus sind ein Spielwerk der tobenden Wellen.

In den Wellen suchte ich selbst die Überreste seiner ehemaligen Größe. Bis an den Gürtel im Wasser, von einem Marmorstück zum andern schreitend, erreichte ich den vordersten Molo des alten Tyrus, der unter der weißen Decke des Meeres in der Form eines Kreuzes erschien.

Das phönizische Wort Sur bedeutet Felsen; die Insel, auf welcher Tyrus erbaut war, ist ein kahler Felsen, der die Gestalt eines Hammers hat, dessen Griff der Isthmus bildet. Auf diesem letzteren stehen noch einige ärmliche Häuser, der obere Teil aber ist ein bloßer Fels, nur an einigen Stellen am Rande, hinter den Häusern, sind noch einige kleine Gemüsegärten. Von dem vorderen Molo, wo einst die Schiffe aller Nationen ankerten, sieht man nur den unter Wasser stehenden Unterbau, in Gestalt eines Kreuzes, und einige Ruinen. Der innere Hafen war von Norden und Süden, d. h. zur Rechten und zur Linken, durch einen anderen Molo geschützt. Von dem nördlichen Molo kann man noch einige Trümmer sehen, der südliche hingegen ist, bis auf eine unter Wasser stehende Ruine, ganz vom Meere weggespült. Die Schiffe lagen jetzt hinter den Überresten des nördlichen Molo vor Anker, gegenüber einem auf der Insel errichteten Leuchtturme. Die Stadt und die inneren Häfen waren an der Uferseite, zu beiden Seiten des Isthmus, durch Mauern und Türme geschützt, die aus dem Wasser hervortreten.

Diese Ruinen der Hafendämme nebst drei oder vier zum teil dem Einsturz nahen Türmen, bilden die größte Zierde der verwüsteten Stadt, wo man zwischen den erbärmlichen Lehmhütten kaum noch einige Dutzend ordentliche Häuser findet. Das alte Tyrus nahm das ganze der Insel gegenüberliegende Ufer ein und erstreckte sich östlich eine Viertelstunde weit landeinwärts, bis an die Felsen, die man von der Stadt aus sehen kann. Überreste von Säulen und einzelne noch erhaltene Bögen einer Wasserleitung zeigen den Weg dorthin. Das Wasser wurde von Ras-ul-Ain hergeleitet.

In einer stillen Mondnacht reiste ich von Tyrus ab, gegen drei Uhr des Morgens, und schlug die Richtung nach Sidon ein.

Der Weg führt dicht am Strande des Meeres hin, das brüllend an das Ufer schlägt.

Bei einer Biegung des Weges in der Nähe des Dorfes Zekakia eröffnet sich ein Amphitheater der an die Wolken reichenden Berge des Libanon, das üppige und wilde Gebiet der Drusen, welches der Schneegipfel des Hermon überragt. Die arabischen Dichter sagen, der Hermon trage an seiner Stirn den Winter, auf seinen Schultern den Lenz, an seinem Busen den Herbst und zu seinen Füßen ruhe ein ewiger Sommer. Dies ist ein vollkommenes Bild des Klimas dieses Teiles Syriens.

Von Tyrus bis Zekakia ritt ich drei und eine halbe Stunde. Unweit von hier lag, an dem Abhange eines Berges, das durch

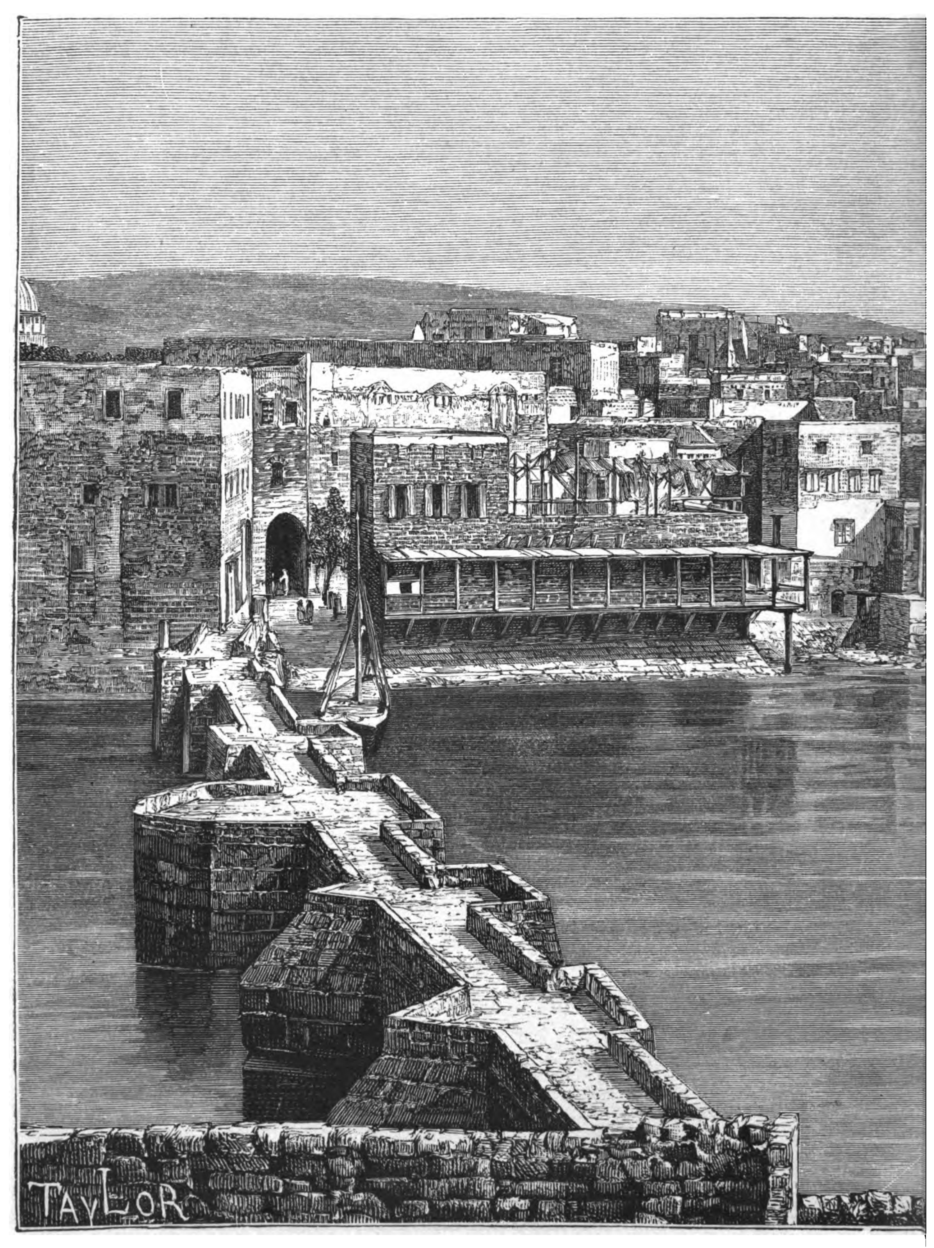
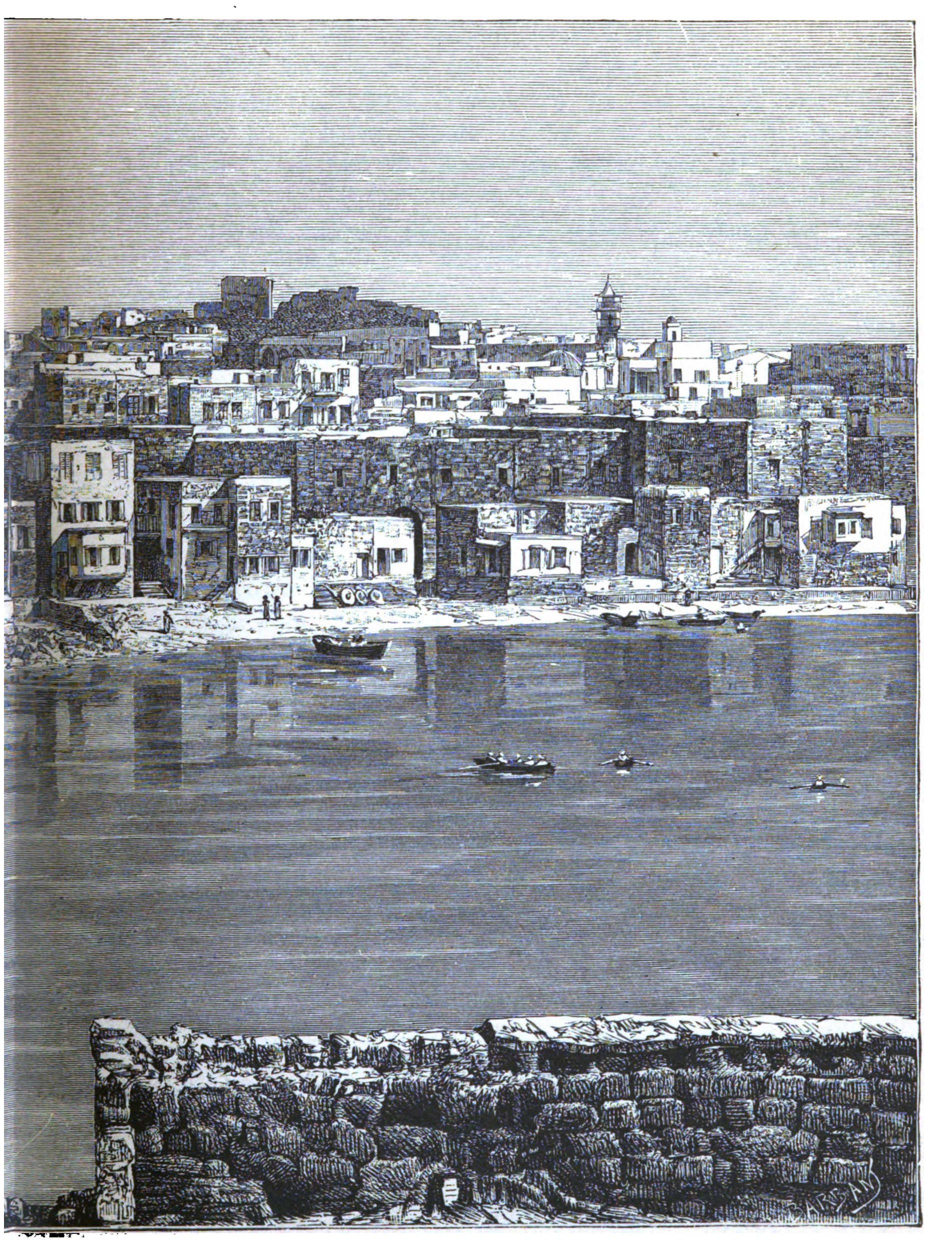


Abb. 17.



Sidon.

seine Weinberge, seine Kupfer- und Eisenbergwerke berühmte Zarpath oder Sarepta, einst eine blühende Stadt Phöniziens.

Eine halbe Stunde von hier zog das malerisch gelegene Dorf el-Tantara meine Aufmerksamkeit auf sich; es liegt an einer kleinen Bucht im Schatten üppiger Lorbeer-, Apfelsinen- und Cypressenbäume. Von hier ist Sidon nur wenig mehr als eine Stunde entfernt.

Sidon erscheint nicht in einer solchen Verwüstung wie Tyrus, die Nebenbuhlerin seines Ruhmes. Die Umgegend von Sidon ist gut bebaut, und überall sieht man Gärten und Wälder. Es liegt auf einer sichelförmigen Landzunge, die malerisch in die See hinausragt, rings um einen Berg, auf dessen Gipfel die Citadelle steht, und erstreckt sich von diesem aus weiter auf der Landzunge hin. Schwarze, in dem Meere umhergestreute Felsen sind die Überreste des berühmten, nördlich von der Stadt gelegenen Hafens. Einige dieser Trümmer sind jetzt gefährliche Klippen, andere dienen noch jetzt einer kleinen Anzahl von Schiffen in diesen gefährlichen Gewässern als Zuflucht.

Sidon hatte, wie Tyrus, einen äußeren und einen inneren Hafen; die Überreste des äußeren Hafendammes, östlich von der Stadt, sind noch zu sehen. Die Stadt ist jetzt von der Seeseite durch eine Mauer geschützt, die Citadelle, deren Erbauung man Ludwig dem Heiligen zuschreibt, liegt in Trümmern. Eine andere, kleinere Citadelle, die auf einem Felsen im Meere nördlich der Stadt liegt, ist mit dieser durch eine malerische, sieben bis acht Bögen lange Brücke verbunden. Die Gassen der Stadt sind größtenteils mit Schwibbögen überdeckt und in vielen Höfen der Häuser findet man Bassins, die aus Brunnen hinter der Stadt mit Wasser versorgt werden, wo man noch Überreste alter Wasserleitungen sieht. Die größten Gebäude der Stadt sind einige Moscheeen, Bäder und Khane.

12.

Nazaret.

— C. v. Orelli —

So sind wir denn in Galiläa und nahen uns dem Heimatsorte des Erlösers nicht ohne tiefe Bewegung. Nazaret scheint ganz nahe. Zur Rechten lassen wir den Tabor, einen vereinsamt aus der Ebene

aufsteigenden Bergkegel von ansehnlicher, aber für das Auge schwer zu schätzender Höhe. Allein unser Weg streckt und windet sich noch gewaltig nach der Linken, ehe er im Zickzack zu steigen beginnt. Es ist ein eigentlicher Bergaufstieg, den man zu vollziehen hat, um von dieser Seite Nazaret zu erreichen; ein eigentlicher Saumpfad führt hinauf, und die vielen Herden, denen man in den höhern Regionen begegnet, erhöhen das alpine Aussehen der Gegend. Auch Kühe weiden da in beträchtlicher Anzahl, während in Judäa fast nur die langohrigen Ziegen das Land verwüsten. Letztere sind, wie schon zu Jakobs Zeit, fast immer schwarz, die Schafe ebenso gewöhnlich weiß. Aus der Ferne kann man sie nur durch die Farbe voneinander unterscheiden. Endlich war die Höhe westlich vom Städtchen erreicht und wir ritten in dasselbe ein um die Mittagsstunde.

Mit Vergnügen hatten wir uns schon von weitem seine stattlichen Häuser betrachtet. Wir mußten das langgestreckte Städtchen ganz durchziehen, um zu unserer Herberge zu gelangen. Den Nachmittag benützten wir dazu, Nazaret kennen zu lernen.

Der prächtigste Bau Nazarets ist unzweifelhaft die „Kirche der Verkündigung Mariä", zu dem großen, gastfreundlichen Kloster der Lateiner gehörig. Der Bau ist aufs reichste geschmückt und doch nicht mit Schmuck überladen. In der Krypta befindet sich die Kapelle der Verkündigung, wo zwei Säulen die Stellen bezeichnen, wo der Engel und Maria bei jener wundersamen Begrüßung Luk. 1, 28 gestanden haben sollen. Nach der ältesten Überlieferung jedoch soll Maria nicht beim Bibellesen zu Hause, wie die Maler die Scene gewöhnlich darstellen, vom Engel überrascht worden sein, sondern beim Wasserschöpfen, als sie eben ihren Eimer heraufgezogen hatte. Die Griechen haben denn auch eine andere Stätte nahe dem Marienbrunnen als die heilige bezeichnet und ihre Kirche dort gebaut. Unter dem Altar befindet sich ein Wasserbehälter, aus dem man uns zu trinken gab. Er steht mit dem Marienbrunnen in Verbindung. Dieser ist die größte Merkwürdigkeit des Städtchens. Denn da es der einzige ausgiebige Quellbrunnen Nazarets ist, so kann man ohne zu große Kühnheit annehmen, daß, wie er heute noch von früh bis spät von den Bewohnerinnen umlagert wird, auch die Mutter des Heilandes sich hier einzufinden pflegte. Mit besonderer Rührung sahen wir die bunte Kinderschar, Knaben und Mädchen, welche ihre Krüge mit Leichtigkeit auf Kopf oder Schultern tragend, sich hier drängten und die Zeit des Wartens mit allerlei Scherzen sich verkürzten. Gewiß hat auch der Jesusknabe zu der Zeit, da er seinen Eltern

hier diente, wie es heißt, sein Krüglein eben daher gebracht und man liebt es, sich ihn mitten in dem Schwarm zu denken als den geduldigsten und sanftesten unter allen. Gegen Abend machten wir uns auf, die steile Höhe über Nazaret zu ersteigen, von welcher das Städtchen sich erst übersehen läßt. Es liegt, wie schon bemerkt, hoch über der Ebene an einem Berge, doch so, daß es von vorstehenden Hügeln überragt wird. Zwischen diesen Höhen gabelt sich das Städtchen in zwei lange Zinken, so daß es schwer hält, eine einheitliche Anschauung davon zu gewinnen, außer von oben herab. Umgeben ist es von anmutigem Grün, von Kaktushecken und einzelnen Ölbäumen; seine Auen sind im Frühling von bunten Blumen aufs lieblichste geschmückt. So macht es recht den Eindruck stiller Verborgenheit und Geborgenheit, früher ohne Zweifel noch mehr, da es kleiner und bescheidener war. Wie ist's eine andere Welt, in die man sich plötzlich versetzt sieht, dieses galiläische Hochland! Tief unter uns liegt die weite Ebene, von der wir hergekommen sind. All die Kämpfe und das Kriegsgeschrei sind nicht heraufgedrungen nach Nazaret. Hier war jungfräuliche, nicht vom Blute befleckte Erde, hier der Boden eines neuen Bundes, der des wahren Gärtners, des guten Hirten harrte.

So hat Gott dieses Land lange aufgespart, um hier ein völlig Neues zu pflügen. Als der Sohn Marias auf diesen Matten sich erging und die Vögel des Himmels und die Blumen des Feldes sich erzählen ließ von seinem himmlischen Vater, da dämmerte ein Morgen, dessen Licht die fernsten Zonen beseligen sollte. Man kann sich nicht anders denken, als daß der Jesusknabe oft diese einsamen Höhen über seiner engen Vaterstadt aufsuchte. Wo anders als hier hat er die Gewohnheit angenommen, auf der Bergeshöhe sich der Andacht und dem trauten Umgang mit seinem Vater hinzugeben? Läßt sich doch keine erhebendere, feierlichere Umgebung denken als hier, wo das Haupt des Tabor eben noch geheimnisvoll herüberschaut und der Karmel drüben, der alte Zeuge Jehovas, gleich einem Hochaltar sich quer durchs Land legt. Reden Berg und Thal laut genug von Gottes Majestät, so atmet hinwieder diese grüne Au einen ungetrübten Gottesfrieden. Und steigt man noch höher hinan, so erweitert sich der Blick über die Grenzen des Landes hinaus. Der Hermon auf der einen, das glänzende Meer auf der andern Seite, was mochten sie in ihm für Gedanken wecken? Dieses Weltmeer, dazu bestimmt, einst die frohe Botschaft Galiläas an die Küsten Griechenlands und

Roms zu tragen nach den „Inseln“ des Westens, deren Umfang und Bedeutsamkeit schon die Propheten ahnten? Gewiß ging sein Sinnen schon frühe da hinaus.

13.

Am See Genezareth.

— Hermann Dalton —

Wir strebten dem See Genezareth zu. Immer höher stieg mit sengender Glut, wie eine Stahlscheibe anzusehen, die Sonne: immer höher stieg unsere Erwartung. Aber es wurde elf, es wurde zwölf Uhr und immer noch wollte sich das Ziel der Reise nicht zeigen. Die armen Tiere können sich und ihre Last kaum mehr fortschleppen. Auch die Menschen spüren auf die Dauer den Einfluß einer Hitze von 43° R. Endlich nach einer Stunde Ritt auf der baumlosen, wellenförmigen Hochebene, die immer den nächsten Hügel in täuschendem Gaukelspiel als das Ziel der Reise erscheinen ließ, und nun ist es wirklich erreicht, das lang ersehnte Ziel, ja, dort drunten ist der See, da weiter südwärts sehen wir, wie er seine Wasser in das Jordanbett treibt, wir sehen den Jordan selbst in malerischen Windungen sich in der Ferne verlieren.

Wie erhob uns der Gedanke, daß jetzt ein Ziel langgehegter Sehnsucht erreicht war, daß wir jetzt eine Stätte sehen und betreten durften, die wie kaum eine andere auf Erden durch den Sohn Gottes geweiht, wo er am längsten das Zelt seines Wohnens in den Jahren seines Lehramtes aufgeschlagen, wo sein seligmachend Wort vom Reiche Gottes zuerst erscholl und durch die Bildersprache dieser Landschaft in so wundersamer Melodie hindurchtönte!

Der See Genezareth, in einer Länge von etwa 18 km, bei einer Breite von 8 km, aber sowohl wegen der durchsichtigen Klarheit der Luft und von unserm erhöhten Standpunkte aus viel kleiner erscheinend, ist birnförmig gestaltet, mit dem Stiel nach Süden gekehrt, wo seine Wasser in den Jordan ausmünden. Wie das ganze Jordangebiet gehört auch dieser See in den Bereich der allgemeinen Depression, durch die hier die tiefliegendste Rinne gebildet wurde, die wir auf der ganzen Erdoberfläche kennen. Daß vulkanische Mächte gerade an dieser Stelle dabei thätig waren, lassen die bis in die

neueste Zeit sich erstreckenden Erdbeben vermuten, mit denen dieser kleine Erdwinkel arg heimgesucht ward. Auch andere Erscheinungen deuten auf große Rührigkeit in der Tiefe des Bodens. Seit Jahrtausenden nun schon sprudeln südlich von Tiberias heiße Quellen von 48° R. aus der Erde, mit so heilkräftigem Wasser, daß die Quelle an jedem Orte Europas die Gegend zum besuchtesten Badeort in kurzer Zeit umgestaltet haben würde.

Da wo der Jordan in den See mündet und dann wieder südlich in schmalem Bette seinen raschen Lauf nach dem Toten Meere fortsetzt, breiten sich fruchtbare Ebenen aus, gegen Morgen und Abend aber steigen malerische Bergeshöhen empor, meistens aus Basalt gebildet und mit Jurakalk bedeckt. Im Osten baut sich das Gebirge fast wie eine Mauer auf und erreicht in steilen Abfällen nach dem Meere eine Höhe von 600 m. Oftmals ist die Mauer von schroffen Schluchten zerrissen, in deren Tiefe der Bergbach die angesammelten Wasser der See zuführt, aus denen aber auch wieder zu Zeiten urplötzlich ein schlimmer Föhn hervorbricht, der die spiegelglatte Wasserfläche aufwühlt und in mächtigem Sturme hoch seine Wellen peitscht. Gefahrdrohend waren diese Stürme noch, als ein fleißiges Fischervolk das Wasser auf schwankem Kahne durchzog; heute ist aber mit dem letzten Kahne auch die letzte Gefahr geschwunden und ein feiges Volk sieht gelassen dem großartigen Schauspiel zu. Auf der Westseite steigen die Hügel sanfter in die Höhe und auch nur bis zu 250 m, und der fruchtbare Bergrücken würde auch heute reichlich die Mühe sorgfältigen Anbaues lohnen.

Nicht allzu lange Umschau hielten wir in der Sonnenglut auf baumloser Höhe. Wir sehnten uns nach Schatten und einer Stunde Ruhe. Aber es galt zunächst noch etwa 200 m hinabzusteigen, um den Flecken Tiberias zu erreichen, in dessen Nähe wir dicht an der alten, zerfallenen Umfassungsmauer unser Zelt aufschlugen. Da unten in der kleinen Thalsohle, wo auch der frischere Luftzug des Berges fehlte, stieg die Hitze noch, und wie in einen heißen Glutstrom schien man getaucht. Auch im Schatten wies das Thermometer 36° R. Dumpf glühte der Sonnenstrahl auf dem Wasser, das regungslos dalag und wie ein blank polierter Stahlpanzer blendete. Nichts regte sich, kein Lüftchen bewegte ein Blatt, kein lebendes Wesen zeigte sich, kein Mensch ließ sich sehen; wie ausgestorben war das Städtchen, alle Welt hatte die Hitze hinter die Mauern der Häuser gebannt. Es war ein Eindruck, wie wenn man verzaubert wäre, und noch wach zog alles schon traumartig an einem vorüber, bis ein erquicken-

der Schlaf den unheimlichen Bann löste und den erschöpften Gliedern Erquickung gewährte.

Das war dann eine Wohlthat, nach einem zweistündigen tiefen Schlafe und als nun die Sonne dem Untergange sich nahte, dem Meere zuzueilen und ein erfrischendes Bad zu nehmen. Die sinkende Sonne wirkt dort wie bei uns die aufsteigende Morgenröte und weckt alles zu neuem Leben. Zuerst streicht dies neue Leben über die regungslose Wasserfläche. Kein Lüftchen ist noch zu spüren und doch kräuseln sich schon kleine Wellen und schlagen plaudernd ans Ufer, rasch steigen sie höher, das ganze Wasser scheint in Bewegung zu geraten und schäumend wälzt sich die Brandung heran und wühlt sich in den weichen Sand des Gestades ein und zieht sich dann rasch wieder zurück, als ob es den Ufersand einschlucken wollte. Von weitem schon, als ob die Flutzeit käme, sieht der Schwimmer den erregten Wasserschwall kommen und wirft sich ihm entgegen und läßt sich von ihm in erfrischendem Sturzbad zum Ufer tragen. Auch draußen wird es jetzt lebendig. Da der Koch die Mahlzeit noch nicht vollendet, benutze ich die Zeit zu einem Gange in das Städtchen.

Es ist ein armseliges Städtchen heutzutage, Tiberias. Den 1. Januar 1837 ward es zum letztenmal durch ein Erdbeben zerstört; kümmerlich hat man die stehen gebliebenen Mauern ausgebessert; es sind nur staubgraue Erdgeschosse, die durch ihre flachen Dächer wie armselige, öde Würfel aussehen. Die Straßen sind so schmal, daß sie nur als Durchgänge gelten können, in die selten ein Sonnenstrahl fällt. Fast die Hälfte der 2000 Bewohner sind Juden; der Ruf der „heiligen Stadt" hat sie angelockt und nun führen sie da ein über alle Begriffe elend-kümmerliches Leben, durch die starke Sonnenglut zu ernstlicher, angestrengter Arbeit noch mehr erschlafft, als ihre trägen Glaubensgenossen in anderen Teilen des Landes. An manchen Synagogen kommt man in den engen Straßen vorbei; durch die Fensteröffnung sieht man in dem düstern, dumpfen Raume bleiche Jünglinge über den Talmud gebeugt und mit glühenden Augen den uralten Inhalt sich einprägend.

Unterdessen war die Nacht hereingebrochen; die dunklen, engen Straßen waren still und nur das Hundegekläff erhob sich, als ich hinaus ins Freie nach unserem Zelte eilte.

Aber die Eindrücke des Tages und der ganzen umgebenden Landschaft waren zu mächtig, jetzt schon die Lagerstätte aufzusuchen. Viel lieber noch ein Spaziergang hinaus an das Gestade des Sees. O über die köstliche Nacht und dazu am See Genezareth! Dort am

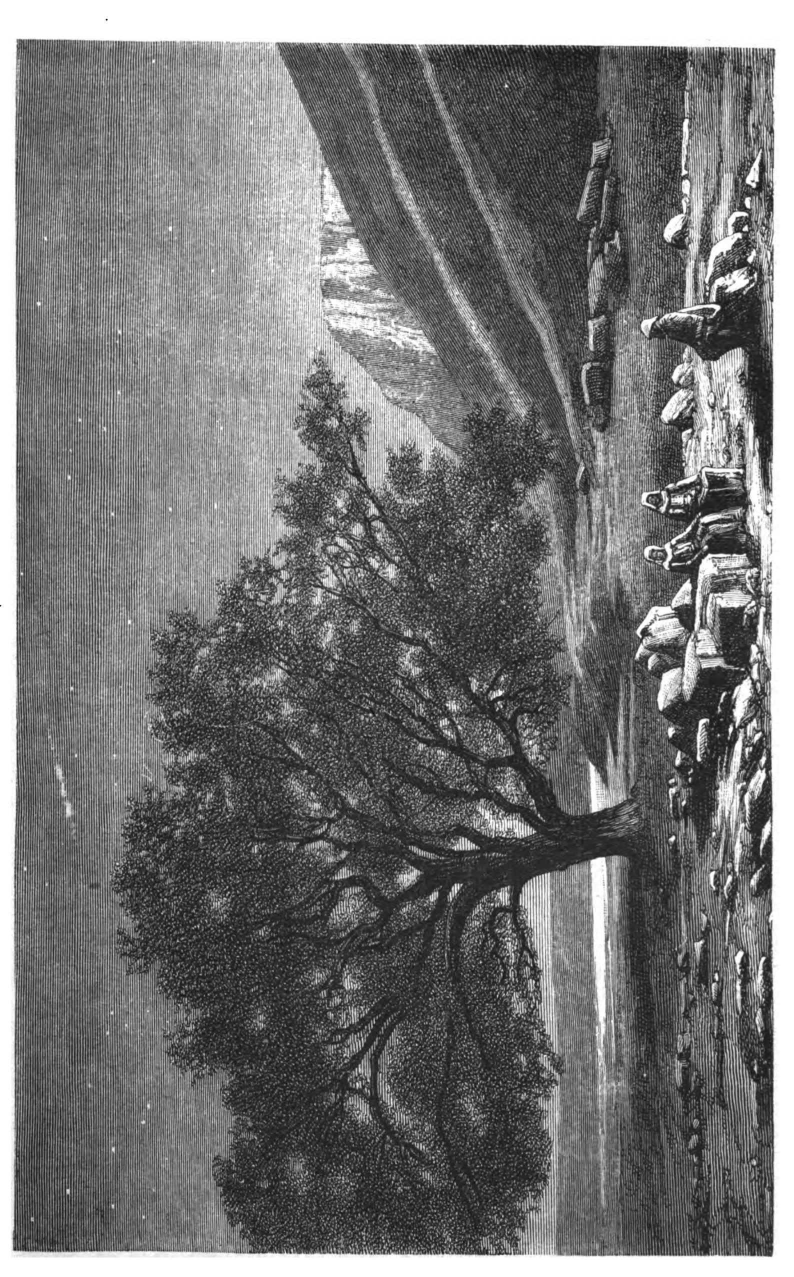


Abb. 18. Am See von Tiberias.

Gestade des Sees stehen ein paar uralte, einsame Palmen. Der kühlere Nachthauch wiegt ihre Zweige, daß sie leise zu flüstern beginnen und die anschlagenden Wellen des Wassers begleiten das Geflüster wie wundersame Melodie. Droben am Firmamente stehen die glänzenden Sternbilder der Nacht, lauschend, als ob sie zuhören wollten, was die flüsternde Palme in ihrer Krone erzählt und die tanzenden Wellen und Wogen des klaren Wassers spiegeln hundertfältig die Sterne zurück und lassen sie nicken, als ob sie beifällig bezeugten, was die Palme erzählt.

Nur wenige Punkte auch im gelobten Lande bieten ja frommer Rückerinnerung so viele und wertvolle Anhaltspunkte sinnender, wohlthuender Betrachtung, als der stille, heimliche See. Es ist wie ein tiefer Blick in ein schönes Auge und das hat gar viel zu berichten von dem, was es gesehen und was es seelenvoll bewahret. An den Gestaden dieses Sees hat der Sohn Gottes die Grundlage seines Reiches gelegt und unter seinen Anwohnern die Werkzeuge sich auserwählt, auf seiner Grundlage weiterzubauen. An diesen Ufern zog er hin und her lehrend, heilend, Wunder thuend und zu Tausenden zog ihm das Volk nach. Noch sind die Trümmerhaufen der Orte zu sehen, die durch des Heilandes Leben ewige Bedeutung gewonnen. Dort aus dem Namen des armseligen arabischen Fleckens el Medschdel tritt uns noch das alte Magdala entgegen; weiter hinauf liegt die Ebene el Ghueir, das Land Genezareth, an dem die Jünger landeten, als sie mitten auf dem See den meerwandelnden Heiland aufgenommen. Dort fast am nördlichen Ende des Sees lief die Grenze von Zabulon und Naphtalien, wo Kapernaum liegt. Kapernaum selbst ist nun aber doch der liebste Ort am See für die Erinnerung. Da wohnte der Herr und von hier aus ging seine Rede über die weite, weite Welt. Wir suchen die Lage des Ortes in dem heutigen Tell=Hum. Das ist die Gegend am Nordende des Sees, an der die große Karawanenstraße von Damaskus nach Ptolemais vorbeiführte. Noch liegen am einsamen, verödeten Platz Trümmerhaufen, die auf eine nicht unbedeutende Stadt zurückschließen lassen. Reste der Synagoge hat man gefunden; die Thürschwelle, die der Herr noch überschritt, wenn er die „Schule" zu Kapernaum betrat. In üppigem Schaffen arbeitet hier die wilde Pflanzenwelt, sich um diese Steine wie zum Schutze zu ranken. Nirgend ist der Dorn= und Distelstrauch so geschäftig wie hier. Mächtige Oleandergebüsche stehen in prangender Schönheit an dem einsamen, trauten Orte.

Herzlich schwer war es, von der unvergeßlichen Scene sich los=

zureißen und dem müden Körper die nötige Ruhe zu gönnen. Aber nach wenigen Stunden schon trat ich aus dem Zelt, worin es mich nicht länger hielt, in die hehre, majestätische Gottesnatur. Mitternacht war nun vorüber. Die Wellen rauschten noch immer und auch die Palme bewegte noch ihr Haupt. Ein paar Sternbilder hatten ihre Stellung verschoben, über den Bergen drüben stieg langsam das silberne Horn des abnehmenden Mondes herauf und sein fahles Licht begann den Elfentanz auf dem bewegten Wege. Sonst war es noch stille, ganz stille in der weiten, so köstlichen Natur.

Drei Uhr war es, als wir die traute Stätte verließen und im ersten frühen Morgengrauen den Berg hinanritten. Nun sind wir oben auf der Höhe wieder wie gestern am Tage. Aber es ist nicht sobald geschieden von dem heimatlichen Flecken. Tief unten zu unseren Füßen lag der See. Die Berge faßten wie ein wunderbarer Rahmen den Riesenspiegel ein. Das Jordanbett, wie es nordwärts nach dem Meromsee hinauf sich ausreckt, schien das Band zu sein, das den gewaltigen Spiegel an den Hermon befestigt. Jetzt gerade werden die schneeigen Firnen dieses Vorpostens des Libanon von dem ersten, sanften Anhauch der Morgenröte berührt und fast wie ein flüchtiges Alpenglühen hebt dort ein wechselndes Farbenspiel an. Noch eine kurze Weile und über die Gaulaniterberge gegenüber läuft ein leuchtendes Rot, der eilige Vorbote der rasch nachfolgenden Königin des Tages. Nun ist auch sie schon aus ihrer Kammer hervorgetreten und ihre Strahlen eilen hinab in die nasse Flut, da unterzutauchen in erquickendem Bad; über dem See liegt unterdes das leichte Morgengewand eines durchsichtigen Nebels, der sich dann längs der Bergwand hinzieht und in den Durchgängen verschwindet.

Zu den Füßen liegt von den ersten Sonnenstrahlen beschienen Tiberias, die heilige Judenstadt; an der Nordecke des Sees sucht das Auge die wenigen Trümmer, die von Kapernaum übrig geblieben. Tiberias steht in elender Verkommenheit, wie ein Dahinsiechender, der doch nicht sterben kann. Es ist ein Bild des Volkes, das seinen Messias verworfen und dem nur noch der Schatten seines Wesens geblieben, der ruhelos, rastlos über die weite, weite Welt hinziehen muß. An die Stelle der Verheißung des alten Bundes, die erfüllt ist, ist die Legende des Talmud getreten, der keine Erfüllung von Gott zugesichert wurde. Kapernaum, wo der Herr das Zelt seines Wohnens aufgeschlagen, ist zerfallen und nur der Riesenoleander mit seiner roten Blütenfülle hält einsame Wache an der geweihten Stätte.

14.
Jerusalem.

— V. Baarts —

Unendlich reizvoll bleibt für einen jeden, der die heilige Stadt gesehen hat, die Lage und Umgebung Jerusalems. Berge tragen sie und umgeben sie; geschützt und doch nicht eingeengt und bedrückt liegt sie da; aus der Stadt selbst und von den etwas höheren Kuppen dicht vor ihren Thoren hat man nach allen Seiten einen weiten Ausblick. Steht man auf dem Ölberg, der im Osten der Stadt, durch das tiefe Kidronthal von ihr geschieden, etwa 100 m höher als der Zion, der sie trägt, emporsteigt, so sieht man das ganze Jerusalem in vollständigstem Überblick vor sich. Zunächst über dem Kidronthal den alten Tempelplatz mit den Moscheeen, die er nun trägt; hinter ihm und zu seiner Rechten die Häuser der Stadt, dicht gedrängt, mit unzähligen kleinen flachen Kuppeln, die über jedem einzelnen Zimmer besonders aufgeführt, Decke und Dach zugleich bilden. Blendend weiß leuchtet all das Bauwerk im Schein der Sonne des Orients. Hier und da heben sich vereinzelte Palmen und Cypressen mit ihrem tiefdunkeln Grün von dem hellen Untergrund scharf ab. Im Süden der Stadt ragen mit höheren Kuppeln mehrere Synagogen empor; mitten aus der Häusermasse steigt die mächtige Kuppel der Grabeskirche auf; hinter dem Nordende der Stadt zeigen sich die jenseits ihrer Mauern im freien Felde aufgeführten großartigen Bauten der Russen, Pilgerhospize und eine Kathedrale. Saftiges Grün der Saatfelder, Baumgärten und Weinberge bedecken im Frühling die Abhänge der Berge und einige kleinere Hochebenen im Norden, Westen und Süden von der Stadt. Wie treue Wächter blicken aus der Ferne höhere Bergspitzen auf die Landschaft herab, zumal Nebi Samwil, das alte Mizpa, von Norden her, mit einem hochragenden alten Turm. Wendet man sich nun aber um und blickt nach Osten, so bietet sich zunächst bald hinter dem Abhange des Ölberges beginnend, die Jüdische Wüste mit ihren kahlen gelbgrauen Felsenhügeln dem Auge dar. Hinter ihr senkt sich das Jordanthal tief hinab zwischen dem Nordende der Wüste und den steilen Abhängen des Gebirges Gilead; sein Grün leuchtet förmlich hervor aus der fernen Tiefe. Weiter im Süden aber blickt aus dem Erdinnern hervor der köstlich blaue Spiegel des Toten Meeres von hohen wildzerrissenen Felsenmauern eingeengt. Wenn über diese das Abendrot ausgegossen

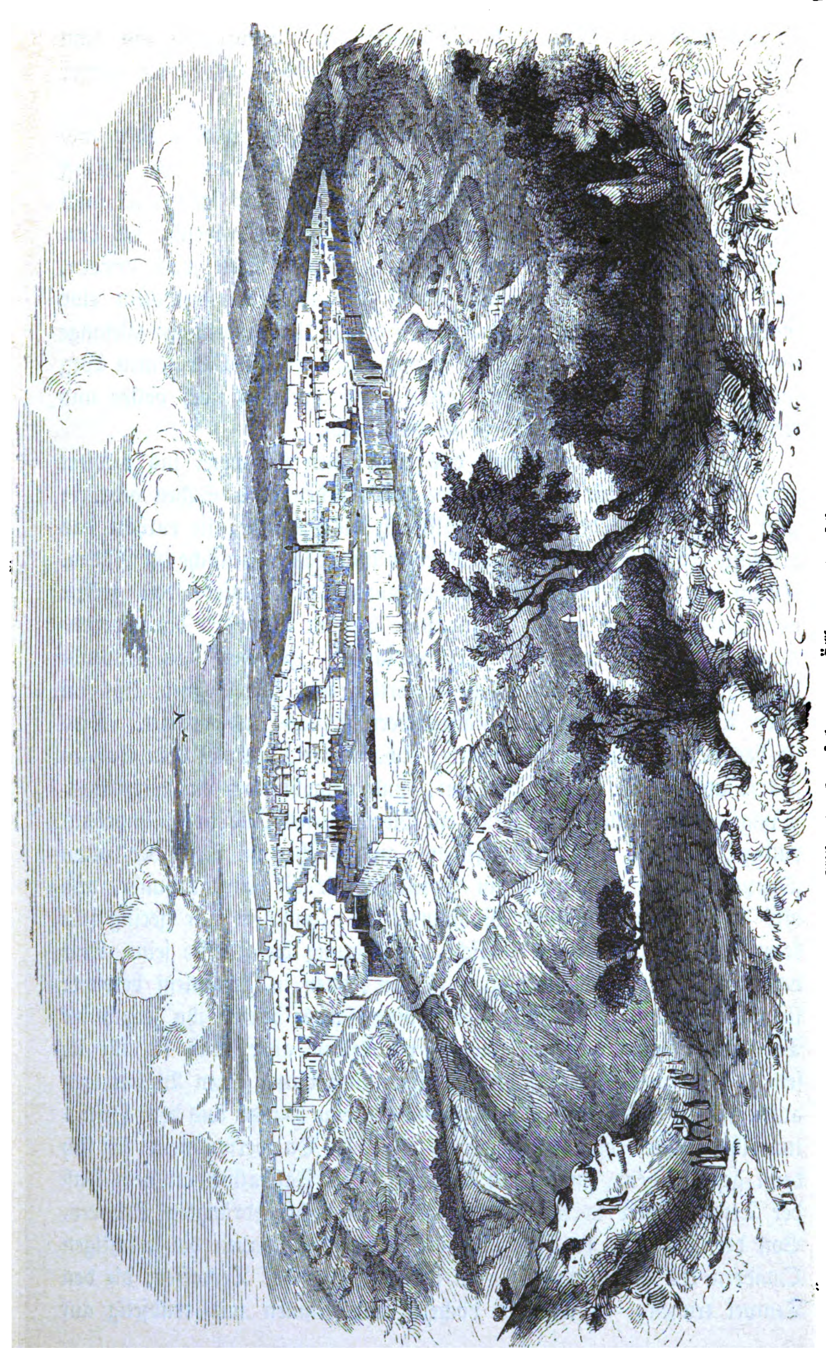


Abb. 19. Jerusalem vom Ölberge aus gesehen.

ist und über das Meer und die Wüste den Purpurglanz bis zum Ölberg selbst herübersendet, da ist der Anblick voll wunderbarer Herrlichkeit.

Wer Jerusalem wahrhaft genießen will, der muß wieder und immer wieder zu allerlei Tages- und Nachtzeiten auf den Ölberg gehen, von dort aus diese Rundschau zu halten. Da kann man auch verhältnismäßig ungestört den Gedanken nachhängen, welche bei dem Blick auf die Stadt und ihre Umgebung in der Seele wach werden. Und wenn da gerade einmal durch den Morgensonnenschein eine Schar russischer Pilger mit ihrem eigentümlich anmutigen Gesange ihres Weges gezogen kommt, so stimmt, was durchs Ohr seinen Weg findet, zu dem, was das Herz erfüllt und macht es noch voller und freudiger. — Doch nun hinein in die Stadt.

Das Innere der Stadt, das etwa einen Kilometer ins Geviert groß ist, wird durch eine Linie, die von Norden nach Süden geht, in zwei Teile geteilt; die kleinere Hälfte ist die westliche; sie enthält das griechisch-fränkische Quartier im Norden und das armenische im Süden. Östlich von jenem liegt das mohammedanische Quartier, das größte von allen, vollends unter Hinzunahme des im Südosten daranstoßenden Haram-es-Scherif, des Tempelplatzes. Zwischen das Südende des letzteren und das armenische Quartier wie eingeklemmt liegt im alten Thal Tyropöon, d. i. Käsemacherthal, das Judenviertel. Dies ist das kleinste sämtlicher Quartiere, etwa nur ein Zehntel vom Ganzen des Stadtgebietes. Aber trotzdem, und obwohl noch ein verhältnismäßig großes Stück, annähernd ein Viertel dieses Quartiers, unbebaut daliegt, starrend von Kaktushecken, auf welche ein Rest der alten Tempelmauern herabschaut, ein Spielplatz für die Straßenhunde, und also die Zahl der jüdischen Wohnungen in Jerusalem nur gering sein kann, soll doch gerade die jüdische Bevölkerung die stärkste sein. Eine besondere Art von Tantalusqual ist den Juden in Jerusalem bereitet: sie wohnen in nächster Nähe des Tempelplatzes, dürfen ihn jedoch bei Todesstrafe nicht betreten. Welch ein Leiden aber muß es für sie sein, die Reste der alten Tempelmauern dicht hinter ihren Wohnungen aufsteigen zu sehen und sich selbst wie unreine Hunde aus dem Heiligtum ihrer Väter hinausgestoßen zu wissen! Da versammeln sie sich denn gegen Abend, zumal am Vorabend des Sabbathes an dem Fuß der Tempelmauer in einer engen Gasse in dicht gedrängten Scharen. Von den Einflüssen der Zeit übel mitgenommen, schauen die mächtigen Quadern des alten Baues — es ist wohl eine der Terrassen, die den Tempel trugen — mit tiefen Löchern und Rinnen wie trübselig auf

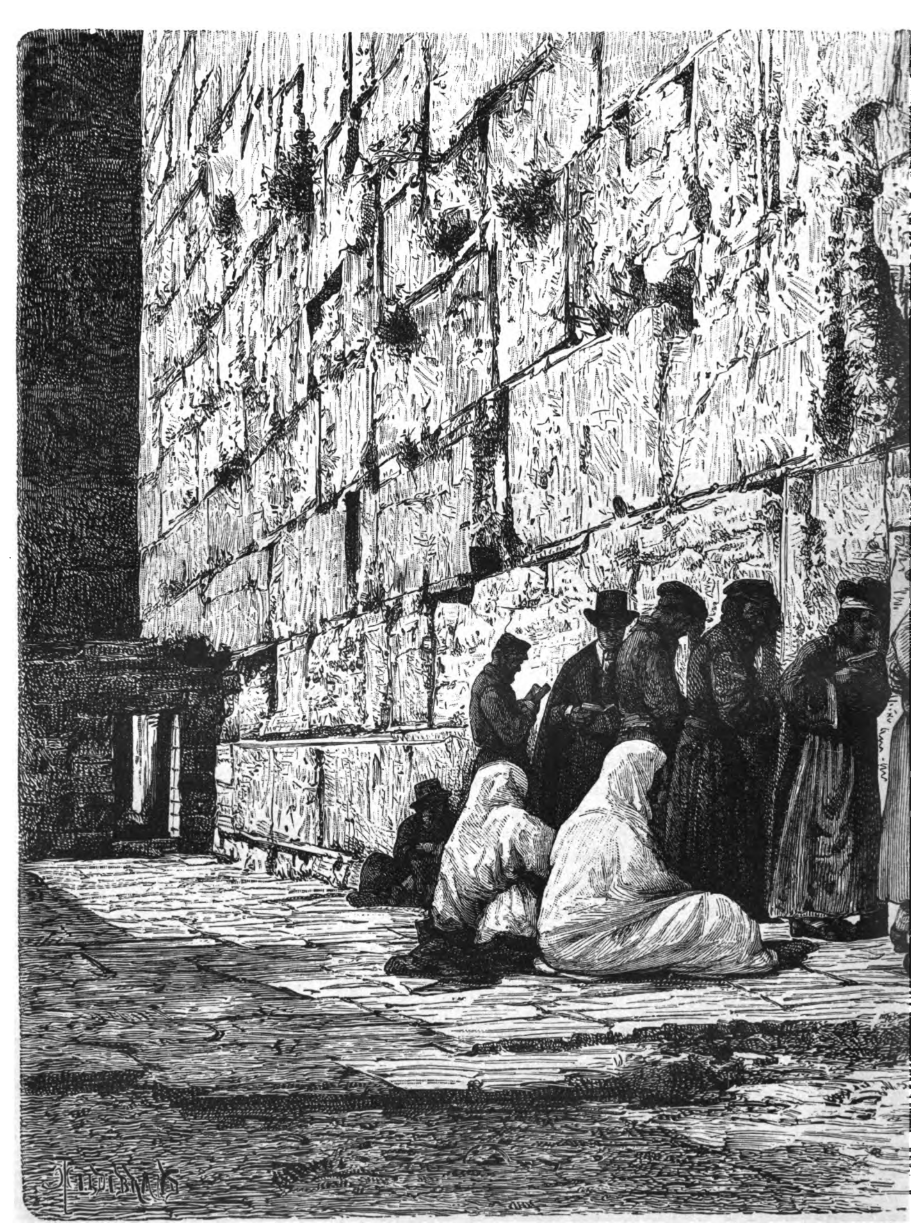
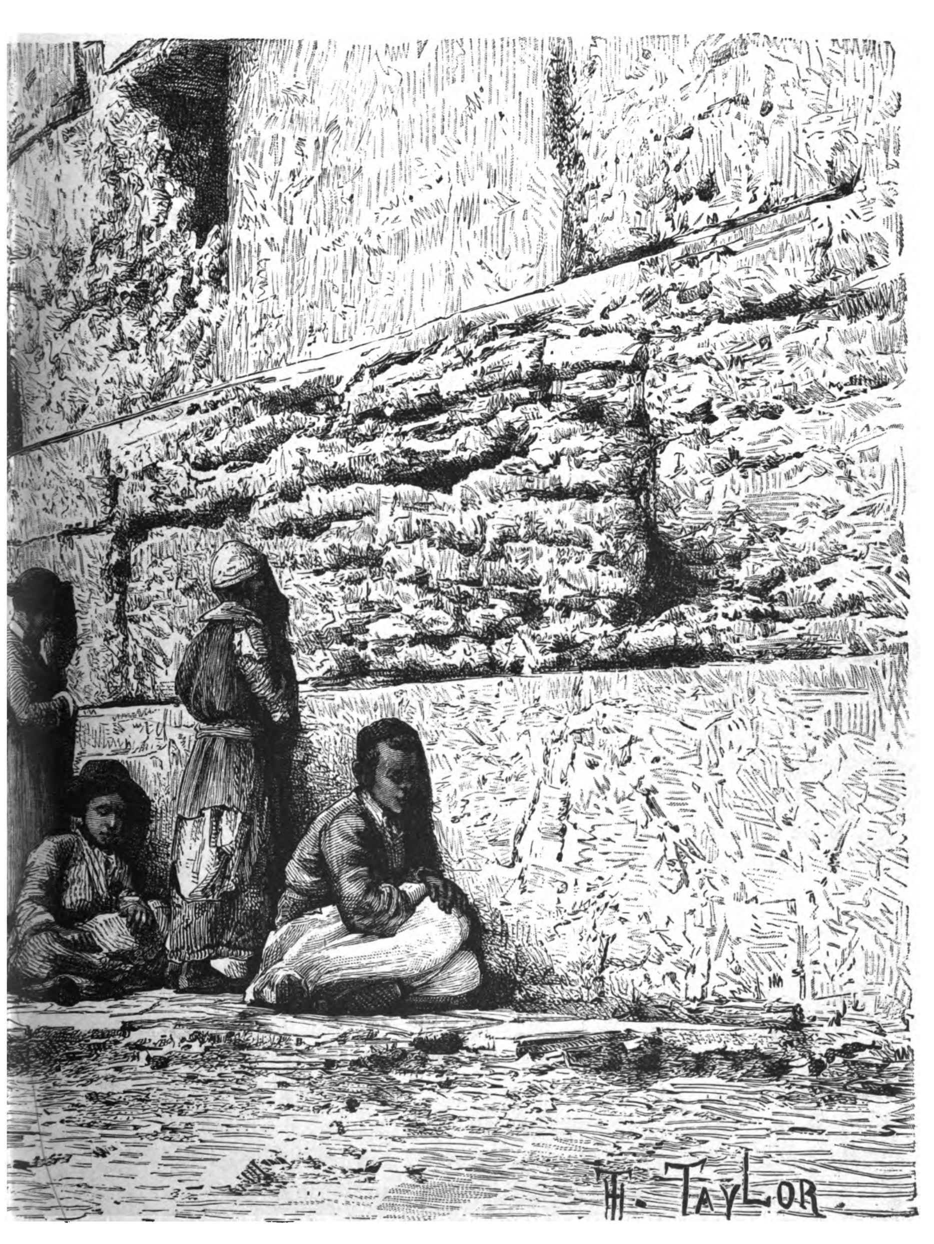


Abb. 20. Die



e Klagemauer.

das Gedränge herab. In lange Kaftane gehüllt kommen die Männer, verschüchterten Aussehens mit schwarzen pelzverbrämten Sammetmützen oder mit runden Filzhüten, unter denen lange Locken über die Backen herabhängen, Frauen mit großen weißen Hüllen, die vom Kopf über die ganze Gestalt herabfallen und vor der Brust zusammengehalten werden; Knaben in zerfetzter und beschmutzter Kleidung. Weinend und wehklagend liest jeder für sich mit halblauter Stimme seine hebräischen Gebete aus alten Büchern, die mit Spuren häufigen Gebrauchs reichlich versehen sind; von Zeit zu Zeit schlägt sich der Betende vor die Brust, drängt sich an die alten Steine, liebkost sie mit der Hand und bedeckt sie mit heißen Küssen. Dann strömt wieder das Gebet von den Lippen, eifrig wird der Oberkörper hin und her bewegt, — plötzlich ist der Beter fertig, klappt sein Buch zu, nimmt die Hornbrille von der Nase und steckt sie weg und geht mit ruhig heiterem Gesicht von dannen. Er hat sich ausgeklagt und hat nun Ruhe und kann sich des Lebens freuen.

Wenn es auch ein besonderes Christenquartier giebt, so sind doch die Christen, wenigstens die europäischen, die sich in Jerusalem ansiedeln, nicht auf dieses beschränkt. Sie dürfen auch im Quartier der Moslems nicht nur wohnen, sondern sogar Kirchen bauen. So liegt nördlich vom Haram und dem Bethesdateich, hart an dem Stefansthor die schöne Kirche der Heiligen Anna.

An der Annenkirche vorüber zieht sich der Anfang der Via Dolorosa vom Stefansthor zur Stätte der alten „Antonia" hin. Gleich hinter der jetzigen Kaserne spannt sich der Ecce homo-Bogen über die Straße; auf der rechten Seite liegt dort die Kirche der Zionsschwestern, in deren Mauern der lebende Felsen hoch hinaufragt. Am stattlichen Bau des österreichischen Pilgerhospizes vorüber geht die Leidensstraße quer über den Anfang des Käsemacherthales hin, steigt dann hinauf, erst noch durch das Mohammedanerquartier hindurch, dann ins Christenviertel hinein, wo sie bei der Grabeskirche endigt. Diese soll auf den Stätten stehen, an welchen der Weltheiland den Kreuzestod erlitt und ins Grab gelegt ward; die Via Dolorosa soll sein Weg gewesen sein, den er als Verurteilter mit der Dornenkrone auf dem Haupt und dem Kreuz auf dem Nacken zum Tode wandelte. Doch legen die evangelischen Berichte über die Ereignisse des Charfreitags und des Ostersonntags den Gedanken, daß Golgatha und das Grab Christi sich in einiger Entfernung draußen vor der Stadt befanden, so dringend nahe, daß es schwer fällt, der Tradition zu glauben.

Abgesehen davon, ist die Grabeskirche ein vielfach interessanter Bau oder vielmehr Komplex von Bauten, die aus sehr verschiedenen Zeiten stammend in einen fast unentwirrbaren Knäuel zusammengedrängt sind. Es ist freilich nicht mehr der Prachtbau aus der Zeit Konstantins; der ward bereits 614 von den Persern zerstört. Der jetzige Bau stammt im wesentlichen aus der Zeit der Kreuzzüge und ist romanischen Stiles. Die Rotunde ist der Westteil. Das Heilige Grab findet sich in der innern Kammer der Kapelle, welche mitten unter der Kuppel steht; sie ist im Anfang dieses Jahrhunderts in barockem Stil aufgeführt. Was als Grab gezeigt wird, sieht wie ein Sarkophag aus Marmorplatten zusammengefügt aus; die Kammer, in der es sich befindet, ist so eng, daß kaum zehn Menschen dicht gedrängt darin Platz haben. Decke und Wände flimmern von kostbaren goldenen und silbernen Lampen und Darstellungen der heiligen Geschichte in getriebener Arbeit aus edlen Metallen. Es hat etwas Rührendes, alte Russen mit langen Bärten hier niederknieen und den Marmor mit Küssen bedecken zu sehen.

Östlich von der Rotunde führt unter dem hochgewölbten „Kaiserbogen" der Haupteingang in die alte Kreuzfahrerkirche. Südlich stößt an diese Kirche die Golgathakapelle, deren Fußboden $4^1/_2$ m über dem der Grabeskirche liegt. Eine Treppe führt hinunter in eine Vorhalle und zu dem Südportal der Grabeskirche. Der Glockenturm, der an der Westseite des Portales steht, ist seiner Spitze beraubt und ziemlich verfallen. Auf dem Vorplatz, der einst eine Vorhalle mit Säulengängen war, haben zur Osterzeit unzählige Händler ihre Waren auf dem Erdboden und auf kleinen Tischen ausgekramt. Was sie feilbieten, sind Perlmutterschnitzereien, Rosenkränze, Olivenholzarbeiten, Kelche und Schalen aus dem asphalthaltigen Kalkstein, der sich am Toten Meer findet, auch gläserne Armringe, Dinge, von denen der ärmere Pilger gern kauft zum Andenken an seine Pilgerschaft nach der heiligen Stadt. —

15.

Bethlehem.

— Alexander Ziegler —

In dem griechischen Kloster Mar Saba am schroffen Felshange des Kidronthales hatten wir übernachtet. Als wir aber am andern

Morgen nach Bethlehem aufbrechen wollten, machten wir die unerfreuliche Wahrnehmung, daß die Beduinen, welche wir zur Führung angenommen und auf ihre Bitten im voraus bezahlt hatten, über Nacht verschwunden waren. So mußten wir denn ohne wegkundige Leitung uns aufmachen. Es währte auch gar nicht lange, so verloren wir den Weg, irrten die Kreuz und Quer nach allen Richtungen umher und zerstreuten uns. Diese Übelstände vermehrte noch ein heftiger Regen, der, wollten wir nicht bis auf die Haut durchnäßt werden, uns öfter zwang, unter Bäumen oder in Höhlen eine Zuflucht zu suchen. Glücklicherweise begegneten wir endlich einigen Hirten und Arabern, die uns wieder nach der rechten Richtung wiesen. Endlich, nach einem vierstündigen Ritt, sahen wir das friedliche Bethlehem vor uns auf den beiden Spitzen eines Berges, die durch eine Einsattelung miteinander verbunden sind. Das im Besitz der Griechen, Lateiner und Armenier befindliche Kloster der heiligen Geburt liegt im Osten des Ortes, von demselben durch einen freien Platz getrennt, und ist durch mächtige Mauerpfeiler gegen das tiefe Thal im Norden gesichert. Der erste Anblick war malerisch und zeigte den Ort großartiger, als er wirklich ist. Der steinige und rauhe Boden in der Umgebung ist sorgfältig bebaut, und das Getreide stand üppig. Wir kletterten einen steilen Kalksteinberg herunter, die Pferde am Zügel führend, stiegen dann zwischen Gartenmauern nach Bethlehem hinauf und hielten bald vor dem stattlichen Kloster. Die Lateiner empfingen uns in den feuchten, kalten Räumen sehr freundlich, richteten schnell eine schmackhafte Mahlzeit her und machten uns bald mit den inneren Räumlichkeiten ihrer Behausung bekannt. Die schöne, über der Grotte der Geburt Christi angeblich von der Kaiserin Helena in Kreuzesform erbaute Marienkirche ist eine der ältesten und prachtvollsten Palästinas. Sie bildet den Mittelpunkt der weitläuftigen Klostergebäude. Das Schiff zeigt 48 starke Marmorsäulen und einen aus Cedernholz kunstreich gearbeiteten Dachstuhl. Die ganze Kirche ist, wenn auch in Verfall, freundlich und reinlich, namentlich nicht mit jenem Pomp und verblichenen Herrlichkeiten überladen, die in den Kirchen des Orients oft mehr das Auge fesseln, als den Geist erheben. Die drei Konfessionen besitzen abgesonderte Altäre, an denen sie, jede nach ihrem Ritus, die Messen lesen.

Neben dem Allerheiligsten führt eine Treppe in die Grotte der Geburt hinab, die sich unter dem Hochaltar befindet. An der östlichen Wand derselben sieht man eine mit Marmor und Lampen verzierte Nische, auf deren Boden ein Ring angebracht ist, in welchem die

Worte stehen: Hic de Virgine Maria Jesus Christus natus est. Dicht dabei, südlich, wird eine zweite mit der in den Fels gehauenen Krippe gezeigt, die ebenfalls mit Marmor ausgelegt, mit Lampen erleuchtet und mehreren Bildern geschmückt ist. Nach der Überlieferung lag das Christkindlein hier in der Krippe; die Hirten standen anbetend davor, und die Weisen vom Morgenlande schenkten Gold, Weihrauch und Myrrhen. Von hier aus führten die Mönche uns durch einen aus dem Fels gehauenen Gang in die Grotte des Kirchenvaters Hieronymus, wo er der Sage nach die Bibel ins Lateinische übersetzte.

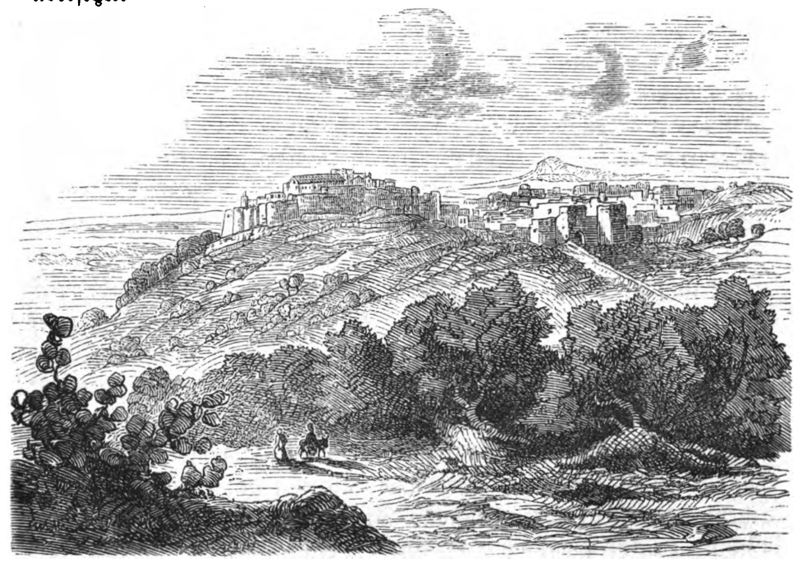


Abb. 21. Bethlehem.

Der Name Bethlehem hat für mich von jeher einen seelenvollen Ton gehabt, und wenn auch durch den Besuch dieser Grotten und Höhlen dieser leise Ton nicht zum hellen Schall würde, so fühle ich mich doch befriedigt, daß ich Bethlehem, das „Haus des Brotes", gesehen habe, in dessen Nähe Rahel begraben war, Ruth, die Moabiterin, Ähren las, wo David geboren, die Schafe seines Vaters Isai weidete und von Samuel zum König gesalbt wurde. Alle diese Erinnerungen, an die sich noch die von dem Propheten Elias, von dem durch die Macht des Engels geschlagenen Heere Sanheribs und von David und Goliath hineinweben, sind groß und ergreifend, aber die des Neuen Testaments am ergreifendsten, wie es Luk. 2, 11 heißt:

„denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr in der Stadt Davids“. Bethlehem ist fast nur von Christen bewohnt, die Häuser sehen hier netter aus, als irgendwo. Beim Durchwandern der Straßen wurden wir zuvorkommend gegrüßt und öfter zum Eintritte in das Haus eingeladen. Die Bewohner sind fleißig, rührig und freundlich. Man treibt hier Ackerbau, Weinbau, Bienenzucht, und entwickelt auch in Anfertigung von Rosenkränzen, Kruzifixen, Kreuzen und anderen Klosterarbeiten eine große Geschicklichkeit. Insbesondere verstehen die Einwohner vortrefflich die Bearbeitung von Perlmutterschalen zu den verschiedensten Zwecken.

Gegen Norden am Westausgange des Dorfes befindet sich eine Cisterne von mehr als 6 m Tiefe mit reinem kühlen Wasser, welche den Namen „Brunnen Davids“ führt.

Von hier gelangten wir in einer Viertelstunde nach Rahels Grab. Dann ging es zurück. Wir ritten nach dem Kloster Mar Elyas und erblickten wieder „Jerusalem, die hochgebaute Stadt“. In gestrecktem Galopp ging es über die Ebene Rephaim, und bald hatten wir die Mauern der heiligen Stadt wieder erreicht.

16.

Am Toten Meer und in Jericho.

— Hermann Dalton —

Endlich kommen wir aus den wilden, zerklüfteten Bergen Judas heraus in die Jordanebene, die mit einemmal sich vor unserem Blicke aufthut, und nach einer weiteren Stunde Ritts über die ausgebrannte Fläche sind wir am Toten Meere.

Den ersten Eindruck, den das Meer auf den macht, der alle Erinnerungen, die sich ihm unwillkürlich gerade mit diesem See verknüpfen, gebannt hat, ist der eines schönen Alpensees. Die Ostseite ist von hohen, malerischen Bergen eingesäumt, die steil bis ins Meer hinabfallen. Die Südseite, bis wohin der Blick kaum vordringt, ist offen, im Westen, von wo wir ankommen, sind die etwas zurückgetretenen Bergeszüge, nordwärts dehnt sich die Jordanebene aus. Das Wasser blau, in seiner Färbung an das mittelländische Meer erinnernd, in fortwährender Bewegung. Ab und zu spült es Gesträuche und Baumwurzeln ans Ufer, die der reißende Jordan von seinem

Ufergelände fortgeschwemmt und in das weite Becken seiner Mündung geworfen. Die Pferde waren die letzte Viertelstunde im Anblick des frischen Wassers munter drauf los gegangen, schreckten aber vor dem ersehnten Genusse zurück und schüttelten sich wie im Fieberfrost, als sie den ersten Tropfen berührten. Denn das Wasser ist reich mit Chemikalien versetzt, bis zu 28 Prozent. Außer den Salzen namentlich mit Chlor und Magnesium. Auch Brom wird gefunden. In großer Menge sowohl im Meere als auch in seiner Nähe zeigt sich Asphalt, das sogenannte Erdpech, in seinen mannigfaltigen Übergängen.

Das Südende des Sees ist Sumpfland. Rascher jagt das flüchtige Pferd dort über den Schlamm und die Salzkruste am Ufer hin, um so bald wie möglich dem Bereiche der furchtbaren Pferdebremsen zu entfliehen, und sein Reiter, der Beduine, will die Erde selbst im Gebete nicht küssen, denn es ist unheiliges Land, was da an der Südspitze die Wasser des Bahr Lut, des Lotsees, wie er ihn nennt, bespülen. Allzulange hielten wir uns nicht an den Ufern auf. Die Hitze wurde fast unerträglich. Ein mühseliger Wüstenritt, der jetzt anhub, durch die ausgedorrte Heide. Die tropische Sonnenglut hatte lange Spalten in den felsenartig trockenen Boden gerissen; vertrocknet lag Schilf und Ginsterrohr farblos da; kaum nur noch schleppten sich die matten, lechzenden Pferde weiter; das müde Auge schloß sich, um dem stechenden Sonnenstrahl nicht ausgesetzt zu sein; es war ein Ritt wie durch einen Backofen, die Schwüle so mächtig, daß man sie zu sehen glaubte. Was man von Tüchern noch hatte, wickelte man um den Kopf und Nacken, um nur ja vor dem Sonnenstich geschützt zu sein. Aber auch gegen diese drohende Gefahr stumpfte man ab, bleiern legte sich auf einen eine bedenkliche Gleichgültigkeit.

Endlich, endlich — o wie lange dünkte uns der anderthalbstündige Ritt! — erreichten wir die Furt des Jordans, den labenden Schatten unter den in frischem Grün prangenden Weiden und Pappeln und Tamarisken, die da am kühlen Ufer stehen. Auch eine kleine, lachende Blumenflora erquickte das abgespannte Auge. Helle Winden, hohe, buntfarbige Helipöen waren in den frischen, grünen Teppich des Ufers geflochten und hatten wenig nur von ihrer Farbenfülle eingebüßt, da das Laubdach der Bäume dicht genug war, den ausbleichenden, versengenden Sonnenstrahl nicht durchzulassen. Eine rechte Oase in der Wüste war das Plätzchen.

Das erste, was wir thaten, nachdem wir die armen Pferde in



Abb. 22. Westufer des Toten Meeres.

kühlenden Schatten gestellt und getränkt hatten, war ein erfrischendes Bad im steinichten Bett des Jordan. Ihn zu durchschwimmen war nicht möglich; der Fall des Wassers ist sehr bedeutend und reißt auch den um, der nur bis zur Brust sich dem mächtigen Wasserdrang preisgiebt. Das Wasser ist lehmfarben, trübe, für den Geschmack mit etwas Wein oder Apfelsine vermischt, trinkbar.

Während wir das erquickende Bad genossen, hatte der unermüdliche Führer unter einem mächtigen Weidenbaum ein Frühstück ausgebreitet, das jetzt nach zwölfstündigem Fasten und in solcher Umgebung gar herrlich mundete und rasch die erschöpften Kräfte zurückbrachte. Einen einstündigen Halt machten wir hier; es war so köstlich, unter den Zweigen des dichtbelaubten Baumes, auf dem muntere Vögel zwitscherten, mit einemmal in die Heimat sich versetzt zu glauben und zugleich die Heimat im Geiste betreten zu haben, nach der man so lange sehnsüchtig verlangt hatte. Es lesen sich dann doch anders dort am rauschenden Jordan die Stellen von dem ernsten Bußprediger in der Wüste und wie er den Heiland in den Fluten dieses Wassers getauft!

Nur allzubald drängte der Führer zum Aufbruch. Es war ein Uhr geworden. Also wieder aufs Pferd, wieder aus dem kühlen Schatten hinaus in die sengende Sonnenglut nach Jericho. Die größte Hitze war freilich jetzt schon vorüber, die fällt vor Mittag, aber wir hatten die Sonne nun im Gesicht, und so unendlich öde war die Gegend und die Berge vor uns neckten die Reisenden, indem sie über die dazwischen liegende Entfernung täuschten. Was höchstens eine halbe Stunde zu sein schien, reckte sich zu anderthalb Stunden aus; ein farbloses, blendendes Grau zeigte in eintöniger Weise der Boden, fortwährend ging der Weg über die Salzkrustationen hin. Doch auch dieser Ritt erreichte sein Ende; es war drei Uhr, als wir in Jericho, dem Ziel unserer heutigen Wanderung, anlangten. Mit dem Namen Jericho verknüpft sich in der Einbildung fast unwillkürlich das Bild einer prangenden Palmenstadt mit Weinbeergeländen, Feigenbäumen und bewohnt von glücklichen, heiterem Lebensgenusse hingegebenen Leuten. Aber gründlich wird dieses Luftbild zerstört. Das mächtige Schaffen der Natur, ihre üppige Triebkraft ist geblieben, aber ihr Gehülfe fehlt, der um sie sein soll, der edle Mensch. Noch ist Jericho immer eine Oase zu nennen, wie mit dem Lineal abgegrenzt gegen die unfruchtbare, tote Wüste. Aus den reichen Quellen Ain=es=Sultan, in der unmittelbaren Nähe von Jericho, rieseln ein paar Bäche hernieder, die die Ufer in einen grünen, lachenden Gürtel

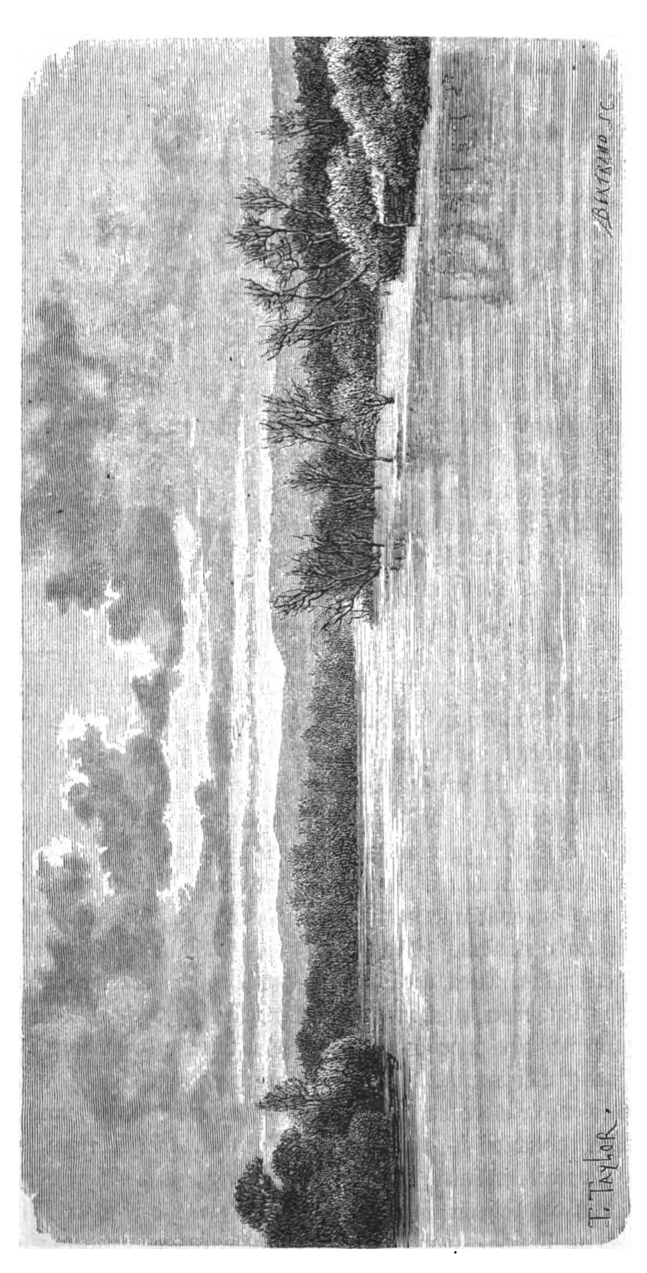


Abb. 23. Die Mündung des Jordan.

umwandeln. Mais-, Hirse- und Indigoanpflanzungen zeigen sich da und dort, wenn auch nur in wenigen Strecken Landes, auch ab und zu eine vereinzelte Gruppe üppiger Feigen- und Balsambäume. Die Dattel reift hier, der Weinstock treibt wild die üppigsten Schößlinge und klettert behend bis in die höchsten Wipfel der mächtigen Bäume. In herrlicher Pracht stehen wild am Wege die wundervollsten Granatbäume, und das armselige, jämmerliche Dörfchen Riha hat seinen Namen, daß es die „duftende" geheißen wird, von dem süßen Wohlgeruch, den die Balsamstaude ausatmet. Aber all der Reichtum macht einen tiefwehmütigen Eindruck. Er deutet an, was das Land auch heute noch bieten würde, wenn die Bewohner es wert wären. Träge Indolenz des Menschen hallt auf dem Resonanzboden der Natur als traurige Verwilderung nach.

An schattiger Stelle unter einem mächtigen Feigenbaum und umhegt von Granatstrauchwerk wurde das Zelt in der Nähe eines alten, zerfallenen Turmes, der aus den Zeiten der Kreuzzüge steht, aufgeschlagen. Dort im Hofe war ein kleiner Teich mit Brunneneinfassung, über dem sich ein schützendes Dach von trockenem Laub, von Matten u. s. w. ausspannte. Ein fesselndes, echt orientalisches Bild zeigte sich uns hier am Brunnen. Der Scheikh des Dorfes, Oheim unseres Beduinen, lud uns alsbald ein, Platz zu nehmen, die Wasserpfeife wurde uns gereicht; ein Junge röstete rasch Kaffeebohnen, zerrieb sie im schmutzigen Mörser, warf die zerriebenen Teile in die kleine Kaffeeschale, die auch nicht allzu reinlich aussah, und goß heißes Wasser darüber. Diesen Aufguß kredenzte er zunächst dem Fremden, der ihn mit dem Satz ohne Zucker und Sahne hinunterstürzen mußte, und dieselbe Schale ging dann von Mund zu Mund.

Wir machten einen Gang durch das Dorf. Welch ein Dorf! Streiche man zunächst alle deutschen Vorstellungen, die sich mit dem Namen Dorf verbinden. Was sich von Erdhütten in Rumänien findet, daran kann etwa gedacht werden, um einigermaßen sich von der Armseligkeit dieser elenden Lehmhütten eine Idee zu bilden. In ihnen treibt sich eine schwächliche Rasse von etwa zweihundert Seelen herum, aus Beduinen und ansässigen Arabern gemischt.

Von der Wanderung durch die ärmlichen Hütten zum Zelte zurückgekehrt, entschloß ich mich, die alte Turmruine zu besteigen, diesen Überrest aus der stolzen Zeit der Kreuzfahrer, die einen vorübergehenden Anflug besserer Kultur in diese Gegend zu ihrer Zeit zu hauchen vermochten. Etwa vierzig halsbrechende Stufen führen hinauf aufs Dach, und das Klettern belohnte sich reichlich. Einen

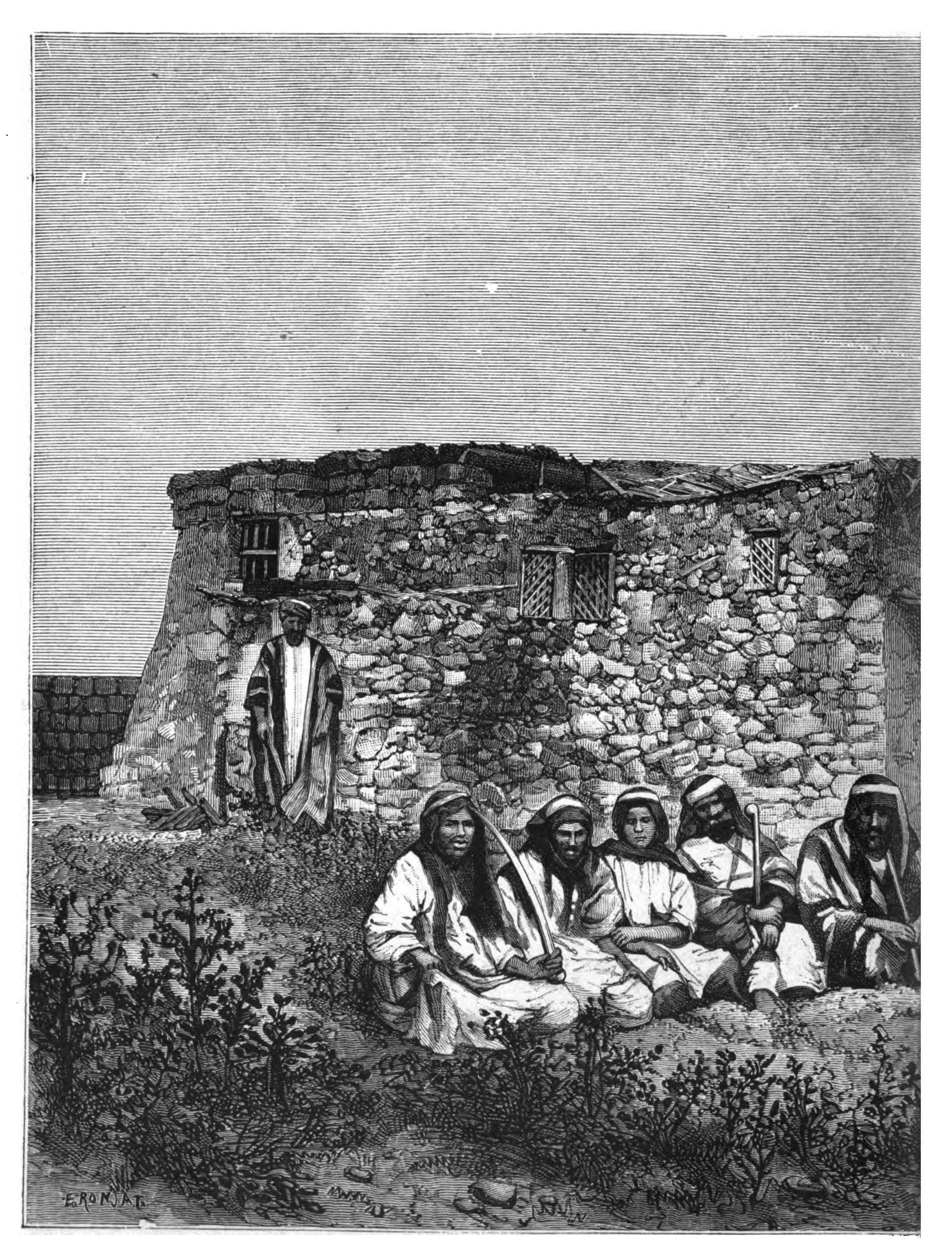
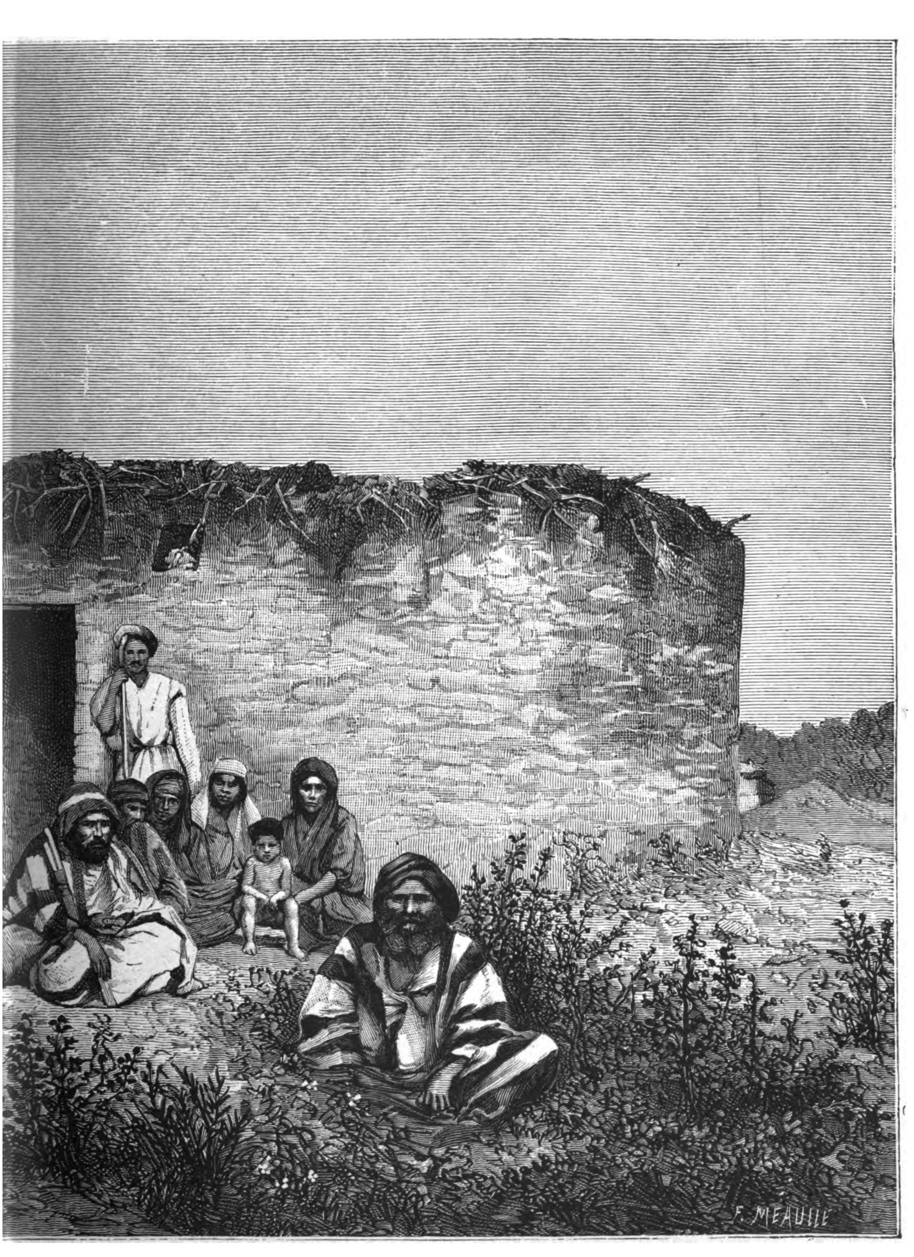


Abb. 24. Hau



in Jericho.

weiten Umblick ins Land hinein bot die verfallene Warte. Über dem Berge Quarantana, wohin die Legende den vierzigtägigen Aufenthalt des Herrn in der Wüste verlegt, sank eben die Sonne, unser so heißer Begleiter während des Tages, unter. Die letzten Strahlen beleuchteten in wunderschönem Farbenspiel die im Osten lang sich hinziehenden, malerischen Moabiter- und Edomiterberge. Vor uns breitete sich die Jordanebene aus, die sich nordwärts im blauen Dunst der Ferne verlor. Weithin konnten wir das stark gewundene Bett des Jordans verfolgen, dessen Ufer sich durch ihre Bäume und Gesträuche scharf abhoben von der zum teil ganz unfruchtbaren, mit grauer Salzkrustation überzogenen Ebene. Da wo der Jordan in seinem Laufe bis zur Mündung gelangt, breitete sich das Tote Meer aus. Anfänglich spielte über seine Oberfläche noch ein Phosphoreszieren, wie des Abends auf dem adriatischen Meere; dann schien auch das Wasser, des schönen Spieles müde, sich zur Ruhe zu begeben. Es bildete sich über dem Spiegel des Meeres eine Dunstdecke, in der noch einzelne Töne der einbrechenden Abendröte leise anschlugen, bis auch sie verklangen, wie ein Echo im Walde, und nur nächtliches Grau die Decke bildete.

Die Dämmerung brach rasch herein. Wir begrüßten sie gerne, denn in ihrem Gefolge kamen die trautesten Bilder und weckten schlummernde Erinnerungen in der Seele. Feierlich still war es in der Natur; nichts regte sich, nichts wollte den Eindruck stören, den groß und hehr in solcher Umgebung der Abend machte. Eine heilige Weihe lag auf der Gegend, verklärt durch großes Thun und Leiden der Menschen, verherrlicht in Geschichte und Poesie. Lange standen wir auf der Warte und ließen das Auge in sinnender Betrachtung über die durch die herrlichsten Gottesthaten geweihte Gegend schweifen. Die Nacht hatte unterdessen ihren Schleier über die Landschaft, die so feierlich still dalag, gebreitet. Ungern nur rissen wir uns von der Warte und diesem Umblick ins Land los.

Nur wenige Stunden wurden dem Schlafe gegönnt. Schon um 3 Uhr morgens setzte sich wieder unsere kleine Karawane in Bewegung. Zunächst ging der Weg bei Mondenschein über die weißen Leichensteine, unter denen die Bewohner von Riha ihre Toten hatten, nach dem klaren Quellwasser Ain-es-Sultan, das mehrere von den Bächen speiset, die wir gestern gesehen und das einstmals Jericho zur blühenden Palmenoase umgewandelt.

Der kleine Umweg nach der Quelle war recht lohnend, und bald waren wir wieder auf unserer Straße. Wir kamen an den Engpaß

des Berges Quarantana, wo in sechsstündigem Steigen der Felsenweg bis zu 1000 m nach Jerusalem hinauf sich arbeitet. Ein grauenhafteres Bild der Verödung ist kaum denkbar. Selbst am Krater des Vesuvs sieht der Blick doch noch in der Ferne den einzig schönen Meerbusen und in der Tiefe die Spuren eines Riesenkampfes, der auf titanisches, noch gegenwärtiges Leben mit buntem Farbenspiel hinweist. Hier aber nichts von alledem. Die Landschaft gleicht einem Sterbebette, auf welchem der letzte Funke des Lebens mit dem Tode ringt und immer am Auslöschen ist, ohne doch zum Abscheiden kommen zu können. Die gewaltigsten Erdrevolutionen haben hier in vorhistorischer Zeit mit Riesenkräften gewirtschaftet. Felsenberge wurden in wildester Unordnung wie Wellen und Wogen hin- und hergeschleudert und dann wie mit einem Zauberwort plötzlich zum Stillstand gebracht. Kolossale Steingebilde stehen da in Formationen, als ob sie einstmals in feurigem Fluß gewesen, und dann kam ein erstarrender Eiseshauch und bannte sie zu ewigem Gedächtnis in die Form des momentanen Siedens und Brodelns, und so starren sie nun den Reisenden an in den seltsamsten Gestalten, ja Verzerrungen, doppelt erschütternd, weil in unbeweglicher Steinmaske haftend. Nach zwei bis drei Stunden des Kletterns wird die Straße lichter. Die gewaltigen Steinmassen bleiben zurück, in weitere und belebte Ferne kann das müdgewordene Auge schweifen.

Je näher wir nach Jerusalem kommen, desto malerischer und belebter wird die Gegend. Wie von einem Banne erlöst, atmet man frei auf. Jetzt biegt der Weg um eine Ecke und vor uns liegt Bethanien, der Flecken mit seinem Namen trautesten Klanges.

17.

Auf dem Sinai.

— Fr. Dieterici —

Mit gespannter Erwartung bestiegen wir unsere Kamele; wollten wir doch heute über den rauhen Paß Nakb Hawi zum Kloster der heiligen Katharina hinaufreiten, von dem sich der Weg auf die Spitzen des Sinai öffnet.

Stundenlang ging es aufwärts zu dem Passe: welch ein Weg! Schon mehrere Wochen waren wir in der wilden Wüste gewandelt,

und unser Auge war wohl gewöhnt an wüstes, ödes Gestein, doch die schauerliche Öde dieses Gebirgspasses, das starre Gebirg, das rechts und links dicht herantrat, die wild durcheinander gewälzten und darniedergerollten Felsblöcke, verbunden mit dem welthistorischen Gedächtnis des Platzes, dem wir uns nahten, erschreckten uns bald und erfreuten uns.

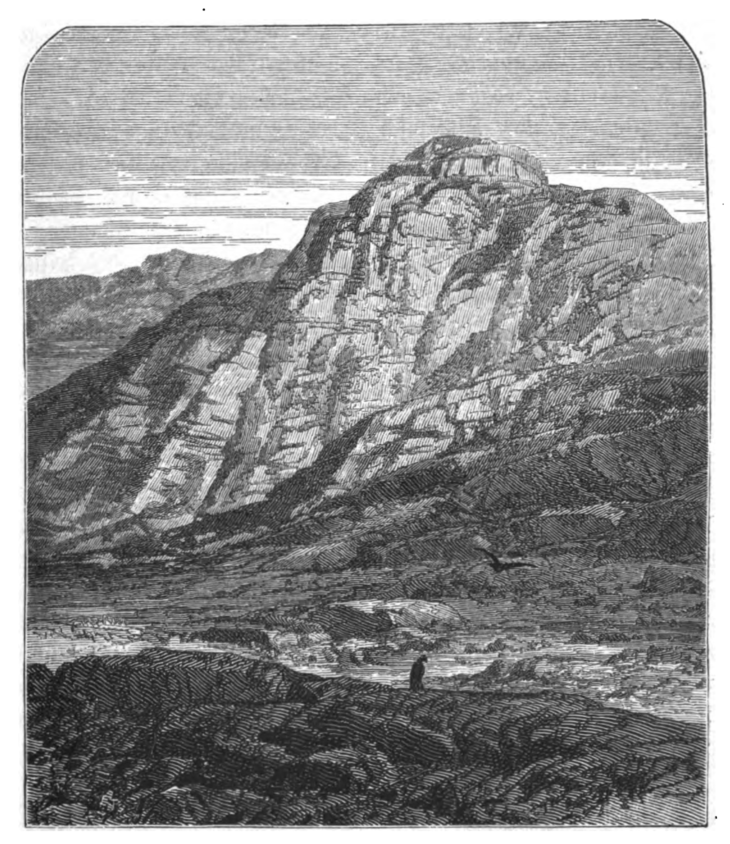


Abb. 25. Der Sinai.

Erschien uns doch diese wilde, chaotische Gebirgsscene als ein Bild jenes ungeregelten, wüsten Lebens des Naturmenschen, das dahinrollte in ewiger Unruhe und in dem wüsten Sturm der Leidenschaft, gerade jetzt, da wir uns dem heiligen Orte der Gesetzgebung nahten.

Gegen Mittag verließen uns endlich die uns dicht umgebenden

finsteren Gebirgsgestalten, und vor uns breitete sich ein weites Thal aus, das Wad er-Rachah, wohl 800 Schritt weit, wüst zwar und öde, aber eben und klar. Erstaunt schweifte das Auge die dies Thal begrenzenden Gebirgsrücken entlang, bis es zum südlichen Ende des Thales gelangte; denn dort wurde dieses breite Thal durch die dreispaltige Spitze des Horeb geschlossen. Er bildet einen erhabenen malerischen Hintergrund für das weite, wüste Gebirgstheater vor uns. Es erscheint dieser in jäher Steile sich erhebende Gebirgsriese mit seinem Dreizack als eine Schicksalswache der Ewigkeit über das wüste, leere Menschenleben, das unter ihm sich hinbewegt.

Wir nahten uns allmählich dieser Felsenburg und gewahrten alsbald in dem Thale, welches diese Gebirgsspitze im Osten von den anderen Gebirgszügen trennt, die dunkelen Zinnen des Klosters zwischen lieblichen Cypressen und Mandelbäumen. Der Glocke reiner Schall, der durch die große Stille tönte, mahnte uns an den heiligen Ernst dieser Stelle. Wir wurden bald zur Klosterpforte mit Ketten hinaufgewunden, da das alte Thor noch immer vermauert ist, und fanden im Kloster einen traulichen Aufenthalt.

Oft gingen wir auf den platten Dächern der Klostergebäude spazieren, um an den ringsher uns umgebenden Gebirgszügen, die so sehr gegen den grünenden blühenden Klostergarten abstachen, unseren Blick haften zu lassen. Der sogenannte Horeb ist ein öder Höhenzug, der sich von NW. gen SO. entlang zieht und durch die zwei Thäler Wad Schueib im Osten und Wad el Leja im Westen von den benachbarten Gebirgszügen getrennt ist, während er im Norden über das weite Wad er-Rachah sich steil erhebt. In dem östlichen Thale liegt angelehnt an den Horeb das Kloster, dessen blühender Garten von den Gewässern, die vom Berge niederrinnen, bewässert wird. Die Klostergebäude liegen rings um die erhabene Kirche, die auf schlanken Säulenreihen ihr hoch gewölbtes Dach ruhen läßt, und mit den prächtigsten Mosaikbildern geschmückt ist.

Wir bestiegen vom Kloster aus den von der Überlieferung als die Stätte der Gesetzgebung geheiligten Berg. Gleich hinter dem Kloster zog sich der Pfad steil hinauf; nach etwa einer Stunde langten wir auf einem niedlichen runden, grünen Plateau an, das mit der Kapelle des Elias, der hier den Herrn nach der Überlieferung erblickte, geschmückt ist, und von zwei schlanken Cypressen in der Mitte geziert wird. Von hier aus ersteigt man die Spitze des sogenannten Berges Mose. Die Aussicht von dieser Bergspitze ist erhebend, wiewohl der erste Eindruck der der Täuschung ist. Wir vermissen ein

weites Thal, in dem sich die große Schar der Kinder Israel hätte lagern können.

Gewaltig ergreifen uns in der stillen Erhabenheit die wild durcheinander geworfenen öden Felsgruppen, die eisigen Felszacken und die kahlen Thäler. Die grause Todesmacht rings umher, die wie im offenen stillen Grabe sich uns darstellt, durchzuckt krampfhaft das Gemüt.

Nur in weiter Ferne nahm man an zwei Stellen im Süden und Westen die Silberfläche des Meeres durch die Starrheit der Gebirge hindurch wahr. Zu unserer Linken, gen Osten, war unsere Aussicht durch den gewaltigen eisdurchfurchten Rücken des Katharinen-Berges abgeschlossen; gen Norden und Westen war rings um uns das wogende Meer rötlich grauer Granitfelsen. Die Welt der Verwüstung, die schreckende Einsamkeit, erfüllt uns mit banger Spannung. Eine unserer Erwartungen weit mehr entsprechende Aussicht gewährte der Râs es Suffafah, welchen wir unter großem Schneegestöber erstiegen. Man steigt vom Wad Schueib empor, und nach einer mühevollen Tour von zwei Stunden hat man den Gipfel erreicht. Ein dunkler Nebel hatte die Spitze umhüllt. Schon verzweifelten wir, irgend eine Aussicht zu haben, als plötzlich um Mittag die durch die Regenwolken durchbrechende Sonne wie mit goldener Zauberrute den dunklen Nebel zerteilte und den Nebelschleier um und unter uns aufrollte. Die weite Ebene Wer Rachah lag vor uns, in der eine Reihe schwarzer Ziegenhaar-Zelte der Araber uns an das Judenlager erinnerten. Die jähe Steile, mit der dieser Felsen sich fast senkrecht aus der Ebene erhebt, und deshalb die unter ihm liegenden Thäler deutlich sehen läßt, ließen uns der Vermutung beistimmen, daß dies der Berg sei, auf dem Mose verklärt vor dem Volke gestanden. Klar und eben lagen die Thäler schon vor uns, während die öden Gebirgskuppen um uns her noch mit ihren Nebelkronen ihr Haupt umhüllt hatten. Das Haupt des Râs es Suffafah ist dreigespalten; die mittlere Spitze gleicht mehr einer Kuppel, die anderen mehr dem Kegel. Hinter diesem Dreizack geht ein tiefer Einschnitt ins Gebirge, welcher eine tiefe Schlucht auf der westlichen Seite bildet. Hier oder im Wad Schueib konnten die Priester und Ältesten des Volkes stehen, während Mose mit Gott verkehrte. Wiewohl aber so der Râs es Suffafah uns der Berg zu sein schien, auf dem sich Gott dem Mose im Angesichte des Volkes offenbarte, so ließe sich doch leicht auch die Heiligkeit des Dschebel Musa rechtfertigen. In dem Berichte der Bibel kann man wohl einige Unterscheidungen finden; das eine Mal

ist Mose dem Volke offenbar und sichtbar, das andere Mal ist er ihren Augen verhüllt und entfernter gedacht.

Man könnte nun, da Râs es Suffafah und Dschebel Musa eigentlich nur zwei Spitzen des Berges Horeb sind, die eine Spitze, den Râs es Suffafah als die Stelle bezeichnen, wo Mose dem Volke offenbar und sichtbar war; die andere, Dschebel Musa, als die, auf der er dem Volke verborgen, mit Gott in stiller Ergebenheit verkehrte. Die Scene vergegenwärtigt hier vortrefflich in der Wer Rachah das Judenlager, im Wad Schueib, wo jetzt das Kloster steht, oder in der westlichen Schlucht die Ältesten; auf dem jetzigen Dschebel Musa war Mose getrennt von aller Welt, und auf dem Râs es Suffafah allen gegenwärtig. Der Berg Râs es Suffafah steigt steil, fast senkrecht, aus der Ebene hervor, doch ist er nicht so gewaltig hoch, und an der Seite konnte Mose vor aller Augen hinauf- und herabsteigen. Wie dem aber auch immer sei, jeder Wanderer schaut nach jenem Felsen mit heiliger Andacht, er erkennt diesen Fels als den Quellort eines neuen Lebens, das fortan seine belebende Welle durch die Gefilde der Weltgeschichte dahintreibt. Nach der Besteigung des Dschebel Musa und Râs es Suffafah wünschten wir noch den viel höheren Dschebel Katharin, der durch die Gebeine der heiligen Katharina geweiht sein soll, zu ersteigen. Man besteigt diesen Berg von dem Kloster der vierzig Märtyrer aus. Dahin führt der Weg zunächst vom Kloster zum Wad Schueib hinaus, dann an der Seite des Râs es Suffafah entlang in das Thal el Leja südlich hinein. Im ganzen ist dies ein Weg von anderthalb Stunden.

Der Weg dahin ist einförmig, wenn man nicht durch aufmerksames Anhören der frommen Mönchsüberlieferung seinen Wunderglauben stärken will. In dem Wer Rachah, dicht am Berge, ist eine Aushöhlung im Felsengrunde, hier hat das goldene Kalb gestanden. Dann liegt in der Wad el Leja ein großer viereckiger Block von rötlichem Granit, mit einigen Streifen; das ist der Fels, aus dem Mose die Quelle schlug, gerade hier nämlich, wo stets eine Quelle vom Katharinenberge schon herunterströmt. Uns das Wunder recht anschaulich zu machen, stellt sich der fromme, führende Mönch davor und haut mit seinem Knüttel auf den armen Stein ein. Man kann sich bei diesem frommen Eifer des Lachens nicht erwehren.

Das dem Andenken der vierzig Märtyrer geweihte Kloster ist ein sehr einfaches Gebäude, jetzt unbewohnt. Nur ein einfacher Garten mit grünen Bäumen belebte etwas die toten Mauern, indem ihr Grün gegen die weißen Schneestreifen, welche hier und da im

dunklen Gebirge zart gezogen waren, schön abstachen. Eine steile Schlucht gen Süd-Westen führte uns ein in den rauhen Gebirgspfad, den wir fortan zu erklimmen hatten, und wild drängten sich oft die starren Felsen um uns heran. Nach einer Stunde erreichten wir eine Quelle, Ain esch-Schumär, die Rebhuhns-Quelle, welche dort zwischen den Felsen hindurchplätschert; sie soll den verschmachtenden Mönchen, welche die Gebeine der heiligen Katharina herabholten, durch den Aufflug eines Rebhuhns entdeckt worden sein. Noch eine Stunde ging es in denselben wilden Gebirgspfaden fort, bis wir den Kamm erreichten, von dem sich die Kuppe des Dschebel Katharin steil erhebt. Der arme Mönch, welcher vom Kloster aus uns begleitete, hatte schon oft unter seinem langen Gewande geseufzt, er blieb jetzt hier hinter einer Felswand zurück, um uns ein einfaches Frühstück zu bereiten, wenn wir zurückkehren würden, während wir noch einmal die Füße anstrengten, die letzte Kuppe zu erreichen.

Die Aussicht von dem Dschebel Katharin belohnte unsere dreistündigen Mühen; denn man hat von dieser hohen Spitze einen weiten Blick auf die Halbinsel. Nur drei gewaltige Spitzen ragen aus dem wildwogenden schwarzen Gebirgsmeer empor. Im Süden steht eisdurchfurcht, als eine gewaltige Wache der Ewigkeit, die Gebirgsgruppe des Umm Schomer; der Berg scheint der höchste und steilste unter den eisgrauen Gebirgsriesen zu sein; sein schwarzes zackiges Haupt ist von Eis und Schnee wild romantisch durchfurcht. Der Dschebel Katharin ist die zweithöchste Spitze, und gen Nord-Osten ist der dritte dieser eisgrauen Gebirgsbrüder der Serbal. Überall, wo diese wilden Gebirgsherrscher den spähenden Blicken nicht entgegentraten, schweifte das Auge über die schroffen verwitterten, düsteren Felsspitzen, die die Sonne mit ihren Strahlen vergebens zu verschönern suchte, ein Ort für den Geist der Verwüstung, die ihren furchtbaren Thron in diesem Meer grausender Wildnis aufgeschlagen zu haben scheint. — Über diesem wüsten Gebirgsschauspiel kreisten die Adler in weitem Flug, sie haben in den öden Felsenkuppen ihre Nester.

Tief unter uns lag der Dschebel Musa, rings umher die Felsspitzen und dazwischen die öden Thäler, überall der kahle Tod, nur wenige grüne Spuren in einigen Thälern schienen noch die Freude des Lebens hier zu vertreten, — doch rings umher um diese wilden, schwarzen Gebirgsspitzen schlängelt sich, einem Silberfaden gleich, die Welle des Roten Meeres, und die klaren Sonnenstrahlen, die sich in den Fluten zu baden schienen, zeichneten in dieser weißen Fläche gen Süd-West die dunkleren Inseln anmutig heraus, schwarzen Schwänen

gleich in dem Silberweiß des Meeres. Auch einige der afrikanischen Gebirge begrüßten uns, ihr Haupt im dunkelblauen Nebelschleier gehüllt. Sahen wir gleich nicht die Spitze des Golfes von Akaba, zogen sich doch die Berge jenseits des Busens in helleren Tinten auf dem Hintergrunde des östlichen Horizontes entlang. — Die Aussicht des 2599 m hohen Dschebel Katharin ist weiter umfassend, als die vom Serbal; sie ist schaurig, aber doch erhebend; sie ist großartig und durch ihre Schrecken schön. Spät am Abend kehrten wir zum Kloster zurück.

18.

Unter Beduinen.

— William G. Palgrave —

Wir ritten die ganze Nacht hindurch und erreichten auch wirklich am nächsten Morgen bei guter Zeit das Wadi Sirhân, das „Wolfsthal", eine Niederung in der nordarabischen Wüste, wo es Sträucher und Kräuter giebt und einige fruchttragende Pflanzen ohne Pflege wachsen, genügend, die magere Existenz der Beduinen zu fristen. Salim sowohl wie unsere anderen Führer, die eben so müde waren wie wir, Tag für Tag trockene Datteln und Aschkuchen zu essen, unterhielten uns im voraus mit Beschreibungen der gastlichen Aufnahme, welche wir bei dem Stamme der Scherarat, der den größten Teil des Wadi inne hat, täglich erfahren würden.

Wirklich waren wir noch nicht lange zwischen den niedrigen Sandhügeln dahingezogen, die sich hier aus der Niederung erheben, als wir fern und nahe zwischen den Gebüschen zahlreiche schwarze Zelte erblickten, aber von so erbärmlichem Aussehen, daß wir wenig Vertrauen auf eine Erfüllung der Hoffnungen hegten, welche die Beduinen in uns rege gemacht hatten. Die Wahrheit zu sagen, unter den erbärmlichen Nomadenstämmen, welche Arabien unsicher machen, sind die Scherarat die erbärmlichsten; sie besitzen nur sehr wenige Schafherden; ein Pferd ist bei dem Stamme eine Seltenheit; ihr ganzer Reichtum, wenn man es Reichtum nennen kann, besteht in ihren Kamelen, und an diesen ist allerdings kein Mangel. Bei einem Zelte nach dem andern, bei manchem zerlumpten Beduinen und grasenden Kamele zogen wir vorüber, bis uns Salim endlich eine Gruppe von Wohnungen zeigte, von denen zwei oder drei etwas

größer zu sein schienen als die übrigen, und uns sagte, daß wir dort unsere Abendmahlzeit halten würden (denn die Sonne neigte sich schon dem Untergange zu). „Ajawid“ (noble Leute), setzte er hinzu, um uns durch Aussicht auf eine gute Aufnahme zu ermutigen. Wir konnten uns natürlich nur auf sein besseres Urteil verlassen; und nach wenigen Minuten befanden wir uns an der Seite der schwarzen Zelte von Ziegenhaar, wo unsere Wirte hausten.

Das Oberhaupt, oder der Häuptling, denn er war nichts Geringeres, kam heraus und wechselte mit Salim einige Worte; letzterer kam dann zu uns (wir warteten in einiger Entfernung), führte unsere



Abb. 26. Nomadische Araber.

Kamele an eine nicht weit von den Zelten entfernte Stelle, ließ sie niederknieen, half uns abladen, und während wir uns auf einem sandigen Abhange gegenüber den Wohnungen des Stammes einrichteten, empfahl er uns, ein scharfes Auge auf unser Gepäck zu haben, da leicht Diebe unter unseren Wirten sein könnten, bei alledem daß sie „Ajawid“ wären. Schlimme Aussichten; denn der Ausdruck „Ajawid“ hat in einem arabischen Munde ziemlich dieselbe Bedeutung, wie das englische „Gentleman“. Wenn nun die Gentlemen schon Diebe waren, was ließ sich da erst von den andern erwarten? Wir machten zu bösem Spiel gute Miene, setzten uns mit ernster Würde auf den Sand und erwarteten die weiteren Resultate der Unterhandlungen unseres Führers.

Eine Zeitlang blieben wir ungestört, obwohl nicht unbemerkt; eine Gruppe Araber hatte sich um unsere Gefährten an der Zeltthür gesammelt und suchte nun von diesen alle mögliche Kunde zu erhalten, namentlich in betreff unserer und unseres Gepäcks, welches letztere ein Gegenstand großer Neugier war, um nicht zu sagen Habgier. Dann kamen wir an die Reihe. Der Häuptling, seine Familie (mit Ausnahme der Frauen), seine nächste Umgebung und einige zwanzig andere, Junge und Alte, Knaben und Männer, kamen herauf, und nach einem kurzen Gruße nach Beduinenart setzten sie sich vor uns in einem Halbkreise nieder. Jeder hielt einen kurzen Hakenstock in der Hand, mit dem die Kamele angetrieben werden, um damit beim Sprechen zu gestikulieren oder während der Pausen der Unterhaltung damit zu spielen, während die Jüngeren, weniger redegewandt, uns angafften und zum Zeitvertreib getrocknete Kotkugeln aus dem Sande aufhoben und herumwarfen.

Wie aber soll ich die Unterhaltung beschreiben, ihre Fragen und Antworten, ihre Manieren und Gebärden? „Ein Vernünftiger ist in dieser Stadt, wie ein Mensch, der unter einer Herde Maulesel in einem Stalle angebunden ist", hörte ich einmal einen achtbaren Fremden in der syrischen Stadt Homs, die wegen der Dummheit ihrer Bewohner berüchtigt ist, äußern. Aber unter den Beduinen in der Wüste, wo noch der Vorteil eines Stalles fehlt, gleicht der Fremde mehr einem Menschen, der sich mitten im freien Felde zwischen ungebundenen Mauleseln befindet, die in allen Richtungen um ihn herum springen und ausschlagen. Hier kann man die menschliche Natur auf ihrer niedrigsten Stufe sehen, oder wenigstens dieser sehr nahe; einer liegt der Länge nach auf den Boden gestreckt, ein anderer zieht gedankenlos mit seinem Stocke Linien in den Sand, ein dritter grinset, ein vierter thut nichtssagende oder impertinente Fragen oder macht Späße, die für witzig gelten, in der That aber im höchsten Grade plump sind. Dazwischen drängen sich die Knaben vor und unterbrechen die Älteren ohne die geringste Achtung und Ehrerbietung.

Bei alledem kann man ihnen aber keine absichtliche Ungebührlichkeit zur Last legen; ganz im Gegenteil sind alle von dem aufrichtigsten Wunsche beseelt, sich dem Ankömmling angenehm zu machen und alles zu thun, womit sie ihm einen Dienst erweisen können, nur wissen sie nicht, wie sie dies anfangen und wie sie sich dabei benehmen sollen; wenn sie alle Gesetze des Anstands und der Höflichkeit verletzen, so geschieht es aus reiner Unwissenheit; dabei kommen zuweilen

Züge von angeborenem Takt und Schlauheit zum Vorschein, und durch den Leichtsinn an keine moralische oder physische Schranken gewöhnter Menschen blickt der Grundzug eines männlichen und edlen Charakters, den man bei Persern oder Türken nur selten, wenn überhaupt, antrifft. Ihre Fehler haften an ihren Verhältnissen, ihre guten Eigenschaften sind ihre eigenen.

Was seid ihr? Was ist euer Geschäft? ist die gewöhnliche Eröffnung des Gesprächs, ohne alle vorhergehenden Umschweife. Wir antworten: „Ärzte aus Damaskus, und unser Geschäft ist alles, was uns Gott in den Weg legt." Die nächste Frage bezieht sich auf das Gepäck; einer schlägt mit dem Stocke daran, um die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, und sagt: „Was ist das? Habt ihr eine Kleinigkeit, die ihr uns verkaufen könnt?"

Vorsichtig lehnen wir es ab, etwas zu verkaufen: unsere Waren und unsere Habe unter dem freien Himmel, auf dem Sande und vor einer sich drängenden Menge zu öffnen, deren Aussehen und Umstände nur sehr geringe Garantie für eine genaue Beobachtung des siebenten Gebotes bieten, würde kaum klug und der Mühe wert gewesen sein. Nach mehreren vergeblichen Versuchen stehen sie von ihrem Verlangen ab. Einer, der an irgend einem körperlichen Gebrechen leidet, verlangt eine Arznei, die nach seiner Erwartung, sobald sie angewendet wird, ihm seine vollkommene Gesundheit wiedergeben soll. Höflich lehne ich es ab. Er wird dringend; ich mache einen Scherz, um ihn los zu werden.

„Ihr lacht uns aus, o ihr Bewohner der Städte. Wir sind Beduinen, wir kennen eure Sitten nicht," antwortet er in einem weinerlichen Tone, während die Jungen über das Mißgeschick eines Stammesgenossen in ein lautes Gelächter ausbrechen.

„Ja voleid," oder „junger Mann" (denn so nennen sie jeden ohne Unterschied, vom achten bis zum achtzigsten Jahre), willst du nicht meine Pfeife füllen?" sagt einer, der bemerkt hat, daß die meinige nicht leer ist, und der, obwohl mit einem guten Vorrat trockenen Tabaks versehen, den er in einem Lappen um seinen fettigen Gürtel trägt, doch meint, daß jetzt der günstige Augenblick gekommen sei, etwas zu erbetteln, da weder Arznei noch Waren feil sind. — Aber Salmi, der mitten im Kreise sitzt, giebt mir einen Wink, ich weiche also seinem Verlangen aus. Indessen er läßt nicht nach zu betteln, und zwei bis drei andere folgen seinem Beispiel, die alle vorwärts drängen, ihre Pfeife in der Hand haltend.

Da sie immer zudringlicher werden, stelle ich mich endlich ärger-

lich, um der Sache kurz ein Ende zu machen. „Wir sind eure Gäste, ihr Beduinen, schämt ihr euch nicht, uns anzubetteln?" „Nehmt es nicht übel, entschuldigt uns; es sind dumme Kerle, ungezogene Tölpel," sagt einer, der neben dem Häuptling sitzt und dessen Bekleidung sich in einem etwas bessern Zustande befindet, als die der übrigen halb oder beinahe ganz nackten Individuen, welche die Versammlung bilden.

„Wollt ihr nicht die Pfeife für euern kleinen Bruder bevölkern?" hebt jetzt der Häuptling selbst an, indem er mit sehr bescheidener Miene eine leere Pfeife hervorzieht. Die Sprache der Beduinen, wie die der meisten Orientalen, ist außerordentlich reich an zierlichen bildlichen Ausdrucksweisen, und „bevölkern" bedeutet hier nicht anders als „füllen". Salim giebt mir wieder einen Wink, und ich nehme eine Handvoll Tabak, die ich auf den langen Hemdsärmel des Bittenden schütte, den er mit höchst zufriedenem Gesichte zusammenschlägt. Jedenfalls sind diese Beduinen sehr leicht zufriedengestellt.

Unter solchen Gesprächen, alle ziemlich von gleichem Inhalt, vergeht die Zeit. Einige stehen auf und entfernen sich und andere nehmen ihren Platz ein. Alle haben etwas zu bemerken oder zu fragen, und wir haben die beste Gelegenheit, ihren Charakter, Meinungen und Gebräuche zu studieren, und da wir kein Geheimnis um unsere Person machen, so geben auch sie sich vollständig wie sie sind.

Der Häuptling aber, sobald er seinen Tabak in Empfang genommen, der eigentlich der Hauptzweck seines Besuches war, hat sich in sein Zelt zurückgezogen, um für das bevorstehende Gastmahl Anordnungen zu treffen. Bald darauf sehen wir einen Haufen müßiger Leute im Hintergrunde auf einem Fleck beisammen, dies zeigt uns die Stelle, wo ein Schaf oder Kamel, je nach den Umständen, für das Gastmahl, welches am Abend stattfinden soll, geschlachtet wird. Bald darauf sehen wir das geschlachtete Tier an der Ecke des Zeltes ausgestreckt auf dem Boden liegen, um mitten unter dem Gedränge von Zuschauern, die großes Interesse an dem Verfahren nahmen, zerlegt zu werden; denn das ganze Lager nimmt an dem für die Gäste bereiteten Gastmahle teil.

Wir bleiben nun einige Zeit allein, denn das Kochen ist eine zu wichtige Sache, als daß einer der unbeschäftigten Nachbarn dabei fehlen dürfte. In Europa, sagt man, verderben viele Köche den Brei, hier aber ist die Sache zu einfach, um viel zu verderben. Unter einem unförmlichen, nie rein gescheuerten Kessel wird Feuer angezündet,

und wenn das darin befindliche Wasser kocht, werden die Viertel des geschlachteten Tieres hineingeworfen, die man in ihrem eigenen Fette, das nicht abgeschöpft wird, kochen läßt, bis sie etwas mehr als halb gar sind; dies ist die ganze Kochkunst eines beduinischen Gastmahls.

Dies alles jedoch erfordert Zeit; das Feuer brennt im Freien nicht so leicht wie in einem Ofen oder in der Küche, und große Massen Fleisch lassen sich nicht so schnell in einen irgend eßbaren Zustand bringen. Die Sterne stehen daher schon am Himmel und der Nachtwind hat den Sand abgekühlt, ehe ein ungewöhnliches, geschäftiges Treiben unter den Umstehenden, und die herumfliegenden Feuerfunken zeigen, daß der Kessel endlich von den Steinen herabgenommen wird, die ihm als Untersatz dienen. Das Wasser wird dann abgegossen, das Fleisch in einen großen, sehr schmutzigen hölzernen Napf geschüttet und so ohne weitere Zuthat, Würze oder sonst dergleichen auf den Boden gesetzt, etwa in der Mitte zwischen uns und den Zelten.

Der Häuptling kommt nun mit dem herkömmlichen „Tefaddalu" oder „erweist uns die Gunst", nämlich die Einladung anzunehmen. Wir treten zu dem Napfe, aber ehe wir unsern Platz einnehmen können, wird von allen Seiten ein Sturm auf den gemeinsamen Mittelpunkt der Anziehung vorbereitet, und ein großer Kreis erwartet schweigend das Zeichen zum Angriff. Dieses wird von dem Häuptling gegeben, der noch einmal die Formel der Bewillkommnung wiederholt, und Salim und mein Kamerad (denn ich muß gestehen, daß ich für meine Person bei solchen Gelegenheiten immer ziemlich langsam war, obwohl nicht etwa wegen Mangels an Hunger) fischen ein großes Stück halbrohes Fleisch heraus, welches sie, indem sie von verschiedenen Seiten daran ziehen, in mehrere leichter zu handhabende Stücke teilen. Nun fallen alle über die Schüssel her; mehr als dreißig ungewaschene Hände sind zu gleicher Zeit in dem Napfe beschäftigt und binnen fünf Minuten ist nichts mehr übrig als Knochen, die so rein abgenagt sind, daß den ringsherum auf die Überreste des Mahles lauernden Hunden kaum noch etwas übrig bleibt.

„Warum ißt du nicht? eßt nur; laßt euch nicht nötigen; hundertmal willkommen, werte Gäste," wiederholt unser Wirt in kurzen Pausen wieder und immer wieder; indem er selbst mit gutem Beispiele vorangeht. Ich muß bemerken, daß der Sultan selbst an unserer Stelle nicht reichlicher und ausgesuchter bewirtet werden könnte, aus dem einfachen Grunde, weil die Scherarat nichts Besseres zu geben haben.

Eine Art kleiner Eimer, der allerdings für die Schnauze eines Kalbes geeigneter wäre, mit Wasser gefüllt, wird nun in die Runde herumgereicht. Während wir von dem Inhalte desselben kosten, wird unser Nachbar, an den zunächst die Reihe kommt, nicht unterlassen, „Heno" d. i. „zur Gesundheit" zu sagen, — eine feine Andeutung, auch für ihn noch etwas in dem Gefäße zu lassen. Wir ziehen uns nun zu unserm Gepäck an dem Sandhügel zurück, denn in dem Zelte des Wirts zu schlafen ist in dem echten Beduinenleben nicht Sitte. Die Beschränktheit der Wohnung, wo die ganze Familie in einem ungeteilten Raume zusammengedrängt ist, erklärt und rechtfertigt diese Vorsicht vollkommen, der keineswegs ein Mangel an Gastlichkeit zu Grunde liegt.

In diesen Wüsten ist die Nachtluft Leben und Gesundheit. Wir schlafen fest, der Gedanke, am nächsten Morgen in erster Frühe wieder zum Aufbruch getrieben zu werden, quält uns nicht mehr, und Leute wie Tiere bedürfen einen vollen Tag Ruhe. Sobald die Sonne aufgegangen ist, werden wir eingeladen, in das Zelt des Häuptlings zu treten und unser Gepäck unter Dach zu bringen. Ein Hauptgrund unseres Wirts, indem er uns diesen Vorschlag macht, ist der, von unserem Besuch auf irgend eine Weise für sich selbst Vorteil zu ziehen, sei es durch Geschenk oder durch Kauf. Alle Höflichkeit, die ihm zu Gebote steht, wird in Gang gebracht, und ein großer Napf frischer Kamelmilch, ein vorzügliches Getränk, erscheint nun auf der Bühne. Auf dringende Bitte des Häuptlings, seiner Frau, seiner Schwestern und Vettern, und ausschließlich für ihre Betrachtung, öffnen wir nun eine Ecke unserer Säcke und verkaufen endlich nach vielem Feilschen ein Stück Zeug, einen Kopfschmuck oder anderes dem Ähnliches.

Der Tag rückt vor. Gegen Mittag setzt unser Wirt, natürlich genug, voraus, daß wir hungrig sind, es wird also ein neues Gericht aufgetragen, das beinahe aussieht, wie ein roter Teig, oder mit Ocker gemengte Kleien. Es ist Samh, eins der hauptsächlichsten Nahrungsmittel der Beduinen des nördlichen Arabien. In diesem Teile der Wüste wächst eine kleine krautartige, büschelige Pflanze mit saftigen Stielen und einem kleinen gelblichen Blatte und hellgelber Blüte mit vielen Staubfäden und Pistills. Wenn die Blüte abfällt, bleibt an ihrer Stelle eine vierblätterige Kapsel, etwa von der Größe einer gewöhnlichen Erbse, die, wenn sie reif ist, sich öffnet und eine Masse kleiner rötlicher Samenkörner zeigt, die sich wie Kleie anfühlen und aussehen, aber von mehliger Substanz sind. Die Frucht reift im Juli, und dann zieht alt und jung, Männer und Frauen, hinaus,

um zu sammeln. Die Samenkörner werden dann von den Hülsen getrennt und dienen für das nächste Jahr als Mehlvorrat. Jedesmal wird so viel, als man nötig hat, auf einer Handmühle grob gemahlen und dann mit Wasser gemischt und zu der Substanz gekocht, die wir jetzt vor uns hatten. Salim bezeichnete den Geschmack und die Substanz sehr treffend mit den Worten: „nicht so gut wie Weizen-, doch viel besser als Gerstenmehl“.

Wir konnten nicht umhin, die Vorsehung zu bewundern, die so diesen Nomaden ein Nahrungsmittel giebt, ohne welches sie oft allem Schrecken einer vollständigen Hungersnot ausgesetzt wären. Zu träge, den Boden zu bearbeiten, selbst wo hinlängliche Feuchtigkeit ihn zur Bebauung geeignet macht, würden sie ohne diese Pflanze ganz auf die Milch und das Fleisch ihrer Kamele angewiesen sein, die ohne andere Lebensmittel nur sehr ungenügend wären. Das Samh aber, welches überall ohne Arbeit wächst, ersetzt den Mangel und bildet ihr Hauptnahrungsmittel, das eigentliche tägliche Brot.

Ein anderes Geschenk der Natur ist die Mesâ'a, eine Frucht, welche die Beduinen sehr wohl kennen, obwohl sie sonst überall vernachlässigt wird. Der Strauch wird etwa 1 m hoch, ist holzig und knotig, mit kleinen, spitzigen, hellgrünen Blättern und einer kleinen roten, sternförmigen Blüte. Im Juni bildet sich eine Beere, die an Größe, Farbe und Geschmack unserer Johannisbeere gleicht, obwohl weniger gewürzig als diese, weil sie zu wenig Säure hat.

Die Beduinen sammeln und essen die Frucht in großer Menge oder kochen sie mit etwas Wasser und bereiten so eine Art Eingekochtes, das bei ihnen, aber auch nur bei ihnen, sehr geschätzt ist. Dieses, nebst Samh, Kamelmilch und zuweilen ein Gericht Fleisch, obwohl letzteres ein seltener Aufwand, bilden die ganze Liste ihrer Lebensmittel. Nicht einer im ganzen Stamme Scherarat kann sich rühmen, einen Kaffeetopf oder Kaffee zu besitzen.

Die kriegerische Macht des Stammes, wie man aus dem, was ich bereits gesagt habe, entnehmen kann, ist gering; zu gemeinschaftlicher Aktion sind sie zu sehr verteilt, und zu arm, um sich mit wirksamen Waffen zu versehen; ihre ganze Bewaffnung besteht aus plumpen Luntenflinten und verrosteten Speeren.

Obwohl die Beduinen untereinander in beständiger Fehde leben, so wird doch wenig Blut vergossen; ihr Hauptzweck bei feindlichen Einfällen ist Beute, nicht Mord. Der Beduine kämpft nicht für sein Haus und Hof, er hat keines; nicht für sein Vaterland, er ist überall und nirgends; nicht für seine Ehre, er hat nie davon gehört; nicht

für seine Religion, er hat keine und kümmert sich nicht darum; ihn treibt zum Kampfe kein anderer Zweck als die zeitweilige Besitznahme eines kleinen Stückes erbärmlichen Weidelandes, oder die Benutzung eines Brunnens mit brackigem Wasser; vielleicht der Wunsch, ein Pferd oder Kamel, das einem anderen gehört, in seine Hände zu bringen, — alles Dinge, die keine große Erbitterung erregen, und die, wenn sie nicht durch den Feldzug erreicht werden, leicht auf irgend eine andere Weise erlangt werden können.

„Was werdet ihr thun, wenn ihr nach einem so gottlosen Leben einst vor Gott zum Gerichte treten müßt?" fragte ich einmal einen kecken, jungen Scherarat, dessen lange Schmachtlocken und etwas stutzerhaftes Wesen — denn auch die Wüste hat ihre Stutzer, bei all ihrer lumpigen Ausstaffierung — sehr wohl zu seinen keineswegs sehr erbaulichen Reden paßte. — „Was wir thun werden?" antwortete er ohne Zaudern, „nun, wir gehen hin zu Gott und grüßen ihn, und wenn er sich gastfreundlich erweist (zu essen und Tabak giebt), so bleiben wir bei ihm, wenn nicht, so besteigen wir wieder unsere Pferde und reiten davon." Dies nur als Probe der Vorstellungen, welche sich die Beduinen von der künftigen Welt machen. Unter den echten Nomadenstämmen ist mir nie jemand vorgekommen, der irgend eine geistigere Auffassung der Gottheit oder der menschlichen Seele hatte. Gott ist in ihren Augen ein Häuptling, der, wie es scheint, hauptsächlich in der Sonne wohnt, mit der sie ihn, wie schon oben bemerkt wurde, gewissermaßen identifizieren, etwas mächtiger natürlich als ihre eigenen Oberhäupter, in anderer Hinsicht aber ganz von derselben Art.

Nachdem wir einen Tag gerastet, waren wir am nächsten Morgen wieder in der Verfassung, unseren Weg fortsetzen zu können, der zwischen Sträuchern und Sandhügeln in dem Thale abwärts führte, welches sich zwischen steinigen Ufern wie ein breiter, seichter Fluß nach Süden zu windet.

19.

Mekka und die Kaaba.

— Heinrich von Maltzan —

Von Westen, von Dschidda her nahten wir uns der heiligen Stadt. Mit dem Pilgerruf „Labîk" (Dir Gott ergebe ich mich)

traten wir nachts um 2 Uhr unsere letzte Tagereise an. „Labik!" rief unsere ganze Karawane.

Als der Mond aufging und die bisherige vollkommene Dunkelheit mit seiner Sichel matt erhellte, da konnte ich erst die Gegend, in welcher wir uns befanden, einigermaßen gewahren. Halb Wüste, halb Hochebene, mit Steppencharakter, so bot sich diese Gegend unseren Blicken dar. Hie und da kamen wir durch eine kleine Wildnis von niederem Gesträuch gebildet; hie und da auch erblickten wir in nächster Nähe einen einsamen Baum schwermütig in die Höhe ragen; Felsen und Sand wechselten auf dem Boden, den wir betraten, ab; zuweilen führten uns unsere Pfade durch eine steinige Schlucht, deren Wände uns senkrecht überragten; dann kam wieder ein Stück Ebene oder auch ein Thal mit dem Bett eines ausgetrockneten, nur im Winter Wasser führenden Gießbaches in seinem tiefsten Grunde; manchmal auch wieder ritten wir durch eine Gegend, welche mir wie ein unzweifelhaftes Stück Wüste vorkam, in der nichts, nichts zu wachsen schien, außer die trockene Mariendistel, deren Blüten jedoch schon längst verwelkt waren. In der Ferne offenbarte uns der undeutliche Mondesschimmer gebirgige Massen, rechts die Granitberge von Taif, links die Gebirgskette, durch welche der Weg nach Medina führt. Fast immer strebte unser Weg in die Höhe und die Morgenluft wehte uns frischer und immer frischer an.

So ritten wir ungefähr drittehalb Stunden in dem Halblicht dahin, als plötzlich ein zarter, rosiger Schein am östlichen Himmel sichtbar wurde. Es war das Sahör, die erste Tagesdämmerung, jene Zeit, welche, nach dem Dafürhalten der Molams, nicht mehr Nacht und noch nicht Tag ist. Dieses matte, rosige Licht, das doch noch keine eigentliche Morgenröte, sondern nur ein Vorläufer derselben war, dauerte vielleicht nur eine Minute. Aber diese Minute genügte uns, um auf seinem zarten, mattgefärbten Hintergrunde eine graue Masse mit undeutlichen Umrissen sich abzeichnen zu sehen. Beim Anblick dieser grauen Masse, die beim ersten Gewahren fast mehr wie eine Aneinanderreihung von Felsen, als wie ein Häusermeer aussah, brach auf einmal ein fürchterlicher, unaussprechlicher Jubel aus allen Kehlen los. Ein tausendfaches „Labik" begrüßte die Erscheinung, welche nichts anderes war, als Mekka, Mekka, die neunmalheilige Stadt, Mekka, die freudige Sehnsucht aller Muselmanen, Mekka, in dem jeder Stein heilig ist, Mekka, in dem die Kaaba liegt, die Kaaba, das Heiligste auf Erden, die Wiege des Islam. Wie einst die Kreuzfahrer Jerusalem, so begrüßten auch diese Pilger einstimmig und ein-

tönig und zugleich doch tausendstimmig und tausendtönig das Jerusalem des Islam, die heilige Stadt Mekka. Da war keiner, keiner, der nicht sein „Labik" mit der vollen Kraft seiner Lungenflügel ausstieß. Die Kräftigen und Gesunden schrieen es in donnernden, brausenden Tönen, die Kranken und Hinfälligen selbst riefen es mit krampfhafter Anstrengung, ihr letztes bischen Atem in diesem heiligen Moment aufbietend. Ein Enthusiasmus, wie ich ihn noch nie in meinem Leben gesehen hatte, gab sich kund. Viele Pilger fielen auf den Boden nieder, entweder in knieender Stellung und streckten die Arme sehnsüchtig nach der schwarzen Häusermasse aus, oder sie warfen sich in voller Anbetung auf die Erde hin und bedeckten den Wüstensand mit brünstigen Küssen. Die meisten weinten. Viele schluchzten und seufzten in lauten, gellenden Tönen. Kurz, alle gaben ihre tiefe Rührung, ihren mächtigen Enthusiasmus auf jede nur denkbare Art zu erkennen.

Mit der im Tropenklima gewöhnlichen Schnelligkeit verschwand das Sahör in einer Minute, dann kam das Fedscher, die eigentliche Morgendämmerung. Die Gegend erhellte sich immer mehr und mehr, und endlich sahen wir Mekka deutlich vor uns liegen. Ich suchte den Enthusiasmus, der auch mich angesteckt, welcher aber einen ganz anderen Grund hatte, als der Enthusiasmus der Muselmänner, einigermaßen zu bewältigen, um meine Sinne und meinen Geist ganz der Beobachtung der vor mir liegenden Stadt zu widmen, jener Stadt, die schon seit Jahren den Gegenstand meiner heißesten Sehnsucht gebildet hatte und die ich nun endlich vor mir sah. Was hatte ich mir nicht alles, diese Stadt betreffend, vorgestellt! Nein! Mekka mußte etwas anderes, durfte keine Stadt, wie eine andere menschliche Stadt sein. Darin nun sollte ich eine Enttäuschung erfahren, denn Mekka offenbarte sich mir, wie ich es nun klarer aus dem Unbestimmten hervortreten und endlich sich zu einem deutlichen Bild gestalten sah, weder schön, noch großartig. Die große Moschee mit ihren sieben Minarets, mit den zahllosen Kuppeln ihrer Säulengänge und dem hoch aus der Mitte des Tempelraums aufragenden Hause der Kaaba sollte freilich, so viel man wenigstens von außen von ihr zu erblicken vermochte, einen lohnenden Anblick gewähren. Aber dies war auch alles. Sonst zeigte sich Mekka keineswegs imposant.

Die gänzliche Abwesenheit der Ringmauern, welche mit ihren Zinnen und Wachttürmen andern orientalischen Städten oft ein höchst stattliches, imposantes Ansehen verleihen, trägt wohl mit die Haupt-

schuld daran, daß Mekka von außen sich so wenig großartig darbietet, viel weniger großartig, als z. B. das zinnengekrönte, mauerumringte, turmumragte Jerusalem. Die einzigen Bauten, welche hier von gemachten Versuchen zeugen, der Stadt für die fehlenden Mauern einen Ersatz zu bieten, sind Wachttürme, an Seite der vier Haupteingänge von Mekka errichtet, sowie die im Osten auf einem Hügelvorsprung gelegene Kaßba, die Citadelle von Mekka, ein zwar großes, aber bereits etwas ruinenartiges, mittelalterliches Kastell.

Auch die nächste Umgebung von Mekka ist nicht großartig. Die Stadt liegt in einem schmalen, einem vertrockneten Flußbett gleichenden Thal, das man den Wadi Mekka nennt. Niedere Höhen, die sich über die Ebene erheben, umgrenzen dieses längliche Hochthal. Kein Baum, kaum ein Strauch, und nur hie und da spärliche Gemüseanpflanzungen, verbreiten ihr Grün über den Wüstenboden, welcher die heilige Stadt umgiebt. Hier, in dieser flußarmen, vegetationslosen Thalebene wäre es gewiß keinem Menschen eingefallen, eine Stadt anzulegen, keinem Menschen, den nicht der religiöse Fanatismus leitete. Mekka mußte, das wurde mir beim Anblick seiner Umgebung hier plötzlich klar, irgend einem asketischen Einsiedler, wahrscheinlich irgend einem vormohammedanischen und vorchristlichen Anachoreten sein ursprüngliches Dasein verdankt haben. Der Brunnen Semsem mit seinem ziemlich bittern, keineswegs sehr gesunden Wasser, der gewöhnlich als das anziehende Centrum genannt wird, welches Volksscharen hier um sich versammelte und sie bewog, eine Stadt zu gründen, wird wohl kaum die Hauptursache gewesen sein, warum sich Araber hier niederließen, denn selbst die Araber lieben gutes und wohlschmeckendes Wasser, besseres, als es dieser heilige Brunnen bietet. Aber einem der Welt und ihren Annehmlichkeiten entsagenden Eremiten mag das bittere Wasser des Semsem genügt haben; ein solcher erbaute bei diesem Brunnen der Wüste seine Zelle, und der Ruf seiner Heiligkeit zog dann allmählich zahlreiche Verehrer hierher, die sich um des Heiligen willen und seinem genügsamen, nüchternen, weltentsagenden Beispiel folgend, gleichfalls mit dem Semsemwasser begnügten, diesem Wasser eine wunderthätige Heiligkeit zuschrieben, einen Tempel neben der Quelle, aus der es floß, errichteten, welcher dann mit der Zeit, durch glückliche Umstände begünstigt, das Nationalheiligtum eines ganzen großen Volkes werden sollte. So muß Mekka entstanden sein. In solche Betrachtungen vertieft, war ich endlich bei dem Haupteingange von Mekka, im Westen der Stadt, angekommen, um welchen herum sich ein Lager von Beduinen, meist vom Stamme

der Harb, hinstreckte, welches für eine Vorstadt von Mekka gelten kann und den Namen el Dscharual führt. Am westlichen Ende dieser Vorstadt liegen zwei runde Wachttürme, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts erbaut wurden, um die aller Mauern entbehrende Stadt gegen die Überfälle der fanatischen Wahhabiten zu schützen. Am östlichen Ende dieser Vorstadt betraten wir dann die Hara el Bab, d. h. die Straße des Thores. Hier sah ich die ersten eigentlichen Stadthäuser von Mekka, meist ansehnliche, zwei- bis dreistöckige, mit Terrassen gedeckte und mit Fenstern nach europäischer Art, d. h. mit großen und luftigen Fenstern versehene Steingebäude. Die Hara el Bab durchschreitend, welche sich anfangs von Nordwest nach Südost, dann direkt von West nach Ost und zuletzt von Südwest nach Nordost wendet, kamen wir zuerst an einem stattlichen Hause, welches einst ein Palast des Scherif Rhaleb war, dann am Quartier von Omro und zuletzt an den öffentlichen Bädern vorbei, und gelangten darauf durch eine lange, winkelige, vielgewundene Straße, Ssaka el Hammanat oder die Bäderstraße genannt, die sich von Südwest nach Nordost zieht, in die Quartiere des Suika und Schamija. Am Ende derselben nahm uns eine schöne, weite Straße, El Emsa, genannt, auf, in welcher wir uns nach Süden wenden mußten, um die Moschee zu erreichen.

Noch einige siebzig Schritte, und wir standen an einem der Hauptthore der großen Moschee, an dem Thor des Friedens oder des Grußes, arabisch Bab es Ssalam genannt, welches uns nun unter seine schönen Arkaden aufnehmen sollte, denn der erste Besuch des in Mekka ankommenden Pilgers muß immer der Moschee und dem Tempel der Kaaba gelten. Ehe wir also daran denken durften, uns ein Quartier auszusuchen, ehe wir unser Gepäck in Sicherheit bringen, ehe wir das geringste genießen, oder unsere müden Glieder von den Strapazen der nächtlichen Reise etwas ausruhen durften, mußten wir in das Heiligtum eindringen, und damit anfangen, sehr ermüdende Andachtsübungen abzuhalten. Wir stiegen also hier von unseren Kamelen ab und schickten uns an, der Pflicht jedes frommen Pilgers gerecht zu werden, welche ihm auferlegt, gleich bei seiner Ankunft in der heiligen Stadt den siebenmaligen Umgang um die Kaaba zu machen, ehe er an irgend etwas anderes denken, oder irgend etwas anderes vornehmen darf.

Ehe ich jedoch in den Tempelhof, wo sich die Kaaba und die andern Heiligtümer befinden, vordringen durfte, mußte ich mich noch der Pflicht entledigen, zwei Rikats zu beten, welche gewissermaßen der

erste Gruß des Pilgers an die Moschee im allgemeinen sind, während man die Kaaba im besonderen nachher an einem hierzu festgesetzten

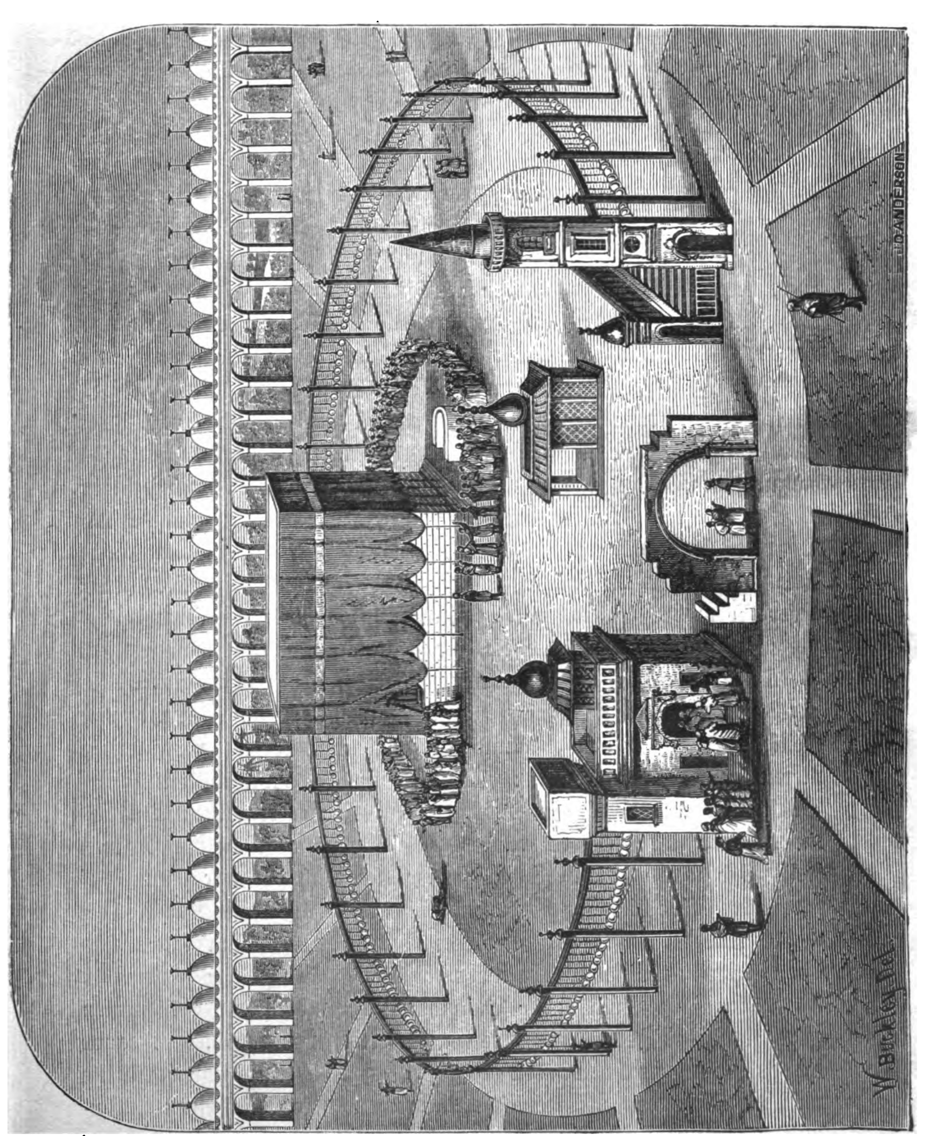


Abb. 27. Mekka und die Kaaba.

Orte noch durch zwei Verbeugungen begrüßen muß, ehe man in ihre nächste Nähe gehen darf. Dann nahm mich mein Führer, Ssadak

den Hanifa, bei der rechten Hand und führte mich nun schnurstracks nach der Mitte des Moscheehofes, wo das wunderliche Heiligtum des Islam, die Kaaba, thronte.

Da lag sie, eine finstere schwermütige Masse, von schlecht zubehauenen Steinen erbaut. Ein viereckiges, schwerfälliges Monstrum der Kunst, plump und roh in seiner Anlage und Ausführung, wie es das Kindheitsalter barbarischer Tempelarchitektur erzeugt hatte. Da lag die Kaaba, das Ziel meiner Wallfahrt, das Centrum des Islam. Sie ragte über alles, was sie umgab, empor, höher als der die Moschee umgebende Portikus, höher, als alle das Gebäude umringenden Heiligtümer. Obgleich an und für sich eigentlich nicht sehr hoch, denn die Höhe der Kaaba beträgt nur 13 m, so nahm sie sich doch, wegen der absichtlich niedrig gehaltenen Bauten neben ihr und um sie herum, imposant aus und schien dem Pilger, der keine Mühe und Qual gescheut hatte, um zu ihr zu gelangen, einen stolzen Willkomm zuzurufen und ihn aufzufordern, niederzufallen und ihrer schwerfälligen Masse in tiefster Verehrung seine abgöttische Huldigung darzubringen. Die Kaaba, welche zwar Kubus oder Würfel genannt wird, aber kein Würfel ist, denn ihre Höhe beträgt beinahe das Doppelte ihrer Länge und Breite, erregt durch diese ihre einfache Form, beim ersten Anblick unsere Überraschung. Die Seltsamkeit dieser Form des Gebäudes, dazu sein finsteres Aussehen, seine bevorzugte Lage mitten im Tempelhofe, die Heiligtümer, welche es umringen, die Scharen halbnackter Fanatiker, welche in wahnsinnigem Enthusiasmus bald vor ihr niedersinken, bald aufspringen, um sie und ihre Heiligtümer an Herz und Mund zu drücken, bald im verrücktesten Rennen um sie herumlaufen; dies alles verfehlt nicht, einen in seiner Seltsamkeit mächtigen, ich möchte sagen, grauenerregenden Eindruck hervorzubringen. Auch bei mir war dieser Eindruck nicht von Grauen frei. Ich war von dem Schauspiel, welches ich vor mir hatte, tief ergriffen. Eine finstere Dämonenburg erschien mir diese Kaaba, die wie ein koboldartiger Alp auf der Religion des Islam lastet und jeden freieren Aufschwung in ihr verhindert.

Aber, was auch meine Betrachtungen beim Anblick des größten Heiligtums des Islam sein mochten, äußerlich war ich genötigt, davor die größte Ehrfurcht an den Tag zu legen. Mein Führer rüttelte mich bald aus dem Nachdenken auf, in welchem er mich einen Augenblick unbehelligt gelassen, und mahnte mich an die Pflichten der Pilgerschaft, welche ich jetzt zu erfüllen hatte. Die erste dieser Pflichten war, daß ich bei dem zweiten „Thor des Grußes“ (denn es giebt



Abb. 28. Vornehme Araber.

eines am Eingang, und ein anderes mitten im Hofe der Moschee) die zweimalige Verbeugung zu Ehren der Kaaba machen mußte. Dann schritt ich durch dies zweite Thor des Grußes, welches ein gänzlich freistehender, runder, etwa 6 m hoher Bogen ist, nach den sogenannten „Fußstapfen Abrahams“, welche direkt auf dem Wege vom Thor des Grußes nach der Kaaba liegen. Dort mußte ich das „Allahu Akbar“ (Gott ist groß), und das „La Illaha il Allah“ (es giebt keinen Gott außer Gott) sprechen.

Kaum hatte ich diese Formeln gesprochen, als zwei Diener der Moschee mit Krügen voll Wasser, aus dem links von Abrahams Fußstapfen gelegenen Semsembrunnen, auf mich zukamen und mir von der heiligen Flüssigkeit zu trinken gaben, wofür sie natürlich eine Vergütigung erhielten, denn nichts ist in der Mesdschid el Haram umsonst, selbst für die Luft, die man einatmet, muß gewissermaßen gezahlt werden. Dieses Wasser, welches sehr viel wunderbare Eigenschaften haben mag, besitzt jedoch nicht die dem Trinker willkommene Eigenschaft, genießbar zu sein. Es ist bitter und hat viel mineralische Bestandteile, die ein anderes gutes Trinkwasser nicht zu haben pflegt. Aber es ist ein Wunderwasser; wer es trinkt, der ist des Paradieses gewiß und genießt auch auf Erden schon eine Menge von Vorzügen, die mir nun alle zu teil werden sollten, von denen ich jedoch leider nicht viel zu spüren bekam. Indes dem Semsembrunnen selbst durfte mein Besuch jetzt noch nicht gelten. Zuerst mußte ich den schwarzen Stein küssen und den Tuaf, den Umlauf um die Kaaba, machen. Wir näherten uns also der Kaaba und zwar ihrer östlichen Ecke, wo der berühmte Hadschar el assuad, d. h. der schwarze Stein, sich eingemauert befindet. Anfangs konnte ich ihn jedoch wegen des dichten Gedränges von Pilgern, das ihn umringte, nicht sehen, und mußte Ssadak aufs Wort glauben, daß er hier vorhanden sei. Da dieser Stein aber etwa 2 m über dem Boden eingemauert ist, und die ihn umringenden Pilger meist klein waren, so bekam ich ihn nach kurzem Warten doch von Zeit zu Zeit zu Gesicht, wenn gerade ein besonders kleiner Pilger vor ihm stand. So viel ich jetzt unterscheiden konnte, so war er nur etwa 20 cm lang, etwa ebenso breit, seine Farbe ein schmutziges Schwarzbraun, außerdem schien er mit einem schwarzen Cement überzogen.

Zu ihm zu gelangen, das war jedoch wegen der ihn umlagernden, ihn umknieenden und ihn küssenden Pilgerscharen vor der Hand nicht möglich. Wie eine Mauer unbeweglich, so standen die Leiber dieser Pilger da. Da ihre Gesichter alle dem schwarzen Stein

zugekehrt waren, so sah man nichts als die knochigen Schultern, die kahlen Scheitel und die schmutzigen Lumpen. Man fühlte freilich desto mehr. Denn der schwarze Stein ist nicht nur ein Sammelpunkt der Mohammedaner aus allen Weltteilen, sondern leider auch dessen, was sie mitbringen, nämlich des Ungeziefers aus allen Himmelsgegenden.

Nachdem ich etwa eine Viertelstunde umsonst gewartet hatte, daß sich das Pilgerheer verlaufen oder doch etwas lichten möge, fing die Geduld an, mir endlich ein wenig auszugehen. Ich verwünschte die fanatische Beharrlichkeit, mit welcher diese Pilger den Stein umlagerten und gleichsam von ihm Besitz genommen hatten. In meiner Ungeduld fragte ich den Führer, ob es denn kein Mittel gebe, um die Pilger zum Aufstehen zu bringen. Ssadak erwiderte mir zu meiner Freude, es gebe allerdings ein solches Mittel, sogar zwei Mittel, das eine ein gewaltsames, das andere eine List. Das gewaltsame Mittel, nämlich das, die Pilger vom Heiligtum fortzustoßen, könnten wir freilich nicht in Anwendung bringen. Aber da bliebe noch die List übrig.

„Welche List?“ fragte ich.

„O,“ erwiderte Ssadak, „eine sehr unschuldige List. Sie wird Dich jedoch einen Rial (spanischen Thaler) kosten, wenn Du sie anwenden willst.“

Neugierig, die versprochene List kennen zu lernen, gab ich dem Führer den Rial, und nun ging er, mich einen Augenblick allein lassend, nach dem etwa zwanzig Schritt entfernten Semsembrunnen und erschien bald darauf wieder und zwar diesmal in Gesellschaft von vier kräftigen Kerlen, welche er dicht hinter die den schwarzen Stein umringende Pilgerschar führte und daselbst aufstellte.

Auf ein Zeichen von Ssadak begannen nun diese vier Burschen mit der vollen Kraft ihrer tieftönenden Baßstimmen folgendes zu rufen:

„O ihr Pilger! Ein frommer Mann, den Gott segnen möge, hat dem Heiligtum ein Opfer dargebracht, damit ihr alle vom Wasser des geweihten Semsembrunnen umsonst trinken möchtet. Kommt herzu, ihr Pilger! Wer Wasser des heiligen Brunnens trinken will, der komme! Allah hat es euch gespendet!“

Das war die List, welche mir Ssadak vorgeschlagen hatte, und diese List gelang vollkommen. Denn die meisten der hier anwesenden und den Stein umlagernden Pilger waren arme Leute. Diese wollten natürlich eine so schöne Gelegenheit, um das Semsemwasser, für

welches man sonst immer zahlen muß, unentgeltlich zu trinken, nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Deshalb konnte ich nun zu meiner großen Freude sehen, wie die meisten von ihnen aufsprangen und den Dienern des Brunnens folgten, die sie mit dem heiligen Naß tränken sollten. Es waren zwar noch Scharen anderer Pilger da, welche alle ebenfalls des Augenblicks harrten, wenn sich die Menge lichten würde, und die nun auf den schwarzen Stein zuströmten; aber da ich im Vordergrunde der Reihen, welche die ersten Andächtigen umringt hatten, stand, so kam ich nun fast ohne mein eigenes Zuthun, lediglich durch das Vorschieben der hinter mir Stehenden, zu einem Platze dicht vor dem Stein, indem mich der drängende Schwarm gerade in die erste Reihe derjenigen schob, welche den Hadschar el assuad nun umlagerten.

Ich befand mich jetzt also in unmittelbarer Berührung mit dem größten Heiligtum des Islam, das nach der Sage im Anfange der Welt kein Stein, sondern ein lebendes Wesen und zwar ein Engel im Paradiese gewesen war, das mit Adam, und zwar diesmal als Stein, jenen Ort der Freuden verlassen und nun seinen Platz im heiligen Hause der Kaaba gefunden hatte.

Der Stein war von schwarzbrauner Farbe, von einem gleichfarbigen Cement überzogen, der jedoch vorne durch eine Lücke den Stein selbst gewahren ließ; seine Form schien elliptisch, seine größte Längenausdehnung mag vielleicht 24 cm, seine größte Breite vielleicht 16 cm betragen. Offenbar besteht er aus mehreren Stücken. Aber alle diese Stücke sind sorgfältig durch Kitt, durch den sie bedeckenden, einige Centimeter dicken Cement, und außerdem noch durch einen soliden silbernen Rahmen zu einem Ganzen vereinigt. Die Oberfläche des Steines ist durch das viele Küssen von schmutzigen Pilgerlippen und das Daranreiben ihrer Hände ganz poliert und mit einer glänzenden Fettkruste überzogen, so daß er fast wie schönpolierter, schwarzer oder schwarzbrauner Marmor aussieht. So ekelhaft es mir auch vorkommen mochte, so mußte ich ihn doch nun küssen, was ich nicht ohne großen Widerwillen that. Dann mußte ich beide Hände daran reiben, ihn mit der Stirne, mit den Wangen und dem Kinn berühren, was alles Ssadak mir vormachte, wobei ich ein kurzes Gebet sprach. Nach Verrichtung desselben küßten wir noch einmal den Hadschar el assuad, rieben nochmals Stirn und Hände daran und verließen ihn endlich, um den Umlauf um die Kaaba zu machen, indem wir nicht ohne große Mühe uns aus dem Gedränge herauswanden, welches den heiligen Stein umgab, denn erst nach dem Umlauf darf der

Pilger in die Stadt gehen, sich eine Wohnung suchen und ausruhen von den Anstrengungen der Pilgerreise.

20.
Arabische Rosse.

— William G. Palgrave —

Während meines Aufenthaltes in Riad, der Hauptstadt des Wahhabiten-Reiches, fand sich endlich auch die Gelegenheit, einen Blick in die königlichen Marställe zu thun, was ich schon längst gewünscht hatte, denn die nedschdäischen Pferde stehen in der allgemeinen Meinung eben so hoch über allen anderen ihrer Art in Arabien, wie die arabische Rasse im allgemeinen über der persischen, indischen oder der vom Vorgebirge der guten Hoffnung. In Nedsched ist die eigentliche Heimat, der wirkliche Typus des arabischen Rosses. So wenigstens hörte ich überall. Jedenfalls war unter allen Stutereien in Nedsched die König Feisals unbestritten die erste, und wer diese gesehen, hat ohne Zweifel die schönsten Exemplare der Pferdezucht in Arabien, vielleicht der ganzen Welt, gesehen.

Eine Stute war von einem andern Pferde unter der Schulter gebissen worden, und die Wunde, schlecht behandelt, war in Eiterung übergegangen, bei der die erfahrensten nedschdäischen Pferdeärzte keinen Rat wußten. Eines Morgens, als ich mit 'Abd-Allah, dem Oheim des Königs, in dessen Privatgemache saß, kam ein Stallknecht, um dem Prinzen den gewöhnlichen täglichen Bericht über die Ställe abzustatten. 'Abd-Allah wandte sich zu mir und fragte, ob ich die Kur unternehmen wollte. Mit Freuden nahm ich den Vorschlag an, die Patientin zu besuchen und die Wunde in Augenschein zu nehmen, doch sagte ich sogleich, daß ich mich auf eine weitere Behandlung nicht einlassen könnte, weil diese in das Bereich der Tierarzneikunde gehöre. Der Prinz gab darnach seine Befehle, und am Nachmittag klopfte ein Stallknecht an unsere Thüre, der mich geradeswegs in die Ställe führte, welche außerhalb der Stadt liegen. Sie nehmen einen großen viereckigen Platz ein, etwa 200 Schritt lang und eben so breit, im Centrum offen, mit einem langen Schuppen ringsherum an den innern Wänden, unter welchem die Pferde, etwa dreihundert, als ich sie sah, in der Nacht angebunden werden. Bei Tage können sie in dem mittlern Hofe nach Belieben ihre Beine strecken. Die größere

Anzahl lief sonach frei herum, einige jedoch waren an ihren Ständen angebunden; einige, aber nicht viele, hatten Decken über. Der starke Tau erlaubt nicht, daß man sie unbeschützt der Nachtluft aussetzt. Auch der Nordwind soll den Tieren hier zuweilen sehr schädlich sein. Etwa die Hälfte der königlichen Stuterei war hier, die übrigen waren auf der Weide. Die Gesamtzahl der Pferde Feisals wird auf sechshundert und darüber gerechnet. Kein Araber wird ein Pferd am Halse anbinden; ein Spannseil ersetzt die Halfter; und ein Hinterbein des Tieres ist um die Fessel mit einem leichten eisernen Ringe umgeben, der mit einem Vorlegeschloß versehen ist und mit einer etwa $^2/_3$ m langen eisernen Kette zusammenhängt, an deren Ende sich ein Seil befindet, welches durch einen eisernen Pflock am Boden befestigt wird; dies ist die gewöhnliche Art. Bei unruhigen und wilden Tieren wird ein Vorderbein auf ähnliche Weise gefesselt. Bekanntlich aber sind in Arabien die Pferde bei weitem seltener boshaft oder widerspenstig als in Europa.

Ich hatte nie eine so hübsche Sammlung von Pferden gesehen oder geträumt. Ihr Wuchs war allerdings etwas niedrig; ich glaube kaum fünfzehn Handbreit hoch; im Durchschnitt vielleicht vierzehn, wie mir schien; aber sie waren so außerordentlich wohlgebildet, daß der Mangel an Größe durchaus nicht als ein Fehler erschien. Merkwürdig voll an den Schenkeln, zierlich geschweiften Schultern, ganz wenig satteltiefem Rücken, genau die Kurve, welche Spannkraft ohne irgend welche Schlaffheit anzeigt; ein oben breiter Kopf, der nach der Nase spitz zuläuft; ein höchst kluger und doch außerordentlich sanfter Blick, volles Auge, scharf gespitztes Ohr, Beine hinten und vorn wie aus Eisen getrieben, so rein und doch so schön mit Sehnen durchflochten; ein hübscher, runder Huf, ganz wie ihn der harte Boden verlangt; der Schweif in einem vollkommenen Bogen geworfen, das Fell glatt und glänzend; die Mähne lang, aber nicht übermäßig voll, und eine Haltung und Schritt, als ob sie sagen wollen, „seht nur, wie schön ich bin". Die vorherrschende Farbe war kastanienbraun oder grau; fuchsfarbe, eisenfarbe, weiß oder schwarz waren weniger häufig, ganz braun, gefleckt oder gesprenkelt gar keins. Wenn man aber fragt, welches sind nach allem die spezifisch unterscheidenden Punkte des nedschdäischen Pferdes, so muß ich antworten, die geschweifte Schulter, die außerordentliche Reinheit der Schenkel, die voll gerundeten Hüften, obwohl auch alle übrigen Teile eine Vollkommenheit und Harmonie haben, wie mir wenigstens sonst nirgends vorgekommen.

Es ist unnötig zu sagen, daß ich auf meiner Reise oft Gelegenheit hatte, Pferde genau zu betrachten. In Hâ'jel und Dschebel Schomer fand ich sehr schöne Exemplare der gewöhnlich sogenannten arabischen Rasse, eine sehr schöne Zucht, von der zuweilen einzelne Stücke von europäischen Fürsten und reichen Leuten mit ungeheuren Summen bezahlt werden. Bei allen ihren Vorzügen sind diese Pferde doch weniger systematisch zierlich, und ich erinnere mich nicht, jemals eines gesehen zu haben, das nicht irgend einen kleinen Fehler gehabt hätte, wie etwa eine kleine Erhöhung der Schulter, einen fehlerhaften Huf, zu kleines Auge u. dgl. Auch ihre Höhe ist sehr verschieden; manche haben sechzehn Handbreit, manche kaum vierzehn. Jedermann kennt die gewöhnliche Einteilung ihres Stammbaumes: Manaki, Siklawi, Hamdani, Torejsi u. s. w. Die Beduinen verfehlten auch nicht, ihre oft wiederholten Legenden über Salomos Marstall zu erzählen. Aber ich bin sehr geneigt, den größten Teil dieser Stammbäume, und noch mehr das Alter ihres Ursprungs, als verhältnismäßig neue Erfindung zu betrachten, die nur wenig Glauben verdienen. Als ich erst in Schomer angekommen war, hörte ich nichts mehr von Siklawi, Delhami und anderen Genealogieen, und von den Ställen Salomos wußte man so wenig wie von denen des Augias. In Nedsched wurde mir versichert, daß niemals lange Stammbäume geführt würden, und daß man nach nichts weiter frage, als ob Vater und Mutter gut seien; was Salomo anbelangt, sagte mein Führer, so würde er wahrscheinlich lieber Pferde von uns genommen haben, als wir von ihm; eine Bemerkung, die bei dem, welcher sie machte, auf einen gewissen Grad von historischer Kritik schließen läßt.

Die echte nedschdäische Rasse, so weit ich gefunden habe, trifft man nur in Nedsched selbst, und auch hier sind diese Tiere nicht in jedermanns Besitz; nur Häuptlinge und Leute von bedeutendem Reichtum und hohem Rang besitzen welche. Auch werden sie niemals verkauft, so wenigstens sagen alle; und als ich fragte, wie man ein Pferd erwerben könne, wurde mir geantwortet, „durch Krieg, Vermächtnis oder Geschenk“. Auf letztere Weise allein ist es möglich, daß ein vereinzeltes Exemplar über die Grenzen von Nedsched kommt, und auch dies ist ein seltener Fall; und wenn die Politik verlangt, daß nach Ägypten, Persien oder Konstantinopel ein Geschenk geschickt wird, so werden niemals Stuten geschickt, sondern die dürftigsten Hengste zu diesem Zwecke ausgelesen, die noch immer anderwärts für wirkliche Schönheiten gelten.

Nach vielen Fragen kam ich zu dem Schlusse, daß die Gesamt-

zahl der Pferde in Nedsched nicht über fünf Tausend betragen kann und vielleicht diese Zahl noch nicht erreicht. Der Umstand, daß hier die Zahl derer, welche auf Pferden reiten, in einer Armee ganz unbedeutend ist, im Vergleich zu denen, welche auf Kamelen reiten, kann als Bestätigung angeführt werden, namentlich da in Nedsched die Pferde ausschließlich für Krieg und Parade gebraucht werden, während alle Arbeit mit Kamelen, zuweilen mit Eseln verrichtet wird. Über den vertraulichen Verkehr der Araber, insbesondere der Beduinen, mit ihren Stuten sind hübsche Geschichtchen erzählt worden; wie das Füllen mit den Kindern des Hauses spielt, mit seinem Herrn ißt und trinkt, und wie er es pflegt, wenn es krank ist und das Tier ihm bei Gelegenheit dieselben Dienste leistet. Das arabische Pferd ist allerdings ein ungleich sanfteres und im allgemeinen klügeres Tier als die im Stalle aufgezogenen Pferde in Europa, was allerdings nicht anders sein kann. In enger Berührung mit dem Menschen und sich eines freien Gebrauchs seiner Sinne und Glieder erfreuend, kann das arabische Pferd alle guten Eigenschaften des Instinkts und guten Blutes frei entwickeln. Sicher aber würde ein Araber sein Pferd über die Nase hauen, wenn es sie in seinen Topf stecken wollte. Ich will nicht sagen, daß die hübschen Geschichtchen, welche von einem Buche in das andere gehen, nicht hie und da vorgekommen sein können, ich aber habe nie etwas dergleichen gesehen oder gehört.

Die nedschdäischen Pferde sind besonders wegen ihrer Schnelligkeit und Ausdauer berühmt; in letzterer Beziehung namentlich kommen ihnen keine anderen gleich. Vierundzwanzig Stunden unterwegs zu sein, ohne zu trinken und ohne zu erschlaffen, ist sicher etwas; aber derselben Enthaltsamkeit und Kraftanstrengung unter dem brennenden arabischen Himmel achtundvierzig Stunden in einem Zuge fort, sind nur Tiere dieser Rasse fähig. Außerdem haben sie eine Zartheit, ich kann nicht sagen des Maules, denn sie werden gewöhnlich ohne Gebiß und Zaum geritten, sondern der Fühlung mit Knie und Schenkel, und gehorchen auf den leisesten Druck und auf die Stimme des Reiters bei weitem besser als unsere noch so kunstvoll zugerittenen Schulpferde. Ich habe manches Pferd, vom Besitzer aufgefordert, geritten, ohne Sattel, Zügel oder Steigbügel, in vollem Galopp, herumgeworfen, mitten im schnellsten Laufe stehen lassen, alles, ohne die geringste Schwierigkeit oder den geringsten Mangel an Korrespondenz zwischen den Bewegungen des Pferdes und meinem eigenen Willen: der Reiter fühlt sich auf dem Rücken dieser Tiere selbst als die Hälfte

eines Centauren, nicht als ein besonderes Wesen. Dies kommt hauptsächlich von dem arabischen System des Zureitens, welches dem europäischen bei weitem vorzuziehen ist und das Pferd ungleich gefügiger macht. Schnelligkeit allein bei einem Pferde, ohne diese Eigenschaften, wird auch wenig geschätzt, da sowohl bei einem arabischen Wettrennen, als bei Verfolgung und Flucht im Kriege, Kreuzsprünge bei weitem mehr in der Regel sind, als geradeaus reiten, wenigstens eine Strecke weit. Dieselbe Dressur ist auch für das Dscherîd sehr nötig, dem Turnier des Orients. Ich muß hinzufügen, daß auf den steinigen Plateaus in Nedscheb die Pferde immer beschlagen werden, das Hufeisen ist aber plump und schwer.

Nach einer köstlichen Stunde, die ich zwischen den Tieren auf- und abgehend verbrachte, untersuchte ich die fragliche eisengraue Stute, sah eine andere, die nicht fressen wollte, verordnete etwas, das, wenn es nichts nutzte, sicherlich nichts schaden konnte, und verließ dann nicht ohne Bedauern die Ställe.

II.

Iran und Turan.

1.
Persiens Hauptstadt Teheran.

— J. E. Polak —

Wenn sich der Reisende einer europäischen Hauptstadt nähert, so mahnen ihn die vielfach konvergierenden und sich kreuzenden Straßen, das muntere oder tumultuarische Treiben der zu- und wegfahrenden Wagen und Kutschen, die reichen Dörfer und Flecken, die städtische Tracht, Gesittung und Verfeinerung der Bewohner, die Fabrikgebäude und endlich der Anblick von Monumenten, ausgedehnten Friedhöfen, hervorragenden Türmen und Kuppeln, daß er sich gegen das Centrum des Landes bewege. Nichts von alledem darf man bei Teheran erwarten. In einer schlecht bewässerten Ebene gelegen, nahe dem Rande der Wüste, ohne alle Straßen und Verbindungswege, außer denen, welche der Tritt der Saum- und Lasttiere bezeichnet hat, bietet die Stadt kein öffentliches hervorragendes Gebäude, keine Türme und Minarets, keine hochgewölbten Moscheeen; die Häuser aus grauem Thon und die flachen, fahlen Dächer geben ihr den Anblick einer Gruppe von unregelmäßigen Erdhügeln. Dörfer befinden sich zwar zahlreich in der Umgegend, aber sie sind wie Oasen in der weiten Ebene zerstreut oder am Fuße des Elburz durch eine Hügelkette maskiert. Die Stadt hat keine Industrie, daher auch kein Fabrikgebäude, der Handel beschränkt sich rein auf das lokale Bedürfnis, daher kein lebhaftes Zuströmen von Waren; kurz nichts erinnert an eine Großstadt. Als ich bei meiner Ankunft in unmittelbare Nähe der Stadt gelangt war, ja als ich bereits die Thore passiert hatte, wegen Unkenntnis der Sprache aber keine nähern Erkundigungen einziehen konnte, schien es mir unglaublich, daß ich wirklich die Residenzstadt vor mir hätte.

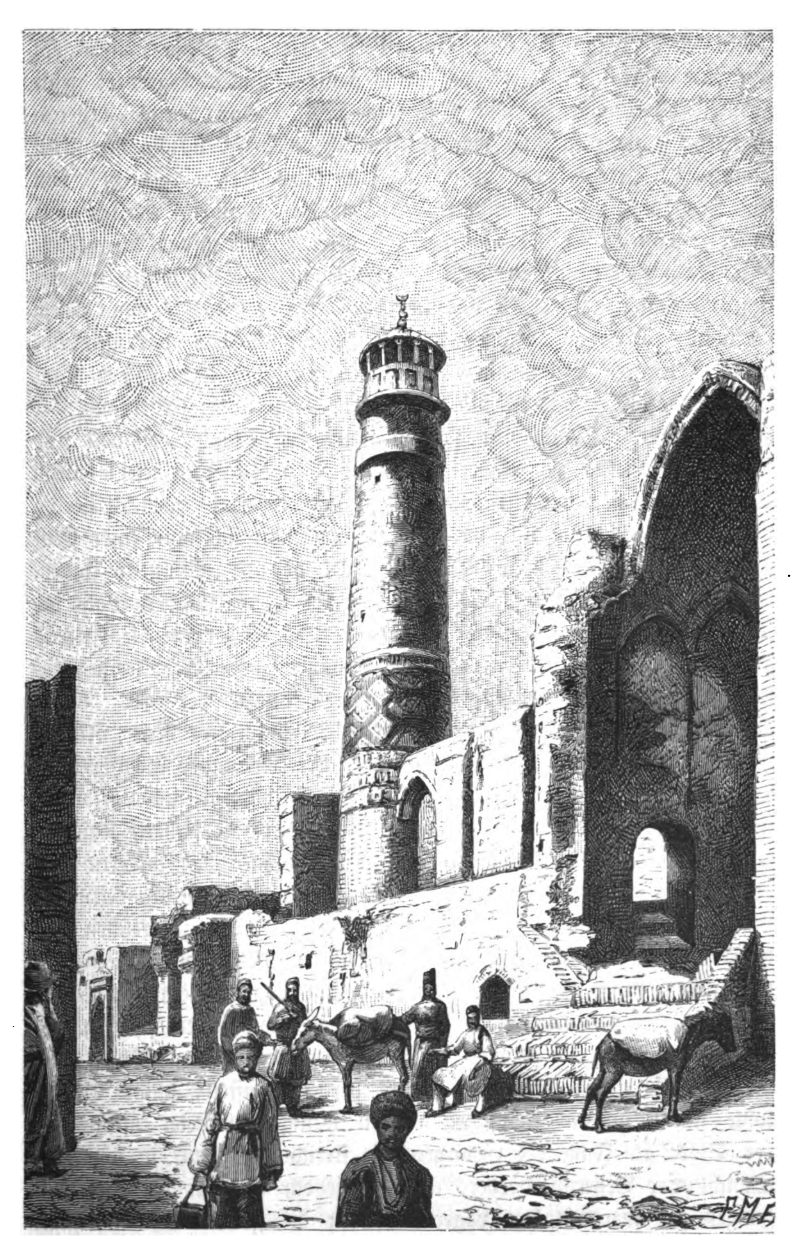


Abb. 29. Straße in Teheran.

Teheran, in der trockenen Hochebene am südlichen Abhang der Elburzkette, 1100 m über dem Meeresspiegel gelegen, bildet ein unregelmäßiges Polygon, von neun geraden Linien begrenzt; seine größte Ausdehnung ist von Ost nach West. Das heutige Teheran ist streng genommen nur eine Fortsetzung oder Verrückung der alten mächtigen Stadt Rages, welche vielfach durch Kriege verheert, von den Mongolen unter Dschingis und Tamerlan zerstört, endlich ganz unter Trümmer begraben wurde, und deren Wiederaufbau Aberglaube und Vorurteil verhinderten, da die Sage ging, sie sei wegen ungastlicher Aufnahme eines Nachkommen des Propheten Ali von diesem verflucht. Dagegen vergrößerte sich allmählich das daranstoßende Dorf Teheran. Bekanntlich wählte der Gründer der jetzigen Kadscharendynastie, Chadsche Mehmed Aga, nach dem Untergang der Herrscherfamilie Zend, mit Hintansetzung der Städte Ispahan und Schiraz, Teheran zur Residenz. Denn er wollte vor allem seinem Stamm, welcher um Astrabad seßhaft und an Zahl ziemlich gering war, näher sein, um bei einem etwaigen Handstreich oder einer Empörung nötigenfalls in dessen Mitte Zuflucht und Schutz zu finden. Dazu mochte ihn wohl auch die Lage des Orts zu der Wahl bestimmen. Denn wie trostlos unfruchtbar und wasserarm die Gegend auch zu sein scheint, so ist doch die Ernährung der Bevölkerung daselbst leichter als an irgend einem anderen Punkte Persiens. Durch das nahe Gilan und Masanderan wird die Stadt mit Reis, Fischen und Südfrüchten, durch die Chamse mit Getreide und Hülsenfrüchten, durch die Nomaden vom Elburz, Elwend, Demawend und Laridschan mit Vieh und den beliebten Milchprodukten, durch Ispahan, Kaschan, Kum und deren Umgebung mit Trauben, Melonen und anderm Obst versorgt. Das mangelnde Wasser kann leicht durch künstliche Leitungen mittels unterirdischer Kanäle beschafft werden. Die zahlreichen Gebirgsdörfer am Fuße und in den Thälern des Elburz bieten die herrlichsten Plätze für Sommerquartiere und Lager; die fetten Triften von Laar geben hinreichendes Futter für die königlichen Pferde; der Bedarf an Holz und Kohlen ist durch Anbahnung von Wegen aus den Urwäldern am kaspischen Meere herbeizuschaffen; schöne Glanzkohle findet sich in mächtigen Lagern wenige Kilometer östlich von der Stadt am Fuße des Gebirges; sie streicht zwar nur in schwacher Schicht vor Teheran vorbei, erscheint jedoch an den südlichen Abhängen in unermeßlichen Lagern wieder; die grauen Marmorhügel bei Rages liefern einen vortrefflichen Bau- und Kalkstein, weiterhin ziehen sich mächtige Gipslager, der Thon ist plastisch und eignet sich

zum Erdbau. Diese letztern Umstände, obwohl sie bei der Wahl der Hauptstadt gewiß am wenigsten berücksichtigt wurden, hatten auch den Bestand der alten, volkreichen Stadt Rages ermöglicht, welche zwar unter günstigern Bodenverhältnissen gelegen und vor den Westwinden mehr geschützt war, aber doch nur den erwähnten Vorteilen ihre Größe verdankte.

Im Umfang von 8 km ist die Stadt Teheran durch einen Erdwall aus gestampftem Lehm, worauf hundert Türme errichtet sind, und von einem Graben umgeben. Ein östliches, ein nordöstliches, zwei südliche und zwei nördliche Thore — das eine der letztern ist das Citadellenthor — führen in das Innere.

Teheran macht Anspruch darauf, eine Festung von Bedeutung zu sein; der Kriegsminister fragte einst alles Ernstes einen österreichischen Offizier, ob Österreich eine ähnliche Festung besitze. Und doch sind die Mauern von Wasserrissen so abgeschwemmt, daß einzelne Personen im geheimen den Weg über sie nehmen, ja an einer Stelle, wo die Wasserleitung durchzieht, hat sich die lustige Jugend einen bequemen Eingang gesucht; die Türme sind halb verfallen und würden kaum dem ersten gutgezielten Kanonenschuß widerstehen. Dies veranlaßte einen unserer Offiziere zu der Äußerung, Teheran könne durch Feuerspritzen genommen werden. Der Graben ist halb ausgefüllt mit Resten abgenagter Skelette, mit Trümmern und Stadtkehricht. Die Thore sind zwar sehr massiv und die Schlüssel werden sorgfältig vom Stadtkommandanten bewahrt, so daß der Einlaß nachts nur mit dessen ausdrücklicher Erlaubnis erfolgen kann, und man, nach 10 Uhr vor den Thoren anlandend, im Freien übernachten muß; allein sie bewegen sich so schwerfällig und unsicher um ihre Zapfen, daß ein plötzlicher Einsturz derselben nicht zu den Seltenheiten gehört und während meines Aufenthalts sich zweimal ereignete. Gegen innere Meuterer und äußere Freibeuter gewähren diese Mauern allerdings einigen Schutz; sie sind daher für die Sicherheit der Citadelle, des königlichen Hauses und der Schatzkammer von Bedeutung.

Das innere Gebiet der Stadt zerfällt in die Citadelle, welche ihrerseits im Umfang von 2 km durch eine hohe Lehmmauer mit Turm und Graben eingefaßt wird, und in vier Stadtviertel, von denen das neueste, nordöstliche, auf Gartengrund gebaut, das wasserreichste, gesundeste und höchstgelegene ist; es heißt das Schemiraner Viertel. Das Viertel südlich von der Citadelle, das volkreichste, aber wasserärmste, enthält die Karawanseraien und Bazare. Das westliche

Viertel hat die meisten Paläste, wohingegen das südöstliche, das Viertel der Gruben und Pfützen, das ärmste und ungesundeste ist.

So wenig der Perser auf das Äußere der Häuser sieht, ebenso wenig Sorgfalt verwendet er auf die Anlage und die Weite der Gassen; sie sind eng, winkelig, unregelmäßig, oft sackartig endend. Der Mangel an Quergassen und Durchgängen nötigt zu großen Umwegen, und dieser Übelstand wird von Tag zu Tag greller, da es fast jedermann erlaubt ist, mit seinem Hause weiter vorzurücken und den schmalen Weg noch mehr zu verengen. An manchen Stellen können kaum zwei beladene Tiere einander ausweichen, so daß durch die vielen mit Stroh oder Holz bepackten Kamele und Maultiere die Kommunikation fortwährend gehemmt wird. Nach dem Grundsatz, daß die Gasse keinem und allen gehöre, werden vor den Häusern der Reichen Ladungen von Stroh, Getreide, Reis abgeladen, die oft stundenlang die Passage versperren. Dazu kommt noch die orientalische Sitte, wonach die Großen, von einem Schwarm von Dienern und Klienten begleitet, äußerst langsam sich vorwärts bewegen und jeder, der im Rang geringer ist, ausweichen, anhalten oder den Rückweg nehmen muß. Noch mehr tragen zur Erschwerung der Kommunikation die Wasserleitungen und Senkgruben bei. Die Stadt deckt nämlich ihren Wasserbedarf durch sechs verschiedene Leitungen, welche alle vom Fuße des Elburzgebirges ihren Ursprung nehmen. Bis zur Stadt sind sie überbaut. Vom Stadtgraben aus werden sie mittels einer Röhre von der Form eines Kamelhalses in das Innere der Stadt geführt. Hier fließt das Wasser in der Mitte der Straße teils ganz offen, teils nur halb überdeckt. Dieselben Kanäle dienen auch zum Abfluß der Regengüsse und der verschiedenen Wasch- und Abspülwasser der Stadt; daher verstopfen sie sich leicht, und es sind, um sie wieder flott zu machen, an verschiedenen Stellen in der Mitte der Straße Löcher angebracht. Die Lasttiere der Stadt, an diese Einrichtung gewöhnt, gehen vorsichtig daran vorbei; schwerbeladene Tiere vom Lande aber, besonders Kamele, treten häufig in die Löcher und brechen ein Bein. Besonders im Frühling, wenn durch Schnee und Regengüsse die Öffnungen verdeckt werden, ist die Passage für Tiere gefährlich, man muß dann dem Pferde freien Zügel lassen, damit es mit dem Fuße untersuchen und der Gefahr ausweichen kann.

Um Erde zum Baumaterial zu gewinnen, manchmal auch zum Zweck eines Abzugsschlauchs, werden häufig nahe den Häusern Senkgruben gegraben; man nimmt sich nicht immer die Mühe, sie zu be-

decken; sie bleiben offen und bilden ein ferneres Hindernis für die Passage. Werden sie bedeckt, so geschieht es nur mittels einiger dünner Balken und daraufgestreuter Erde; die schwache Decke sinkt bald wieder ein, und nun bleibt die Grube lange Zeit offen. Dennoch ereignet sich selten ein Unglücksfall, denn jeder sieht behutsam vor sich hin, und wer hineinfällt, hat das Unrecht, die nötige Achtsamkeit versäumt zu haben.

Nicht viel verschieden von der Teherans ist die Physiognomie der andern großen Städte Persiens. Überall dieselbe Bauart, dieselben Ruinen, derselbe Schmutz in den Gassen, und dasselbe Treiben und Leben in den Bazaren und Karawanserais. Überall Häuser im Verfall und andere im Aufbau. Eine Ausnahme bildet Ispahan, welches seine großartigen Ruinen, seine Moscheeen, Gärten, Brücken, Karawanserais, Bazare, Fabrikanlagen, sein Acker- und Gartenbau, seine Weingärten und Melonenfelder sehenswert machen.

So mußte ich 1857 urteilen. Indessen 25 Jahre später führte mich mein Schicksal zum zweitenmal nach Teheran. Wie erstaunte ich über die Veränderung, die sich inzwischen vollzogen hatte! Das alte Teheran, wie ich es beschrieben habe, war verschwunden oder vielmehr, es fand sich nur noch in den größeren Städten der Provinz wieder, an denen keine erhebliche Änderung wahrzunehmen war. Die Hauptstadt selbst aber fand ich sehr gründlich umgestaltet: aus der echt-orientalischen war beinahe eine südeuropäische Stadt geworden. Die alten Stadtmauern waren niedergerissen und durch weite Erdwälle ersetzt, welche den Umfang der Stadt fast verdoppelten. An Stelle der früheren engen Gassen waren Boulevards und weite Plätze, alle mit Bäumen umsäumt, sogar einige öffentliche Gärten getreten. Viele Häuser waren erweitert und verschönert; überall fand ich weite Höfe und Gärten mit reicher Vegetation. Die meisten Straßen waren jetzt fahrbar.

Kaum geringere Umgestaltung zeigte die Teheraner Steppe. Früher ganz mit Rollsteinen und tiefen Wasserrissen bedeckt, wo kaum eine Straße für einen Wagen existierte, fand ich jetzt nach vielen Richtungen gebaute Straßen mit Alleeen und Berieselungs-Kanälen zur Seite. Auch die Zahl der Dörfer und Ansiedelungen hatte überall zugenommen: fast die ganze Steppe war in bebautes Land umgewandelt worden.

Und die Ursache? Ich fand zahllose neue Kanäle gezogen, um das Wasser allenthalben hinzuleiten. Sogar unterirdisch kreuzten sich die Schachte und Stollen: die persischen Bauern hatten sich als

wahrhafte hydraulische Künstler bewiesen. Nun wurde mir die hohe Blüte des Landes in den alten Zeiten verständlich. —

2.

Das persische Wohnhaus.

— J. E. Polak —

In Ländern, in denen Vielweiberei und Abschließung der Frauen herrscht, muß natürlich die Bauart des Wohnhauses eine besondere sein. Als Hauptgrundsatz gilt daher in Persien, daß die Häuser nach außen gegen die Gasse nur kahle Mauern zeigen, alle Pracht aber nach innen, gegen die Höfe und Gärten zu, entfaltet wird. Kein Fenster geht auf die Gasse; die hohen, erdfarbenen, von Regen zerfressenen Lehmwände, welche alle Häuser von außen umschließen, geben ihnen mehr das Ansehen von Hügeln oder kolossalen Schwalbennestern, als von menschlichen Wohnungen. Das Hausthor ist nicht über $2^1/_2$ m hoch; die Thür, mit großen eisernen Nägeln beschlagen, ist immer verschlossen und öffnet sich nur auf den Schlag eines daran befestigten Fallhammers. Man gelangt in eine kleine gewölbte Vorhalle, den Sitz des Thürhüters, und von dort in den viereckigen Hof des Männergemachs; denn jede Wohnung ist in zwei Abteilungen geschieden: in das Birun oder Männergemach, den Aufenthaltsort des männlichen Gesindes, wozu auch dem Fremden der Zutritt gestattet wird, und in den Enderun oder Harem, welcher nur den Frauen und dem Hausherrn zugänglich ist. Der Hof bildet ein Parallelogramm, an dessen drei Seiten, $^2/_3$ m über der Bodenfläche, Zimmer und Kabinette sich befinden. Die Zimmer sind alle getrennt und kommunizieren nicht miteinander, so daß man von einem ins andere nur durch den Hof gelangen kann, weshalb ein jedes mit einigen Stufen zum Aufgang versehen ist. Diese Zimmer dienen zur Wohnung für das Gesinde, zu Küche, Magazinen, Kaffee-, Thee- und Rauchkabinetten.

Gegenüber dem Haupteingang befindet sich der große Saal, wo der Herr des Hauses die Gäste empfängt und die Tagesgeschäfte abmacht. Er ist sehr hoch und geräumig, mit vielem Luxus ausgestattet, mit Wandmalereien geschmückt und mit den kostbarsten Teppichen bedeckt. Zu beiden Seiten des Saals führen Treppen auf



Abb. 30. Persisches Wohnhaus.

eine kleine Estrade, von wo der Eingang in den Saal stattfindet. Der Saal bildet ein Parallelogramm mit vorspringendem Raum gegen den Hof. Die vordere Wand besteht aus einem großen Fenster. Auf dieses Fenster wird viel Kunst und Sorgfalt verwendet, es kostet oft die Summe von 2000 Mark; die obere Hälfte desselben wird nämlich durch feingefügtes, einer zierlichen Stickerei ähnliches Holzwerk ausgefüllt, in verschiedenen geometrischen Figuren Sterne, Polygone und Flechtwerk der originellsten Art bildend, und dem Künstler liegt es ob, stets neue Muster zu erfinden, damit nie ein Fenster dem eines andern Hauses gleiche. In die Lücken des Flechtwerks werden verschiedenartig gefärbte Gläser eingesetzt, so daß der Gesamtanblick den Figuren eines Kaleidoskops entspricht. Die untere Hälfte der Fensterwand wird durch fünf bis sieben senkrechte Balkensäulen unterbrochen, in welchen sich schwere Coulissenfenster bewegen, die zwar einfacher, doch ebenfalls mit buntfarbigen Gläsern versehen sind. Diese kostspieligen Fenster bieten zwar einen imposanten Totaleindruck, doch lassen sie sich wegen ihrer Höhe und Zusammensetzung sehr schwer rein halten und waschen; auch habe ich nie bemerkt, daß ein Perser es notwendig fand, eine ähnliche Manipulation daran vorzunehmen. Daher füllen sich in kurzer Zeit alle Fugen mit Staub; die kleinen Glasstücke lösen sich ab, und der Wind pfeift dann ungehindert durch den Saal. Trotzdem wird nie ein Fenster ausgebessert, es wäre dies wider den Grundsatz der Perser. Im schlimmsten Falle werden die Lücken im Winter mit Papier verklebt.

Während des Tages werden die Fenster fast nie geschlossen, und es kommt dem Europäer sonderbar vor, im Winter bei offenen Fenstern ein lebhaftes Kaminfeuer brennen zu sehen. Das Schließen wäre auch wegen der vielen Lücken nur eitle Mühe. Dem schlechten Verschluß der Fenster und Thüren ist es zuzuschreiben, daß, obgleich die Erwärmung bei den ärmeren Klassen mittels eines Kohlenbeckens geschieht, doch Fälle von Erstickung durch Kohlengas fast unerhört sind. Dank dieser mangelhaften Einrichtung ist der Geruch in persischen Zimmern nie so penetrant wie in Europa in den Wohnungen der Armut.

Die Thüren bestehen aus zwei mit eleganten Arabesken, Vögeln und andern Tieren bemalten Flügeln. Sie haben eine wenigstens ein drittel Meter hohe Schwelle und sind so niedrig, daß der Europäer, der an diese Einrichtung nicht gewöhnt ist, entweder mit dem Schienbein oder mit dem Kopf anrennt. Sie drehen sich nicht in Angeln, sondern um Zapfen, und werden nicht mittels Riegel, sondern

durch ein Kettchen, oben an dem Querbalken, geschlossen. Des Anstands halber ist an jeder Thür ein Vorhang angebracht, bei den Armen aus leichtem Baumwollenstoff, bei den Reichen jedoch aus persischem oder indischem Shawl.

Durch das gleichzeitige Öffnen aller Thüren und Fenster, so daß die Luft ungehindert von allen Richtungen eindringt, wird der europäische Ankömmling oft sehr beängstigt, denn er fürchtet die Zugluft; allein dies ist etwas, das der Perser nicht begreifen kann, er hat in seiner Sprache kein Wort für Zugluft; von Jugend auf daran gewöhnt, fühlt er vom Zug keinen nachteiligen Einfluß. Dem Gast wird in heißen Tagen derjenige Ort als Ehrenplatz angewiesen, wo der Wind von allen Seiten durchstreicht und die Luft abkühlt. Tritt der Perser in ein geschlossenes Gemach, so ruft er aus: „Es ist erstickend!“ und läßt sogleich alle Zugänge öffnen.

Die innern Wände der Säle sind prächtig hergerichtet; eine Reihe Nischen mit reliefartigen Gewinden und Arabesken verziert, zieht sich daran hin. Diese Reliefs werden aus freier Hand mit Kohle gezeichnet und dann geschickt in Stuck abgeformt; ich sah deren viele in Ispahan, welche an Leichtigkeit und Eleganz der Zeichnung wie an Feinheit der Ausführung alle Vorstellungen überboten. Um die Nischen herum, wie an den Karniesen und Vorsprüngen, überall befinden sich Malereien, Blumensträußchen, Blütenbüschel, Vögel und Frauengestalten in lieblichen Verschlingungen darstellend, die zwar der Perspektive und des Schattens ermangeln, aber durch die anmutige Erfindung und die Frische der Farben einen besonderen Reiz gewähren. Den Glanzpunkt der Malerei und der Stuccaturarbeiten bildet der Plafond, auf dessen Ausschmückung die meiste Sorgfalt verwendet wird. Aus feinstem Spiegelglas gefügte künstliche Figuren wechseln hier mit bunten Gemälden in goldenen Rahmen, mit Porträts von Monarchen, Generalen, Frauen und Knaben, so daß das Ganze einem Quodlibet nicht unähnlich sieht. Ein solcher Plafond mit seinen Stuccaturen, Malereien und Vergoldungen kostet oft 5000 Mark, und bedenkt man dazu, daß die flachen Dächer selten einem anhaltenden Regen widerstehen, die durch Nässe entstehenden Beschädigungen aber niemals restauriert werden, so muß man über die Verschwendung staunen.

Der Estrich ist nicht gedielt, sondern nur mit einer glatten Gipslage überzogen; er wird mit den berühmten persischen Teppichen und Filzen bedeckt.

Bei den minder Wohlhabenden ersetzt die Stelle der teuern und

schweren Teppiche ein steifes, festes, buntfarbiges Gewebe, welches sehr dauerhaft, zum Niedersitzen auf persische Weise aber nicht weich genug ist.

Ist ein Zimmer gehörig mit Teppichen versehen, so ist es auch nach persischen Begriffen vollkommen möbliert, denn von Möbeln und ihrem Gebrauch versteht der Perser nichts. Er schafft wohl, in Nachahmung der Europäer, einige Sessel an, macht aber fast nie Gebrauch davon; geschieht es ja einmal, so vergißt er sich beim Niedersetzen, schlägt die Beine unter und hat dann beim Aufstehen die größte Pein, sich zu erheben und das Gleichgewicht zu behalten. Als Schränke dienen die in den Mauern angebrachten Nischen; in diese werden die zum täglichen Gebrauch bestimmten Kleider, in Tücher eingewickelt, hineingelegt, während der übrige Vorrat in Koffern aufbewahrt wird.

Unter dem Saal befindet sich ein kellerartiges Gemach, der gewöhnliche Aufenthalt des Persers während der heißen Sommertage. Es herrscht darin eine angenehme Kühle, die jedoch dem Europäer nicht zusagt. Abends und nachts ist der Aufenthalt darin auch dem Perser absolut schädlich, welcher ihn dann mit jenem auf dem Dache vertauscht.

Für die Heizung wird, wie in allen südlichen Ländern, sehr wenig Sorge getragen; nicht etwa daß es in Persien nicht kalt oder die Kälte nicht empfindlich wäre, aber sie dauert zu kurz, und sich wegen einer vorübergehenden Ungemächlichkeit in Mühe und Unkosten zu versetzen, das widerstrebt der Natur des Persers. Europäische Öfen behagen dem Perser nicht, denn er findet sich unbehaglich in geschlossenen Räumen, er klagt über stickende Luft und den unerträglichen Ofendunst. Dagegen liebt er die europäischen Kamine. Auf den ausgebrannten Kohlen pflegt er sich das in Stückchen geschnittene und auf den Spieß gesteckte Fleisch selbst zu braten, ein Geschäft, welches sogar der Schah zuweilen höchst eigenhändig verrichtet. Die Dächer sind, wie erwähnt, flach und bestehen aus einer dicken Schicht Thonmörtel, der mit Stroh gemischt, dann gestampft und gewalzt wird. Während der heißen Sommernächte bieten sie die angenehmste Schlafstelle. Da die Luft fast beständig trocken ist, schadet das Schlafen auf dem Dache nicht, nur muß man sich gehörig zudecken, weil ohne Vorsicht die plötzliche Abkühlung der Luft nach Mitternacht leicht Fieber erzeugt.

Gegen Sonnenuntergang begeben sich alle Bewohner des Hauses einschließlich der Frauen auf das Dach. Aus diesem Grunde bestimmt das Gesetz, daß jedes Haus zur Abwehr neugieriger Blicke mit über-

ragenden Feuermauern versehen sei, sowie es auch streng verboten ist, die Augen auf ein fremdes Dach hinüberschweifen zu lassen. Desgleichen ist es verboten, ein Haus so hoch anzulegen, daß man von dessen Dach das des Nachbars überschaut. Von dem Männergemach oder manchmal schon von dem Hauptthor aus führt ein Gang zum Frauengemach. Dieser Gang, häufig im Zickzack angelegt, ist am hintern Ende mit einem Vorhang verschlossen, welcher die Grenze der Weiberabteilung bezeichnet, und nur von Frauen, Eunuchen, dem Ehemann und auf jeweilige specielle Erlaubnis vom Arzte gelüftet werden darf. Auf Anfrage hebt der Eunuch den Vorhang und ruft „Bis millah!“ (Im Namen Gottes!); der Vorhang fällt nieder, und man befindet sich im Enderun. In Bauart und Einteilung unterscheidet sich das Enderun wenig vom Birun, nur sind die Höfe zur Unterkunft der vielfachen Frauenwirtschaften mannigfaltiger, die Zimmer der Favoritefrau pompöser eingerichtet, die Seitenteppiche zuweilen auch mit kostbarem indischen Shawl bedeckt, die Thürvorhänge von Shawl oder von gemusterter Seide. Besonders auffallend ist die in der Nische und auf den Gesimsen stehende Menge von bemaltem Glas und Porzellan, chinesischer wie europäischer Arbeit! Spiegelchen, Schüsseln, Thee- und Milchkannen, Schalen, Becher und Näpfe in den verschiedensten Größen, Formen und in den buntesten Farben.

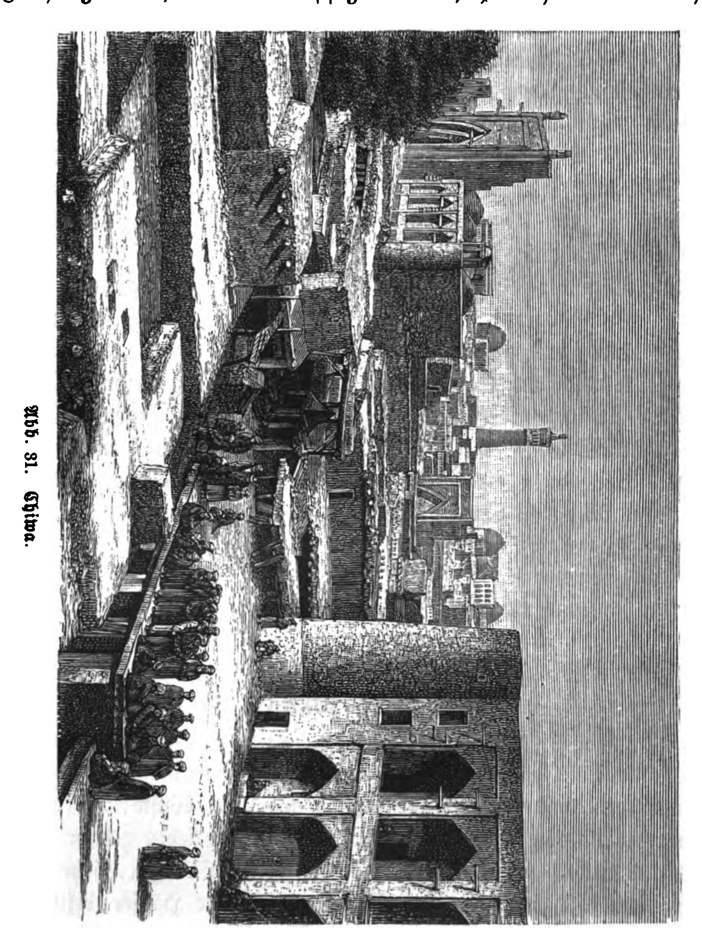
3.
Auf dem Oxus.

— Hermann Vámbéry —

Zwischen Gömüschtepe und Chiwa war die Wüste, die unsere Pilgerkarawane vom kaspischen Meere an zu durchziehen gehabt hatte, endlich zu Ende. Hier trafen wir die ersten Ösbegen, sehr gute Leute; denn als wir der Landessitte gemäß ihre Häuser besuchten, hielten wir durch die ihnen erteilten Segensspendungen eine reiche Ernte.

Nachdem wir uns ein wenig ausgeruht hatten, ging es der Hauptstadt zu, wir passierten Gasavat, wo eben Wochenmarkt war und der erste Anblick von chiwaischem Leben sich darbot, und übernachteten auf einer Wiese vor Scheichlar Kalesti, wo ich die größten und unverschämtesten Mücken in meinem Leben getroffen habe. Kamele

und Reisende wurden die ganze Nacht gepeinigt, und es war mir nicht am besten zu Mute, als ich morgens, ohne auch nur ein Auge zugethan zu haben, mein Kamel besteigen mußte. Glücklicherweise wurde die Qual der Schlaflosigkeit unter dem Eindruck der schönsten Frühlingsnatur, die immer üppiger wurde, je mehr wir uns Chiwa


Abb. 31. Chiwa.

näherten, bald vergessen. Denn Chiwas Umgebung mit seinen kleinen burgförmigen Gehöften, die von hohen Pappeln beschattet sind, mit seinen schönen Wiesen und Äckern ist sehr schön.

Auch die Hauptstadt Chiwa selbst, wie sie mitten in diesen Gärten mit einigen Kuppeln und Türmen sich erhebt, macht aus der Ferne gesehen einen ziemlich günstigen Eindruck. Charakteristisch ist

es, daß eine dünne Zunge der Großen Sandwüste von Merw bis auf eine halbe Stunde der Stadt nahe kommt, um hier noch einmal den grellen Kontrast von Leben und Tod hervorzuheben. Die Erdzunge ist unter dem Namen Töjesitschti bekannt, und wir waren schon vor den Stadtthoren, als wir noch die Sandhügel sahen.

Doch hielt es mich nicht lange in Chiwa. Ich beschloß, einen jungen Mollah aus Kungrat in seine Heimat zu begleiten. Man reist von Chiwa nach Kungrat im Sommer großenteils zu Wasser, und die Reise dauert beim schnellen Lauf des Oxus stromabwärts nie länger als fünf Tage. Im Herbst aber und im Frühling bei niederm Wasserstande dauert die Fahrt länger, und im Winter ist sie ganz unterbrochen, da der Oxus wohl nicht durchgängig, aber an vielen Orten mit Eis bedeckt ist.

Man könnte sich schon vor den Mauern Chiwas zu Schiffe begeben, nämlich auf dem Kanal Hazreti-Pehliwan, doch würde man einen großen Umweg machen, da dieser, statt nördlich, südlich bei Hezares mündet. Man geht daher lieber nach Jengi-Ürgendsch, einer sehr industriellen und kommerziellen Stadt des Chanats, und von da nach dem am Ufer gelegenen Achun-Baba. Die ganze Strecke, ungefähr 30 km, ist ziemlich bevölkert und gut bebaut. Der Weg führt über Äcker, Gärten und Wiesen; hier giebt es die besten und zahlreichsten Maulbeerbäume, daher auch eine blühende Seidenkultur, ja die Gegend verdient mit Recht, eine der schönsten im ganzen Chanat genannt zu werden.

Am Ufer war eine glühende, fast unerträgliche Hitze, und als ich meine Besorgnis hierüber ausdrückte, beruhigten mich die Schiffer damit, daß diesem Übel stromabwärts sehr leicht durch eine Pescheschane (Gelsenhaus) abgeholfen werden könne, welche, da das Schiff nur von beiden Enden geleitet wird, niemand im Wege steht. Es wurde diese in Form eines Baldachins sogleich aufgerichtet, bei Tage sollte sie gegen die Sonne, bei Nacht gegen gefährliche Gelsen schützen, und als die zum Aufbruch nötigen Gebete verrichtet wurden, stießen wir in Begleitung von vier Schiffern und zwei andern Reisenden vom Ufer ab.

Zum Anfang war die Fahrt höchst monoton. Die beiden Schiffsleute am oberen und am unteren Teile des Fahrzeugs lenkten immer jenen Stellen des Flusses zu, wo das Wasser am trübsten und gelblichsten war, da, wie man mir erklärte, die Strömung dort am stärksten sei. Die Steuerruder bestehen aus langen Stangen, deren Enden flach geschnitzt sind; und die Steuerer, denn beide leiten

das Schiff zusammen, pflegen dort, wo nicht besondere Aufmerksamkeit erforderlich ist, sitzend ihrem Amte obzuliegen. Ungefähr alle zwei Stunden wechselten sie einander ab.

Besonders interessant sind die Ufer des Oxus nicht. Am rechten Ufer, gegenüber dem Orte, wo wir uns einschifften, befindet sich die große Ruine Sahbaz-Veli (der heilige Held), welche in der Vorzeit eine starke Festung gewesen sein soll und von den Kalmücken zerstört wurde. Die Kalmücken scheinen übrigens die historischen Zerstörer im Chanat von Chiwa zu sein. Zur Zeit ihres Einfalls unter Dschingis-Chan haben sie das damals blühende Charezin wahrlich arg zugerichtet. Weiter hinein befindet sich eine andere, weit ausgedehnte Ruine mit Überresten von Steingebäuden, Gaur Kalissi (die Festung der Gaurs) genannt. Unter Gaur glaubte ich anfangs die Gabrs oder Feueranbeter der Vorzeit zu verstehen, doch hörte ich zu meinem größten Erstaunen, daß man unter diesem Namen in ganz Mittelasien Armenier oder, besser gesagt, Nestorianer verstehe, die in den vorislamitischen Zeiten bis zum Verfall der Mongolenherrschaft dort bedeutende Kolonieen hatten, die vom Aralsee bis weit nach China sich erstreckten. Von erstgenannter Ruine abwärts erstreckt sich am rechten Ufer drei Stunden weit, ein ziemlich dichter Wald. Die Bäume sind nicht besonders hoch, doch vermag die Sonne nicht die vom Oxus genährten Sümpfe auszutrocknen, und der Wald ist nur an wenigen Stellen von den Rindviehzucht treibenden Karakalpaks bewohnt. Am linken Ufer, welches als der eigentliche Wald anzusehen ist, ist die Kette von Gehöften nur wenig unterbrochen, hier und da zeigen sich größere Dörfer ganz nahe am Ufer, so das ösbegische Dorf Taschkale, welches auf einem hohen Uferlande gelegen ist, und das kleine Dorf Vezir, in dessen Nähe der Kanal Kilidschbaj mündet oder, besser gesagt, einbricht, um sich dann hinter Jilali im Sande zu verlieren.

Thee kochen, Pilaw bereiten und heilige Märchen zu erzählen oder zuzuhören, war die sich stets abwechselnde Beschäftigung des Tages. Mitunter verfielen sämtliche Gefährten, die Steuerer ausgenommen, dem Schlafe, welche Pause mir eine süße Abwechselung gewährte, und, auf die gelben Fluten des alten Oxus hinblickend, schweifte die Phantasie so gern im klaren Spiegel mancher europäischen Flüsse, deren Gewässer Hunderte von Schiffen keuchend durchfurchen, deren blühende Gestade voll strotzenden Lebens sind — welch riesenhafter Unterschied! Der Oxus ist der leibhaftige Repräsentant der Gegend, die er durchzieht. In seinem Laufe ist er wild und unbändig,

wie das Naturell der Mittelasiaten, seine Untiefen und seichten Stellen sind ebenso schwer zu bezeichnen wie die guten und schlechten Eigenschaften des Turkestaners; er bricht sich täglich neue Kanäle, denn wie der Nomade nicht lange in einer Gegend weilen kann, so scheint ihm auch sein altes Bett verpönt zu sein.

Am zweiten Tage in der Frühe passierten wir vor der Stadt Görlen, die vom Ufer etwas entfernt und der eigentliche Landungsplatz ist, ein Dorf Namens Ischimdschiran. Diesem gegenüber, am rechten Ufer, ist das Fort Rehmiberdi-Beg, dessen wir nur deswegen erwähnen, weil von hier das von Südost gegen Nord sich ziehende Gebirge Oveiß Karajne beginnt. Dem ersten Anschein nach hat es sowohl in Höhe als auch in Formation viel Ähnlichkeit mit dem Großen Balkan in der Wüste zwischen Chiwa und Astrabad; doch in der Nähe wird man bald gewahr, daß sein Umfang größer ist, besonders sind es die üppige Vegetation und die Waldungen, mit denen mehrere Gipfel bedeckt sind, welche angenehm überraschen.

Wenn man von Görlen aus vier Stunden lang abwärts gefahren ist, gelangt man zu dem vom Ufer anderthalb Stunden entfernten Jengi jap, welches ein mit Erdmauern umringter unbedeutender Flecken ist, und ungefähr zwei Stunden weiter erreicht man den Distrikt von Chitaji, der dort beginnt, wo der Jumalak, ein kegelförmiger Hügel, nahe am linken Ufer sich erhebt. Auf der rechten Seite nähert sich indes das Oveißgebirge immer mehr dem Oxus, man passiert den hervorragenden Gipfel Jampuk, der mit den Ruinen eines alten Kastells gekrönt ist, und Jumalak gegenüber bildet die von Ost nach West sich erstreckende Gebirgskette Scheich-Dscheli schon einen Engpaß, der viel schmäler ist als das Eiserne Thor auf der Donau, und bei der Gewalt des zwischen zwei Felsen eingeklemmten Stromes den Schiffern oft gefährlich wird. Das Wasser verursacht hier ein dumpfes Getöse, es scheint, als murre der Oxus über die harten Steine, daß sie ihn, den unbändigen Vagabunden, so eingekerkert haben. Die engste Strecke ist übrigens sehr kurz, am linken Ufer endigt der Berg plötzlich, am rechten hingegen nimmt die Erhöhung stufenweise ab, und nachdem man das links gelegene Tama passiert hat, ist die Gegend überall flach.

Mit der gebirgigen Gegend verschwindet auch jede romantische Seite des Oxusufer. Nach zweitägiger Fahrt hatten Phantasie und Auge sich gesättigt, und wenn die Morgen- und Abendstunden noch etwas Liebliches darboten, so wurden bei Tage die Hitze, bei Nacht die Gelsen und Fliegen beinahe unerträglich. Sobald die Sonne

unterging, verkroch sich alles sorgfältig unter das aus grober Leinwand verfertigte Gelsenhaus, und bitter war die Qual, daß ich die von meinen Reisegefährten verpestete Luft mit der frischen nicht vertauschen konnte. Gegen Abend erreichten wir endlich den Distrikt Mangit, dessen gleichnamige Stadt vom Ufer zwei Stunden weit entfernt und vom Wasser aus, eines kleinen Waldes halber, unsichtbar ist. Wir blieben hier eine längere Zeit am Ufer liegen, und nachdem wir, statt auf dem schmalen Herd des Schiffes, im Freien gemächlich abgekocht hatten, wurde die Reise fortgesetzt.

Früh morgens hatten wir schon Kiptschak passiert. Es erhebt sich im Oxus an jenem Teile, dem gegenüber sich die Stadt befindet, ein der Breite nach hinlaufender Felsen, der beinahe durch die Hälfte des Bettes sich erstreckt und den Schiffen nur auf der andern, d. h. freien Hälfte den Vorübergang gestattet. Bei niederm Wasserstande sind einige Spitzen sichtbar, und Kinder pflegen, $^1/_8$ m tief im Wasser watend, im Spiele auf dieser Klippe herumzuspazieren. Den Schiffern aber flößt diese Stelle große Furcht ein, und sie wagen nur bei Tage selbige zu passieren. Kiptschak selbst ist ein bedeutender Ort, von dem gleichnamigen Stamme der Ösbegen bewohnt, mit mehreren Moscheeen und Kollegien.

Von Kiptschak aufwärts beginnt am rechten Ufer jener Wald, der sich mit wenigen Unterbrechungen den Fluß entlang noch weit über Kungrat ausdehnt. Wie tief sich seine Breite gegen Osten erstreckt, konnte ich vom Wasser aus nicht sehen, doch wie man mir versicherte, ist das Maximum 8—10 Stunden weit. Der ans Ufer grenzende Teil ist durchgängig mit Sümpfen und Morästen bedeckt und auch nur an einigen Punkten zugänglich. In den weniger dichten Teilen desselben weiden Hunderte von Rinderherden der Karakalpaks, auch mangelt es nicht an Wild, doch unter den zahlreichen wilden Tieren hat man namentlich von den Panthern, Tigern und Löwen viel zu leiden. Das linke Ufer des Stroms, der von hier bis Görlen die meisten seichten Stellen hat, so daß wir ununterbrochen auffuhren, bildet von genanntem Punkt ein weit gegen Nordwest sich erstreckendes Plateau, welches die Eingeborenen Jilankir (Schlangenfeld) heißen, und auf einer westlichen Grenze der Wüste einen ebenso steilen Abhang wie der Kaflankir oder das ganze Plateau von Üst-Jurt. Die Bevölkerung dieses Teiles des Oxusufers besteht aus Jomutturkmanen und aus Tschaudors; erstere nomadisieren in der Nähe des Flusses, in der Umgebung von Porsu und Jilali; letztere am Saum der Wüste und an den Oasen der Üst-Jurts.

Am Abend des dritten Tages hielten wir vor Chodscha-ili, welche Stadt vom Ufer zwei Stunden weit entfernt ist. Der ganze Distrikt ist dicht bevölkert, und das linke Ufer bildet bis weit gegen Nöks eine ununterbrochene Kette von Waldungen und bebautem Lande. Der Oxus hat hier eine seiner allergefährlichsten Stellen, nämlich einen Wasserfall, der zur Zeit unserer Reise beinahe 1 m hoch mit einem schrecklichen Gebrause, das eine Stunde weit schon hörbar wird, und mit Pfeilesschnelle sich herabstürzte. Die Eingebornen nennen ihn Kafan-kitken, d. h. dort, wo die Kessel zu Grunde gegangen sind, indem hier ein Fahrzeug mit genanntem Kochgeschirr verunglückt sein soll; und die Schiffe werden schon eine Viertelstunde vor dem Wasserfalle nahe ans Ufer gebracht und mit Schlepptauen sorgfältig hinabgeleitet. Von hier abwärts hat der Strom durch Überschwemmungen beträchtliche Seeen gebildet, die miteinander durch kleine Naturkanäle in Verbindung stehen, im Frühling wohl klein sind, aber nur selten gänzlich austrocknen.

Nöks wurde am vierten Tage passiert. Selbst am linken Ufer nimmt die Kultur immer mehr ab. Der Fluß ist von beiden Seiten mit Wäldern bekränzt und bildet auf dem halben Wege nach Kungrat einen ziemlich breiten und tiefen Kanal, Namens Ögüz-kitken, der eine südwestliche Richtung nimmt und sich in den See Schorkatschi stürzt, welch letztern durch Errichtung von Dämmen vom großen Strom abzuschneiden man sich vergebens bemühte; denn durch allzu große Ausbreitung der Wassermassen ist die Schiffahrt eben hier die beschwerlichste. Beim Grabmal eines Heiligen, genannt Akkschodscha, endet der Wald, es beginnt der Distrikt von Kungrat, welcher, soweit das Auge reicht, von Gärten, Äckern und Gehöften bedeckt ist. Die Stadt selbst wurde erst gegen Abend des fünften Tages sichtbar, nachdem wir an der Ruine einer Festung und an einem nahe befindlichen Wirbel vorüber waren.

Die Stadt hat ein weit armseligeres Aussehen als die südlicher gelegenen Orte, und ist meistens wegen ihrer großen Märkte berühmt, auf denen eine große Anzahl von Rindern, Butter, Filzteppichen, Kamelhaaren und Wolle durch die in der Nachbarschaft hausenden Nomaden feilgeboten wird. Auch mit Fischen, namentlich mit gedörrten, welche vom Ufer des Aralsees hierher gebracht werden, wird ein beträchtlicher Handel nach den übrigen Teilen des Chanats betrieben.

Schließlich will ich noch erwähnen, was ich über den fernern Lauf des Oxus von Kungrat bis zur Mündung am Aralsee hörte.

Von letztgenannter Stadt zwei Stunden abwärts teilt sich der Fluß in zwei mächtige Arme, die sich voneinander nur wenig unterscheiden. Der rechte, welcher den Namen Amu-Derja beibehält, erreicht früher den See, ist aber infolge seiner häufigen Verzweigung zu seicht und bei niedrigem Wasserstande höchst beschwerlich für die Schiffahrt. Der linke Arm, welcher den Namen Tarlik (Enge) führt, ist schmal, aber durchgängig tief, und wird nur deswegen seltener befahren, weil er auf seinem Wege zur See einen bedeutenden Umweg macht. Was den Verkehr auf dem untersten Laufe des Oxus betrifft, so ist dieser nicht zu vergleichen mit jenem, der auf der Strecke zwischen Chiwa und Kungrat stattfindet. Im Herbst ist es vorzüglich die Fischerei, welche die Ösbegen zur See treibt, und der Handel mit gedörrten Seefischen ist in dem Chanate ein bedeutender. Es ist ein Artikel, den die Steppenbewohner beinahe nicht entbehren könnten, da sie zu karg sind, trotz dem Reichtum ihrer Herden, sich mit Fleisch zu sättigen und lieber gedörrte Fische als Surrogat gebrauchen. Im Frühling sind es wieder die wilden Gänse, von denen es an den Mündungen herum eine große Menge giebt, welche die Jagdliebhaber an die Ufer des Aralsees locken.

Unser Aufenthalt in Kungrat dauerte indes nur wenige Tage; den Rückweg nahmen wir zu Lande.

4.

Samarkand und seine Erinnerungsstätten.

— Henry Lansdell —

Was Samarkand interessant macht, sind seine Altertümer, die uns fast sämtlich in die Zeiten Timurs, des gewaltigen Eroberers, zurückführen. Nur an der Nordostseite der alten Residenzstadt erhob sich auf einem Hügel ein dreistöckiges Observatorium für astronomische Beobachtungen, das Ulug-Beg, der Enkel Timurs, erbaut hatte. Heute ist indessen von ihm keine Spur mehr vorhanden.

Von dieser Seite fuhren wir in die Stadt ein und bekamen zuerst den verglasten Dom des Grabmals Timurs in Sicht. Die Straße führt durch einen alten Begräbnisplatz, bei der Hochschule von Bibi-Chanum und dem Bazar vorbei nach dem Rhigistan oder

Marktplatze, der auf drei Seiten von den Hochschulen Ulug=Beg Schir=Dar und Tillah=Kari eingesäumt ist. Der Kutscher verließ die Straße aber schon früher, bog rechts ab der Stadtmauer entlang und fuhr durch eine von den Russen östlich von der Citadelle an= gepflanzte Allee nach einem Haine, in welchem der Regierungspalast

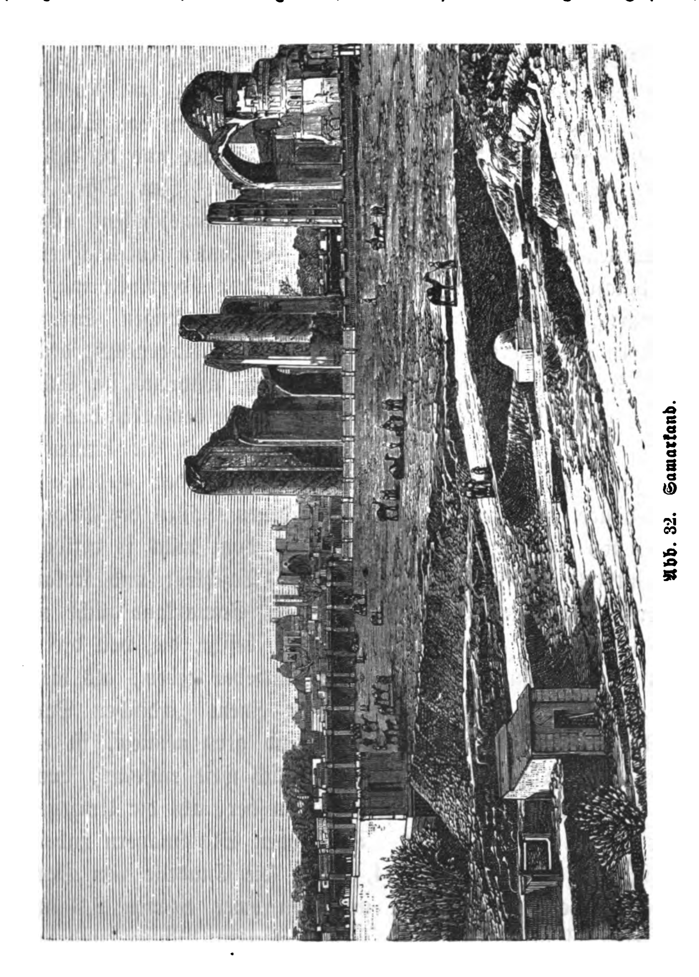


Abb. 32. Samarkand.

liegt. General Jwanow befand sich in Taschkent, allein die das Haus bewachenden Soldaten erwarteten uns, zu unserer größten Freude, da wir sonst schwerlich ein so sauberes und bequemes Quar= tier, das sogar den Luxus eines Bades besaß, bekommen haben würden, zumal da es in Samarkand nicht einmal ein Hotel giebt.

Beim ersten Besuch einer fremden Stadt pflege ich eine möglichst hohe Spitze zu ersteigen, um einen Überblick über die ganze Gegend zu erhalten; wir begaben uns daher alsbald unter Führung eines russischen Offiziers nach dem Rhigistan, wo wir eins der Minarets der Ulug-Beg-Hochschule erkletterten, das 50 m hoch sein sollte. Von oben hatte man einen prächtigen Blick über die Stadt. Im Norden sah man in einer Entfernung von 7—8 km die bewaldeten und bebauten Ufer des Serafschan, im Nordosten die Tschupan-Ata-Hügel und etwas näher die Ruinen von Schah-Sindeh und Bibi-Chanum, sowie die Taschkenter Straße und die Allee, durch welche wir bei der Ankunft gefahren waren. Im Osten lag das Kalendar-Kareh-Thor und die Straße und Pendschakent und Urgut, im Westen die Citadelle mit dem den berühmten Kok-tasch enthaltenden Palaste des Emirs, und jenseits derselben überblickte man die sich fächerartig ausbreitenden geraden und regelmäßigen Straßen des russischen Stadtviertels mit dem Palaste des Gouverneurs, dem öffentlichen Park und der schattigen Promenade, während im Süden sich der anmutige Dom des Gur-Emir und hinter demselben das Chodscha-Achrar-Thor erhob. Die breiten Straßen und die bunten Dächer der russischen Häuser kontrastierten seltsam mit den niedrigen platten Erdgebäuden und den schmalen gewundenen Gassen der Eingeborenenstadt, wo die Hauptverkehrswege aber doch nicht so verwickelt und labyrinthisch zu sein schienen wie in Taschkent und Kokan. Ein weiterer Unterschied ist, daß die Stadt Samarkand nicht nur sehr groß ist, sondern auch zahlreiche Gärten besitzt, die, von drei Flüssen bewässert, ihr ein weniger trauriges Aussehen geben, als die meisten centralasiatischen Städte haben. Von einem „irdischen Paradiese," wie die einheimischen Poeten Samarkand gern nennen, ist es allerdings nach europäischen Begriffen ziemlich weit entfernt, doch rührt jene Bezeichnung wohl aus alten Zeiten her, als die Umgegend noch mehr bebaut war als jetzt. Die hohen Stadtmauern haben gegenwärtig einen Umfang von 14,4 km; die Citadelle von Samarkand ist die größte in Centralasien und von einer eigenen 2,3 m hohen, am Fuße 3 m starken und 2,4 m langen Mauer umgeben. In derselben befinden sich die Kasernen, die russische Kirche, das Arsenal, sowie die Vorratsräume und Stallungen der Regierung.

Selbstverständlich beeilten wir uns, die Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen, und begaben uns zunächst zu dem Gur-Emir, einem kleinen Mausoleum mit melonenförmigem Dom von 60—75 m Höhe; an den Seiten des Gebäudes erhoben sich früher

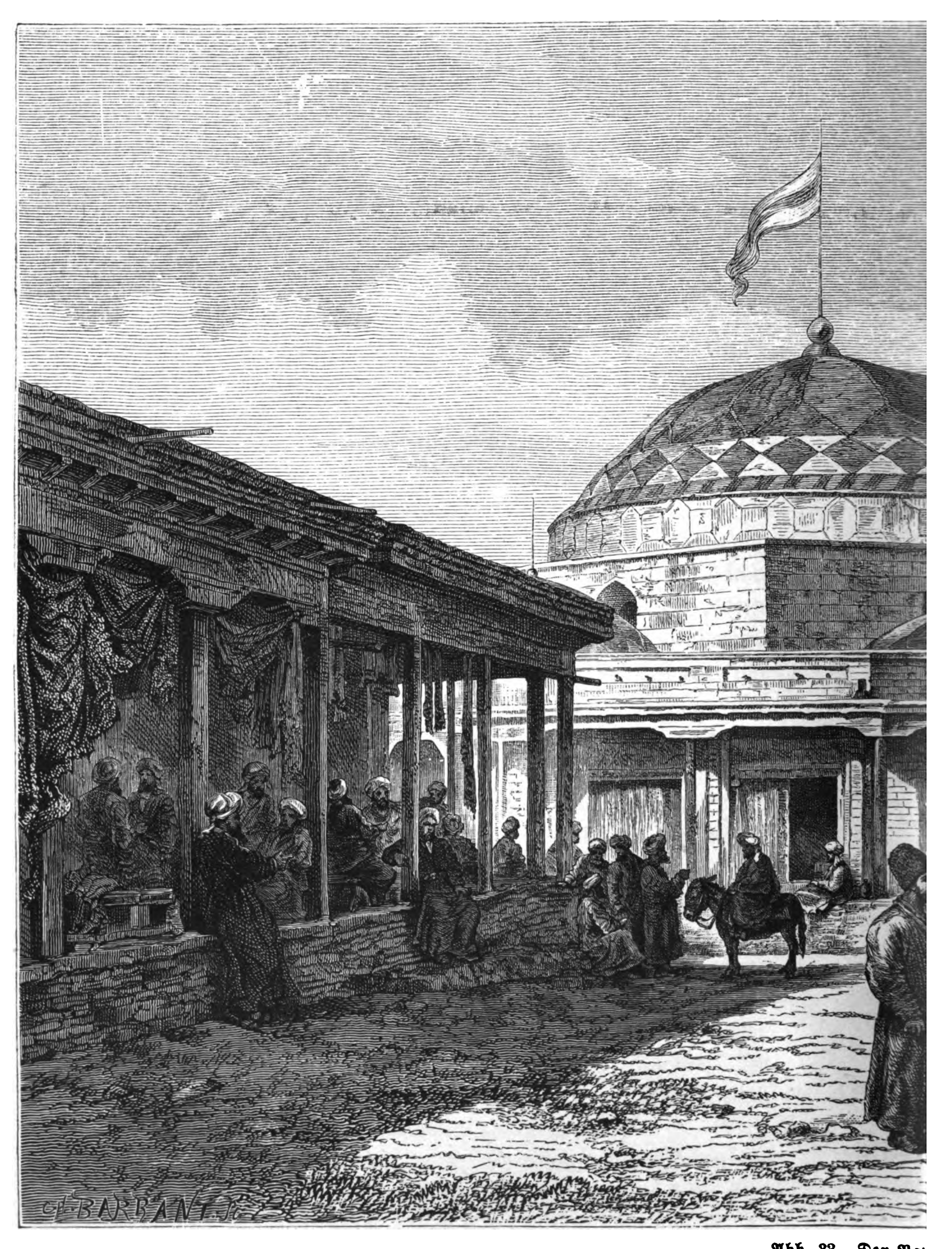
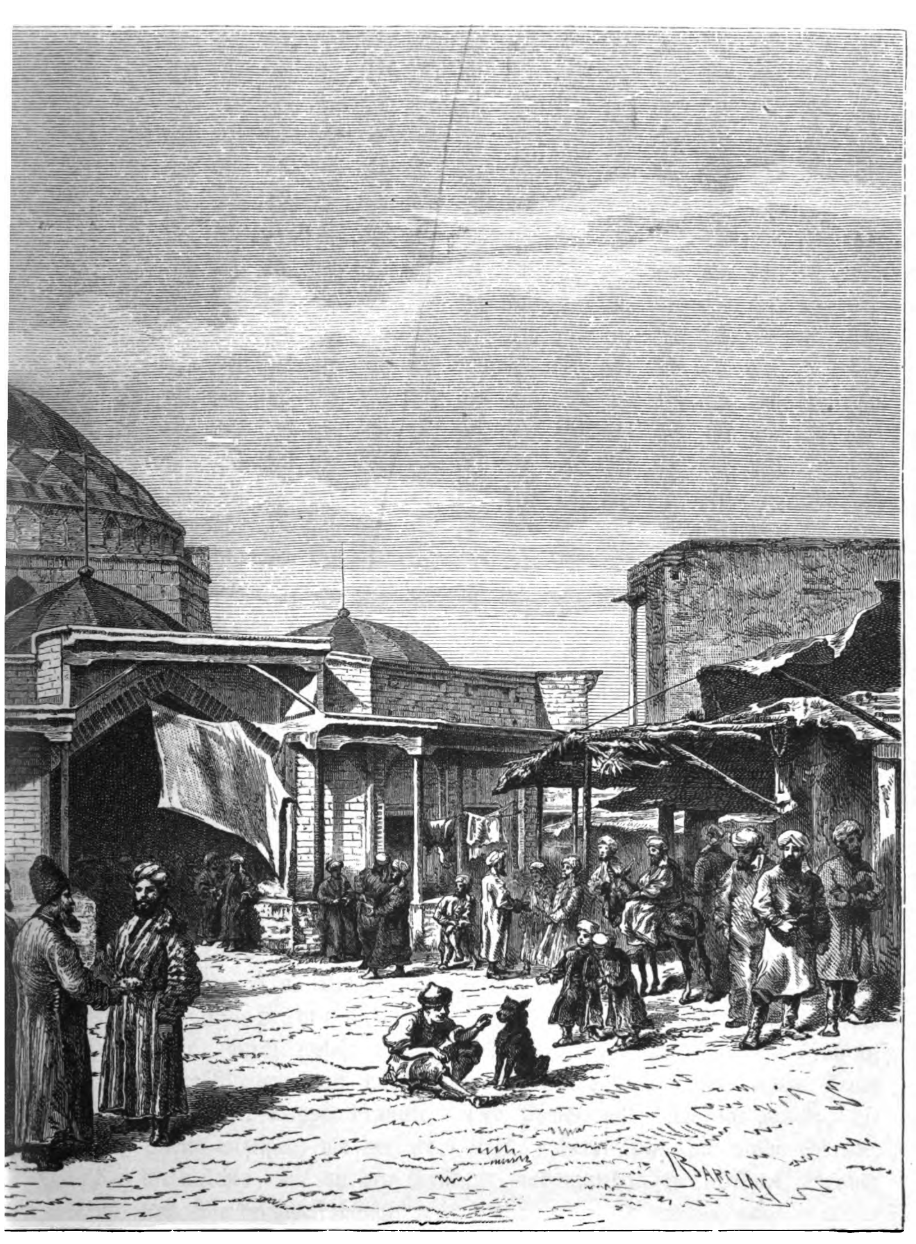


Abb. 33. Der Baz



;ar in Samarkand.

zwei Minarets, von denen das eine jedoch in Trümmer gefallen ist und das andere kaum noch genügende Sicherheit für das Besteigen bietet. Ein in der Nähe befindlicher hoher Bogen ist gleichfalls vom Zahn der Zeit stark angefressen. Was der Außenseite des Gebäudes ein bemerkenswertes Aussehen giebt, ist die Farbe der in Mosaik zusammengefügten verglasten Steine, sowie am Gesimse eine Inschrift in ungeheueren arabischen Buchstaben, die meiner Ansicht nach anderthalb Kilometer weit zu lesen sein müssen. Man betritt das Gebäude durch ein mit Mosaik ausgelegtes Portal, welches zunächst auf einen mit ungefähr zwei Dutzend Aprikosen-, Pflaumen- und Maulbeerbäumen bepflanzten gepflasterten Hof führt, der früher mit einer Mauer umgeben war, von welcher aber nur die Thore noch stehen geblieben sind. Die Front des Hauptgebäudes liegt dem mohammedanischen Gesetze entsprechend nach Süden, der Eingang befindet sich jedoch auf der Westseite. Über demselben steht in weißen Buchstaben auf blauem Grunde: „Dies ist das Werk des armen Abdullah, des Sohnes Mahmuds von Ispahan.“ Über fünf steinerne Stufen und nach sechs Schritten noch eine weitere Stufe gelangt man durch eine an der Außenseite einfach glatte, im Innern aber geschnitzte Holzthür in eine Vorhalle. Die zweite Thür weist altertümliche Schnitzereien auf, ist mit Elfenbein verziert und befindet sich unter einem niedrigen, viereckigen Fenster, das mit offenem Rahmenwerk verschlossen ist. Über demselben ist ein zweites Fenster aus Alabaster und über diesem ein drittes aus dem gleichen Material mit ovalen Verzierungen. Zur Rechten führt eine Thür in eine lange Kammer, wo einige weibliche Mitglieder der Familie Timurs begraben liegen, während sich zur Linken ein ähnlicher gewölbter Raum mit vier Kuppeln befindet, welcher die Gräber Mirsa-Schah-Rochs, eines Sohnes Timurs, und seiner Familie enthält.

Durch den Haupteingang gelangten wir in eine achteckige Kammer von etwa 6 m Durchmesser, deren Wände bis zur Höhe von ungefähr 1½ m mit „Jaschma“ oder Jaspis verkleidet waren. Der Thür, durch welche wir hereinkamen, gegenüber stand ein 1,25 m hoher Pfeiler, auf welchem nach Ujfalvy früher das ewige Feuer unter einer Kuppel brannte. Der Pfeiler soll, wie ich glaube, die Stelle anzeigen, wo der Kopf liegt; nahebei steht eine rauhe Stange, an welcher, wie an den Gräbern mohammedanischer Helden, Banner und Pferdeschweif hängt.

Auf dem Boden des Mausoleums befinden sich, von einer aus geschnitztem Alabaster in durchbrochener Arbeit hergestellten Ein-

friedigung umgeben, sieben Gräber. In der Nähe des Pfeilers ist das höchste und am wenigsten elegante Grabmal dasjenige Mir-Saïd-Baraks, des Lehrers und Freundes Timurs. In derselben Reihe ist Tamerlans Grabmal und diesem zunächst dasjenige seines Enkels Ulug-Beg, welcher der Inschrift zufolge im Jahre 1449 gestorben ist. In den übrigen Gräbern liegen Nachkommen oder Freunde Timurs. Ein wirklich bemerkenswerter Stein, der einzig in seiner Art ist, liegt auf dem Grabe Tamerlans selbst, das genau die Mitte der Moschee einnimmt. Während die übrigen Steine weißer Marmor sind, ist derjenige Timurs von grünlich-schwarzer Farbe, 1,80 m lang, 42 cm breit, 35 cm dick und aus einem einzigen Block Nephrit geschnitten, der größte Monolith aus diesem Material, den man kennt. Die Oberfläche ist mit Schnörkeln verziert und rund herum am Rande eine Inschrift in antiken Buchstaben eingemeißelt, die Timurs Namen und Titel, sowie diejenigen seiner Vorfahren und sein Todesjahr, 1405, meldet.

Der Fußboden des Mausoleums besteht aus sechseckigen Stücken eines Materials, das angeblich Jaspis ist. Eine spiralförmige breite Treppe aus gebrannten grauen Steinen führt zur Gruft hinab, wo die mit weißem Kalkstein bedeckten Gräber sich befinden, alle sieben genau unter den bezüglichen Grabmälern darüber und sämtlich fast ganz mit Sprüchen bedeckt. Der Gur-Emir ist von Timur im Jahre 1386, längere Zeit vor seinem Tode, für die Überreste seines Lehrers Saïd gebaut worden, dem zur Seite auch Tamerlan auf seinen Wunsch beerdigt worden ist.

Nächst dem Grabe Timurs bietet die Schah-Sindeh-Moschee in Samarkand ohne Frage das meiste Interesse. Sie liegt etwa 1½ km außerhalb der Stadtthore und wurde gewissermaßen terrassenförmig an einen Hügel gebaut, auf welchem ein ungeheurer noch jetzt in Gebrauch befindlicher Friedhof ist, und von dem man die sieben Kuppeln der Moschee überblicken kann. Das Thor der Moschee liegt an der Straße und einige Stufen höher als diese. Beim Eintritt hat man rechts einen kleinen Hof mit Räumen für die Mullas und einen Brunnen mit ausgezeichnetem Wasser, während links eine Halle oder Moschee liegt, in der mohammedanischer Gottesdienst abgehalten wird. Über eine breite Treppe von 37 hohen Stufen gelangten wir nach ein einer langen unbedeckten Galerie, an deren Enden je ein hoher mit einer Kuppel überwölbter, aber an den Seiten offener Raum lag.

Am Ende der Galerie liegt die alte Moschee mit ihren Höfen,

Kammern und der Gruft. In einem ihrer Räume befand sich eine aus eisernem Gitterwerk hergestellte Thür, welche mit einem fischförmigen Schlosse versichert war, so daß man ein im Hintergrunde stehendes Monument nur unbestimmt unterscheiden konnte. In einem benachbarten Raum sahen wir einen ungeheuren Koran, der geöffnet 1,8 m lang und 1,2 m breit war. Man zeigte uns auch eine unterirdische Zelle, wo die Frommen sich zu vierzigtägigem Beten und Fasten einschließen lassen können. Von den zehn oder fünfzehn Personen, welche diese Fastenzeit jährlich durchmachen, essen einige täglich einmal abends, andere alle drei Tage einmal, sämtlich aber so wenig wie möglich. In früheren Zeiten pflegten die Herrscher von Samarkand Schah-Sindeh zu besuchen, ehe sie im Triumph in die Stadt einzogen, und die Moschee wurde deshalb ein beliebter Wallfahrtsort.

Durch die Schah-Sindeh-Allee, an der zu beiden Seiten bettelnde Zigeuner sitzen, gelangt man nach der Taschkent-Straße, an welcher der Bibi-Chanum- oder Königin-Bibi-Platz mit den Ruinen zweier anderer noch aus der Zeit Timurs stammender Gebäude liegt. Bibi soll seine Lieblingsgattin und die Tochter eines Kaisers von China gewesen sein, die die nach ihr benannte Hochschule angeblich aus ihren eigenen Mitteln erbaut hat.

Noch jetzt weisen einige Zeichen darauf hin, daß die Bibi-Chanum-Hochschule einst eine der prächtigsten, wenn nicht die schönste in Centralasien gewesen ist. Ihre Hauptmoschee ist neben der 1398 von Timur errichteten Hochschule gebaut und hat eine für Turkestan riesenhafte Doppelkuppel; was mir aber am meisten auffiel, war der hohe, anmutige Bogen des „Pischtak“ oder Vordereingangs, dessen Verhältnisse mir tadellos zu sein schienen. Ob der Gegensatz zu den rund herum liegenden Trümmern und den zerbröckelnden Minarets oder etwas anderes mein Urteil beeinflußte, genug, bei Betrachtung des Bogens glaubte ich nie einen höheren gesehen zu haben. Ich versuchte ihn in Gedanken mit dem östlichen Fenster des Münsters in York zu vergleichen, vermochte mir aber erst, nachdem ich die Breite des Bibi-Chanum mit 15 m gemessen hatte, zu vergegenwärtigen, daß seine Höhe nicht mehr als 30 bis 45 m sein könne.

An jeder Seite des Haupteingangs steht ein schlanker sechseckiger Turm von 16 m Umfang, nicht weit davon bemerkt man einen großen viereckigen Steinblock, welcher sich nach der Mitte zu vertieft und den Muselmännern bei ihren Waschungen gedient hat, und in der Mitte des Gebäudes steht ein ungeheures Rahle aus weißem

Marmor, 21 m lang und 1,8 m breit, welches das Aussehen zweier am unteren Ende verbundener Schreibpulte hat und auf neun niedrigen Pfeilern ruht. Früher pflegte auf dem Rahle ein ungeheures Exemplar des Koran zu liegen. Das Betpult mit dem in Pergament gebundenen Buche wurde vor ein hohes Fenster gestellt, an welchem nach der Tradition Bibi-Chanum zu sitzen und zu lesen pflegte.

Bibi-Chanum liegt in einem benachbarten achteckigen Gebäude, Bibi-Chanum-Gur-Chana genannt. Als die russischen Behörden die Höfe der Hochschulen von den Trümmern zu reinigen begannen, entdeckten sie diese kleine Moschee, welche hinter den umstehenden Gebäuden vollständig versteckt, und, obgleich das Grab Bibi-Chanums sich in derselben befinden soll, fast vergessen war.

Kurze Zeit darauf brach das Dach zusammen und stürzte durch den Erdboden, wodurch eine große Gruft mit Grabsteinen eröffnet wurde, die Gebete, Inschriften in altertümlichen Buchstaben, aber keine Namen oder Daten enthielten. Ich stieg in die Gruft hinab und fand fünf Grabmäler, die alle in der Richtung von Ost nach West lagen und, wie es hieß, die Überreste Bibis und ihrer vier Kinder bedecken sollten. Beide, Moschee und Hochschule von Bibi-Chanum, sind so stark verfallen, daß sie nicht repariert und wiederhergestellt werden könnten, doch haben die Russen wenigstens die Trümmer fortgeschafft und die Gebäude mit Holzgerüsten umgeben, um sie vor weiterem Ruin zu bewahren.

Wir begaben uns dann nach der Citadelle, um eine weitere Seltenheit zu betrachten, die ebenfalls aus Timurs Zeiten herstammen soll, nämlich den Kok-tasch oder Krönungsstein. In der Citadelle befindet sich ein von dem Emir Nasr-Ullah gebauter Palast und in diesem ein nur für staatliche Angelegenheiten benutzter Hof. Derselbe ist länglich-viereckig und auf drei Seiten von einer auf hölzernen Pfeilern ruhenden hohen bedeckten Veranda umgeben, während dem Eingange gegenüber der erwähnte Kok-tasch steht.

Der Kok-tasch ist ein länglich-viereckiger grauer Marmorblock mit dunklen Streifen, oben poliert, an den Seiten geschnitzt und an den Ecken mit Pilastern versehen. Er ist jetzt zum Schutze gegen Beschädigungen von einer Einfriedigung umgeben.

Das letzte der direkt mit Timur im Zusammenhang stehenden Bauwerke ist die Ruine des in der Vorstadt gelegenen Palastes Ischrat-Chana, wohin Tamerlan der Tradition zufolge sich zur Erholung zurückzuziehen pflegte. Man sieht noch die kleinen Zimmer, sowie

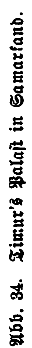


Abb. 34. Timur's Palast in Samarkand.

eine größere Mittelhalle im zweiten Stockwerk. Die Einwohner von Samarkand erzählen, Bibi-Chanum habe den Bau zu ihrem Mausoleum aufführen lassen, allein Timur sei nach der Vollendung so entzückt von demselben gewesen, daß er sein Weib geküßt habe, worauf Bibi-Chanum erfreut gesagt habe: „Möge denn Ischrat-Chana ein Haus der Fröhlichkeit und des Vergnügens sein; ich werde eine Ruhestätte für meine Gebeine an einer anderen Stelle bauen."

5.

Durch die Turkmanen-Wüste bis nach Herat.

— Hermann Vámbéry —

Lange mußte ich unter den gastlichen Lebab-Turkmanen am Ufer des oberen Oxus auf die Ankunft der Herater Karawane warten, der ich mich auf dem Marsche durch die Wüste anzuschließen gedachte. Wenige Stunden entfernt lag Belch, wo einzelne Erdhaufen die Ruinen des alten Baktra decken. Aber ich fand bei meinem Ausfluge dorthin den Ort unbewohnt, denn im Sommer zieht selbst der Ärmste nach dem höher gelegenen Mesar, um der drückenden Hitze und schlechten Luft zwischen den Trümmern von Baktra zu entgehen.

Endlich langte die Karawane in dem nahen Kerki an. Ich gesellte mich, als Pilger auf einem Esel reitend, zu ihr; und nun ging es in der Abendkühle hinein in die Wüste. Mein Reisegeld bestand in Nadeln, Zwirn, Glaskorallen und Karneolamuletten, mit denen ich nach Pilgersitte unterwegs Handel treiben wollte. Während in der stillen Nacht mein schwerbepacktes Eselein munter unter mir dahintrabte, durchzuckte mich zum erstenmal der freudige Gedanke, daß ich mich auf dem Rückwege nach dem teuern Westen befand. Unsere Karawane, die aus 400 Kamelen, einigen Pferden und Eseln bestand, bildete eine lange Kette, und nachdem die ganze Nacht richtig marschiert war, erreichten wir spät morgens die Station Seïd, die einige Brunnen mit schlechtem Wasser hat und 45 km von Kerki entfernt ist.

Von Seïd brachen wir gegen Mittag auf. Die ganze Gegend bildet eine dürre, ebene Wüste, die nur hier und da eine Gattung



Abb. 35. Turkmanen.

Disteln, das Lieblingsfutter der Kamele, hervorbringt. Es ist auffallend, wie diese Tiere eine Pflanze, welche die rauheste Hand verwunden könnte, mit der Zunge umreißen und verschlingen. Wir gingen immer südwestlich, und man zeigte uns in der Ferne einige Reiter aus dem Stamme der Karaturkmanen, die auf einen Fang lauerten und unsere Karawane angreifen würden, wenn ihnen unsere Anzahl nicht zu groß gewesen wäre. Gegen Abend lagerten wir. Die Abenteurer galoppierten in zwei verschiedenen Richtungen nahe an uns vorüber, als man ihnen aber einige Schüsse nachsandte, versuchten sie es nicht wieder. Eine Stunde nach Sonnenuntergang brachen wir auf, und mit großer Behutsamkeit die ganze Nacht durchmarschierend, langten wir am nächsten Morgen zwischen den Ruinen der Stadt Andchuy an.

Die Karawane lagerte am Ende der ehemaligen Stadt. Ich ging mit den übrigen Pilgern in die Stadt, um hier im kühlen Schatten einer alten Schule Schutz zu suchen und auf dem Bazar ein Magazin zu eröffnen, wo der Verkauf meiner Waren die tägliche Nahrung und etwas Geld schaffen sollte. Lange irrte ich in den Ruinen umher, bis ich im Hofe einer Moschee mich unterbringen konnte. Der Bazar bestand nur aus einigen Gewölben, wo Brot verkauft, und aus zwei oder drei Läden, wo etwas Leinwand und fertige Kleider feilgeboten wurden. Unsere Gegenwart brachte dem Markte etwas Leben; Weiber und Kinder umstanden unsere Auslage von früh bis abends, doch hatten wir keinen Absatz, da die Leute statt Geld uns Früchte und Brot brachten und wir uns in einem Lande, wo eine Melone für einen Pfennig verkauft wird, auf einen Tauschhandel in Naturalien nicht einlassen konnten. Die Melonen sind bei weitem nicht so gut wie die am Ufer des Oxus; auffallend ist es aber, daß eine Menge von Früchten, Getreide und Reis in dieser wüstenartigen Gegend wächst, die von einem kleinen, salzigen, aus Maymene hierher fließenden Bache nur kärglich bewässert ist. Im Sommer ist das Wasser dieses Baches, an dessen schlechten Geschmack die Einwohner schon gewöhnt sind, für den Fremden fast untrinkbar. Auch das Klima hat einen schlechten Ruf, und mit Recht sagt ein persischer Vers: „Bitteres Salzwasser, brennenden Sand, giftige Fliegen, auch Skorpionen hat Andchuy; rühme es nicht, da es ein Bild der wirklichen Hölle ist.“ Trotz aller dieser Nachteile war Andchuy vor 50 Jahren noch sehr blühend und soll 50 000 Einwohner gezählt haben, die mit den feinen schwarzen Schaffellen, bei uns Astrachan genannt, nach Persien beträchtlichen Handel trieben.

Auch die Kamele Andchuys sind die gesuchtesten in ganz Turkestan, besonders eine Gattung, Ner genannt, die sich durch reiches, von Hals und Brust lang herabwallendes Haar, schlanken Bau und besondere Stärke auszeichnet. Heute sind diese Tiere nur spärlich zu finden, da die Einwohner teils ausgewandert, teils umgekommen sind. Wir brachen noch denselben Nachmittag auf und lagerten bei Jeketut, welches eine Stunde von Andchuy entfernt ist. Von hier wurde die Reise bei Nacht fortgesetzt, und die nächste Station war am Ufer des

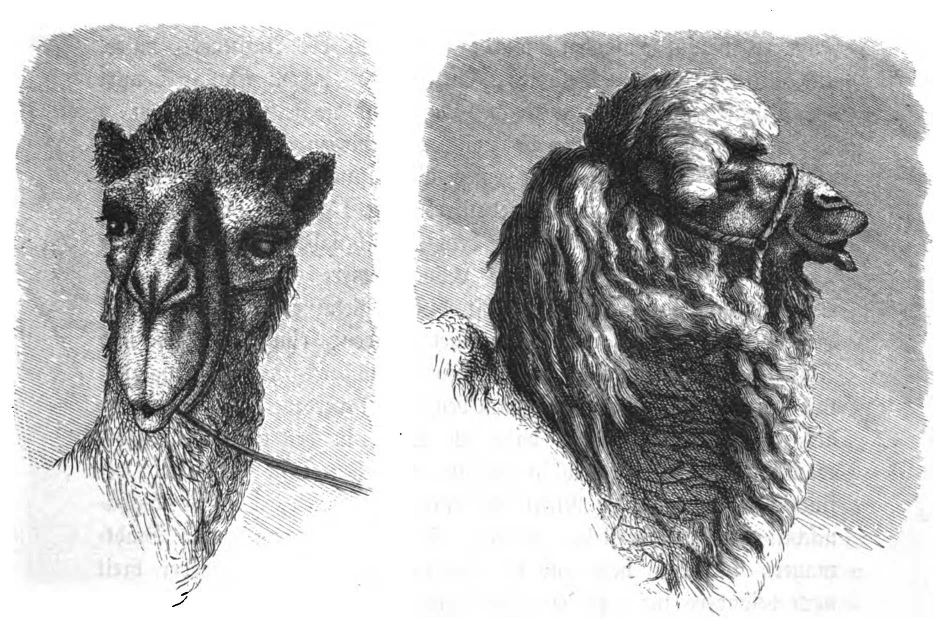


Abb. 36. Das baktrische Kamel.

aus Maymene kommenden Baches, dessen Bett an manchen Stellen besonders tief und dessen Ufer dicht mit Bäumen bewachsen ist. Man rechnet von Andchuy bis Maymene 90 km, für Kamele eine Reise von zwei Tagen. Wir hatten bis hierher 30 km zurückgelegt, und der Rest von 60 km wäre leicht zu machen gewesen, wenn wir nicht an Chaïrabad, der zweiten Station, um dem Grenzzoll der Afghanen zu entgehen, heimlich vorbeiziehen und bis zum nächsten Morgen das Gebiet von Maymene hätten erreichen müssen. Obwohl die armen Kamele sehr belastet waren, wurde dennoch von 12 Uhr mittags bis zum nächsten Morgen um 8 Uhr ununterbrochen marschiert, die zu

sehr ermüdeten Tiere wurden zurückgelassen, und die Freude war sehr groß, als wir am nächsten Morgen glücklich im Chanat Maymene anlangten. Diese Station hatte übrigens außer den von Menschen bereiteten Hindernissen noch natürliche Schwierigkeiten, da ungefähr 70 km von Andchuy die Gegend immer hügeliger und, je mehr man gegen Maymene vordringt, desto gebirgiger wird. Außerdem hatten wir noch einen kleinen Teil des gefährlichen Batkak, einer morastigen Gegend, zu überschreiten, wo trotz der heißen Jahreszeit an vielen Orten noch tiefer Schlamm war, der den Kamelen und Eseln viel zu leiden gab. Ich hatte ein rüstiges Tierchen, da aber seine kleinen Füße zu häufig einsanken, wurde es endlich des Aufstehens müde, und nur nach langem Schreien, Bitten und Ziehen gelang es mir, den Bileamsgaul von dem weichen Lager auf die Füße zu bringen.

Die Stadt Maymene ist zwischen Gebirgen gelegen und wird erst in der Entfernung von einer Viertelstunde sichtbar. Sie ist äußerst schmutzig und schlecht gebaut, enthält 1500 Lehmhütten, einen aus Ziegeln gebauten Bazar, der dem Verfall nahe ist, drei Moscheeen und zwei Schulen, erstere aus Lehm, letztere aus Ziegeln. Die Einwohner sind Ösbegen, nebst diesen giebt es aber Tadschiks, Heratis und gegen fünfzig Familien Juden, einige Hindus und Afghanen, die alle gleiche Freiheit genießen und wegen ihrer Religions- und Nationalitätsunterschiede nicht beunruhigt werden. Was Maymene als Festung anbetrifft, so habe ich weder in den einfachen Stadtmauern und Gräben noch in der am westlichen Teile der Stadt befindlichen Citadelle die Riesenfeste entdecken können, die der afghanischen Macht widerstehen könnte. Die aus Erde gebauten Stadtmauern sind 4 m hoch und 1²/₃ m breit, der Graben weder breit noch besonders tief, die Citadelle zwar auf einem einzelnen hervorragenden Hügel ziemlich hoch und steil gelegen, doch sind in der Nähe andere höhere Berge, von denen aus eine Batterie sie in einigen Stunden in einen Schutthaufen verwandeln kann. Es ist daher wahrscheinlich, daß die berühmte Stärke Maymenes nicht in den Mauern und Gräben, sondern vielmehr in der Tapferkeit seiner Verteidiger besteht. Man erkennt in den Ösbegen Maymenes auf den ersten Blick den kühnen und unerschrockenen Reiter.

Nach zwei Tagen wurde die Weiterreise nach Herat angetreten.

Unser Weg ging nun fortwährend durch eine gebirgige Gegend. Die erste Station, die nach sechs Stunden Marsches in südwestlicher Richtung erreicht wurde, hieß Almar und bestand aus drei zerstreut

liegenden Dörfern. Nach Mitternacht, nachdem wir den beträchtlichen Ort Kaisar passiert hatten, wurde die Station Narin erreicht, wir hatten 37 km zurückgelegt in schmalen fruchtbaren Thälern, die aber verlassen waren, weil diese schöne Gegend durch die Räubereien der Turkmanen unsicher gemacht wird. In Narin wurde nur einige Stunden Rast gehalten, da wir eine Station von sieben Stunden vor uns hatten. Nachdem den ganzen Tag ununterbrochen marschiert war, langten wir abends in Dorf und Station Tschitschektu an, in dessen Nähe ein zweites Dorf, Namens Fehmgusar, liegt. Dieser Ort wird als Grenze Maymenes und zugleich ganz Turkestans angesehen.

Die Karawane wird hier von einer Eskorte Dschemschidi, die ihr Chan aus Bala Murgab entgegensandte, in Schutz genommen, weil die Straße von hier weiter durch ein ziemlich breites Thal geht, das zur Rechten die Sarikturkmanen, zur Linken die räuberischen Firuskuhi hat. Der Boden ist äußerst fruchtbar, aber leider herrenlos und unbebaut. Die Bewachung bestand aus 30 wohlbewaffneten und wohlberittenen Dschemschidi, an die sich noch eine doppelt so große Zahl kampffähiger Leute aus der Karawane anschloß, dennoch wurden bei jedem Schritt vorwärts rechts und links auf den Hügeln Vedetten ausgeworfen, und alles war in der größten Spannung. Die Größe der Karawane und besonders die Wachsamkeit bewahrte uns glücklicherweise vor einem Überfall. Wir gingen den ganzen Tag durch herrliche Wiesen, die trotz der vorgerückten Jahreszeit mit kniehohem Gras und Blumen bedeckt waren, und erreichten, nachdem wir in der Nacht gerastet hatten, den nächsten Morgen die Ruinen der Festung Kale Veli, die noch vor wenig Jahren bewohnt war, aber von einer großen Schar der Sarikturkmanen überfallen und ausgeplündert wurde. Die Einwohner wurden teils als Sklaven verkauft, teils erschlagen, und die einsam dastehenden Häuser und Festungsmauern werden bald eine völlige Ruine sein. Am zweiten Tage nach unserm Aufbruch von Tschitschektu gegen Abend endete die schöne Thalgegend, und der Weg, der nun zum Flusse Murgab führen sollte, ging durch einen rauhen Gebirgspaß, der an manchen Stellen sehr steil und dabei so eng ist, daß einzelne beladene Kamele sich nur mit Mühe durchwinden können. Erst um Mitternacht gelangten wir ans Ufer des Flusses, und durch den beschwerlichen Gebirgsritt ermüdet sanken Menschen und Tiere bald in tiefen Schlaf. Als ich am nächsten Morgen erwachte, sah ich, daß wir uns in einem von hohen Bergen umgebenen langen Thale befanden, dessen Mitte, von

den hellgrünen Wellen des Murgab durchschnitten, einen reizenden Anblick darbot. Wir gingen eine halbe Stunde am Ufer entlang, um eine zum Übergang geeignete Stelle zu finden, da der Strom reißend ist und, obwohl nicht besonders tief, doch wegen der Ufererhöhungen und der im Flußbett liegenden Steinblöcke nicht überall überschritten werden kann.

Der Übergang ward mit den Pferden begonnen, auf diese folgten die Kamele, und hinterdrein sollten unsere Esel das Kunststück vollenden. Diese Tiere fürchten bekanntlich Schlamm und Wasser mehr als Tod und Feuer, ich hielt es daher für eine notwendige Vorsichtsmaßregel, meinen Ranzen auf ein Kamel zu legen. Mich selbst auf den leeren Sattel setzend, trieb ich dann meinen Esel in den Fluß hinein. An den ersten Schritten, die er auf dem steinigen Boden des reißenden Stromes machte, merkte ich schon, daß etwas Unangenehmes vorgehen würde, ich wollte absteigen, das war aber unnötig, denn noch einige Schritte weiter stürzte mein Renner unter großem Gelächter der am Ufer stehenden Reisegefährten und rannte dann ganz erschrocken, wie ich es gewünscht hatte, hinüber ans jenseitige Ufer. Das kalte Morgenbad in dem klaren Murgab war nur dadurch unangenehm, daß ich mich nicht umkleiden konnte und einige Stunden mit Teppichen und Säcken bedeckt zubringen mußte, bis mein ganz durchnäßter Anzug an der Sonne getrocknet war. Die Karawane lagerte nahe an der Citadelle, in deren Innern statt Häuser nur Zelte sind, und wo die Chane oder Fürsten der Dschemschidi residieren.

Von der Festung südwestlich wird das Thal so eng, daß es eher den Namen einer Schlucht verdient, in deren Mitte der Murgab mit einem Höllenlärm schäumend dahinrollt. Erst oberhalb Pendschdeh, wo der Fluß tiefer und ruhiger wird, hat das Thal eine Breite von 10—15 km. Die Dschemschidi sind in Kleidung, Lebensweise und Charakter den Turkmanen gleich, ihre Raubzüge sind ebenso gefürchtet, nur können sie nicht so häufig sein, da ihre geringe Zahl sie hindert. Heute sind ihre Chane Vasallen der Afghanen.

Vier Tage lang weilten wir am Ufer des Murgab in der Nähe der genannten Ruinen. Stundenlang wandelte ich diesen schönen hellgrünen Fluß entlang, um die in einzelnen Gruppen zerstreuten Zelte zu besuchen, die armselig und verfallen aussahen und mit zerrissenen alten Filzstücken bedeckt waren. Umsonst bot ich meine Glaskorallen, umsonst meinen Segen an, die Leute wünschten Brot und bedurften derartiger Luxusartikel nicht.

Vom Murgab nach Herat rechnet man vier Tagereisen für Pferde, für Kamele in dieser gebirgigen Gegend an sich schon das Doppelte, um so mehr für die unserigen, die außerordentlich belastet waren. Zwei hohe Bergspitzen, die südlich vom Murgab sichtbar waren, sollten in zwei Tagemärschen erreicht werden. Beide führen den Namen Derbend, d. h. Paß, und sind weit höher, enger und leichter zu verteidigen als der Paß am rechten Ufer des Murgab, der nach Maymene führt. Je weiter man vordringt, desto wilder und romantischer wird die Natur. Die hohen Felsblöcke, die den ersten Derbend bilden, sind von alten Burgruinen gekrönt.

Nachdem der zweite Paß durchschritten war, verließen wir den Murgab, und der Weg bog nach rechts in westlicher Richtung in eine erhöhte Ebene ein. Hier beginnt der hohe Berg Belch gusar, dessen Übergang fünf Stunden dauerte. Gegen Mitternacht hielten wir an einer Stelle an, die den Namen Mogor führt, und von dort erreichten wir am nächsten Morgen die Ruinen der ehemaligen Stadt und Festung Kale No, die jetzt von einigen Hesarezelten, die noch ärmlicher aussahen, als die der Dschemschidi, umgeben war.

Von Kale No ging es wieder über hohe Berge nach Herat zu. Der Weg ist nur 150 km lang, aber sehr mühsam, und wir brauchten vier Tage, um ihn zurückzulegen. Den ersten Tag wurde beim Dorfe Alwar angehalten, nahe an den Ruinen eines ehemaligen Raubschlosses. Den zweiten Tag überschritten wir den Gipfel Serabend, der mit ewigem Schnee bedeckt ist, und wo wir trotz der großen Holzmassen, die angezündet wurden, recht tüchtig froren. Den dritten Tag ging es immer abwärts, der Weg hatte manchmal sehr gefährliche Stellen, da nur ein fußbreiter Pfad sich am Abhange des Berges hinzog und ein Fehltritt Kamel und Mann in die tiefe Schlucht hinabstürzen konnte. Wir gelangten glücklich ins Thal zu Sertscheschene, wo die Hauptquelle eines starken Baches ist, der, nachdem er Herat im Norden bewässert hat, sich in den Heri-Rud stürzt. Den vierten Tag endlich gelangten wir nach Kerruch, welches zu Herat gehört und 30 km von letzterem entfernt ist.

Der vom Norden Herats kommende Reisende wird gewiß überrascht sein, wenn er den Berg Chodscha Abdullah Ansari umgangen hat und die schöne unabsehbare Ebene Herats mit den vielen Kanälen und der Menge zerstreuter Dörfer vor sich liegen sieht. Obwohl Bäume, die Hauptzierde jeder Landschaft, hier gänzlich fehlen, merkt man doch, daß man ans Ende Turkestans, des eigentlichen Mittelasiens, gelangt ist. Herat kann mit Recht dessen Pforte oder Schlüssel

genannt werden, und wenn wir auch den Orientalen, die es das paradiesähnliche nennen, nicht beistimmen wollen, so kann dem umliegenden Lande doch der Charakter einer lieblichen, fruchtbaren Gegend nicht abgesprochen werden. Äcker und Gärten sahen blühend aus, und hohes Gras mit Blumen untermengt bedeckte die Wiesen.

Die Stadt hat, wie jede orientalische Stadt, alte und neue Ruinen, und wie überall, so sind auch hier die erstern schöner und erhabener als die letztern. Wir zogen beim Thore Derwase Arak ein. Die Häuser, die dahin führen, die Vorwerke und das Thor selbst waren einem Schutthaufen ähnlich. Mit jedem Schritt, den wir vorwärts gingen, wuchs die Verwüstung, ganze Stadtviertel standen öde und verlassen. Nur der Bazar, d. h. der mit der Kuppel überbaute Teil, der schon viele Belagerungen ausgehalten hat, bot ein recht interessantes Musterbild eines Lebens dar, dessen Charakter ein Gemisch von Indien, Persien und Mittelasien repräsentiert.

Ich hatte vergessen, daß der Orient nie das ist, was er zu sein scheint, und die Täuschung war leider eine der bittersten.

6.
Kabul in Afghanistan.

— Alexander Burnes —

Es war Mitternacht, als wir den Paß Lutabend erreichten, von dessen Höhe westwärts Kabul in einer Entfernung von 50 km zuerst sichtbar wird. Wir legten uns in der Nähe einer Quelle nieder und schliefen ohne Obdach in der bitterkalten Nacht. Nach einigen Stunden jedoch erhoben wir uns mit dem Morgenstern und setzten unsere Reise nach Kabul fort, das wir jedoch erst nachmittags erreichten. Die Stadt hat von außen durchaus nichts Imposantes, und erst, als ich mich in dem schönen Bazar befand, fühlte ich mich in der Hauptstadt eines Reiches. Nachdem ich mich leidlich untergebracht, verlor ich keine Zeit, Ausflüge in die Umgegend zu machen, und ergriff die erste Gelegenheit, das Grab des Königs Baber zu besuchen, das nur etwa 2 km von der Stadt an einem reizenden Orte liegt. Er hatte befohlen, ihn hier, seinem Lieblingsorte in seinen weiten Ländern, zu begraben. Seine Worte über Kabul sind folgende: „Das Klima ist entzückend, und es giebt keinen solchen Platz mehr in der bekannten

Welt. — Trinke Wein in dem Schlosse von Kabul, und sende den Becher umher ohne Unterlaß, denn es ist zugleich ein Berg, ein See, eine Stadt und eine Wüste." Das Grab ist durch zwei aufgerichtete Tafeln von weißem Marmor bezeichnet, und wie gewöhnlich geben die letzten Worte der Inschrift die Zeit seines Todes an. Der Denkspruch scheint mir glücklich gewählt. „Als Ruzwan im Himmel war,

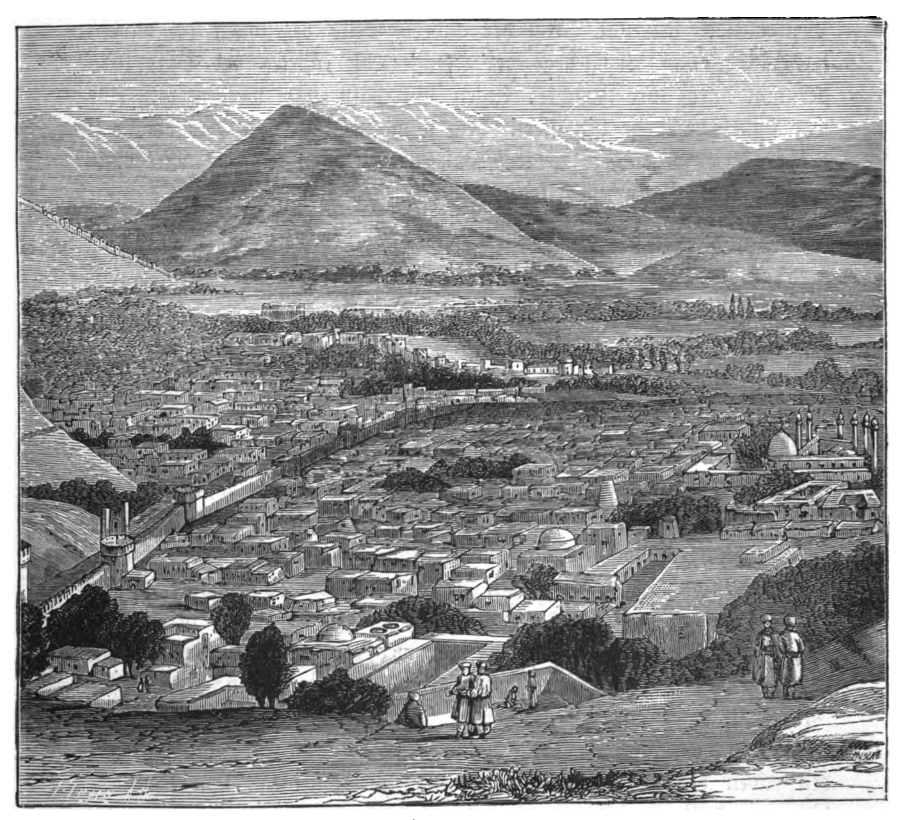


Abb. 37. Kabul.

fragte er nach dem Tage seines Todes; ich sagte ihm: der Himmel ist der ewige Aufenthalt Baber Padischahs." Er starb im Jahre 1530. Ein Bach bewässert noch die duftenden Blumen dieses Begräbnisplatzes, wohin das Volk von Kabul an hohen Feiertagen wandert.

Man hat eine herrliche Aussicht von dem benachbarten Hügel, auf welchem vom Schah Zeman ein Sommerhaus erbaut wurde.

Wir stiegen hinauf und setzten uns hier nieder. Man stelle sich eine Ebene von etwa 40 km im Umkreise vor, teils mit Gärten, teils mit Feldern in reizender Unregelmäßigkeit angefüllt, und von drei Bächen in schlängelndem Laufe durchschnitten, welche zahllose kleine Forts und Dörfer bespülen, dann hat man eine der Landschaften von Kabul vor sich. Nördlich liegen die Berge von Paghman, bis in die Mitte herab mit Schnee bedeckt, und durch eine prächtig grüne Fläche von dem Beschauenden getrennt. Auf der andern Seite bezeichnen die dürren Felsenberge das Pagigehege der Könige; die Gärten der Stadt, so berühmt durch ihre Früchte, liegen unterhalb und werden auf eine sehr sinnreiche Weise bewässert. Ich wundere mich nicht darüber, daß Baber diese Gegend so liebte, denn nach seinem eigenen Ausdrucke machen sein Grün und seine Blumen Kabul im Frühlinge zum Himmel."

Kabul ist eine sehr bevölkerte Stadt, und der Lärm nachmittags ist so groß, daß man sich keinem Begleiter vernehmlich machen kann. Der große Bazar oder Tschautschat ist eine elegante Arkade etwa 200 m lang und 10 m breit; er ist in vier gleiche Teile abgeteilt. Die Decke ist bemalt, und über den Läden befinden sich die Wohnungen einiger Bürger der Stadt. Der Plan ist gut angelegt, aber unausgeführt geblieben, und die Brunnen und Cisternen, welche dazu gehören, sind vernachlässigt. Dennoch finden sich wenige solche Bazars im Orient, und man staunt über die Seidenzeuge, die Tücher und andere Waren, die hier ausgestellt sind. Abends ist der Anblick sehr interessant, jeder Laden ist durch eine vorn aufgehängte Lampe erleuchtet, was der Stadt das Ansehen giebt, als ob sie illuminiert wäre. Bemerkenswert ist die große Anzahl Läden, wo getrocknete Früchte verkauft werden, die sie sehr geschmackvoll zu arrangieren wissen. Im Mai kann man Trauben, Birnen, Äpfel, Quitten und selbst Melonen aus dem vorigen Jahre, also zehn Monate alt, kaufen. In den Läden der Geflügelhändler finden sich Schnepfen, Enten, Rebhühner und Regenpfeifer, nebst anderm Wild. Die Läden der Schuhmacher und Metallwarenhändler sind gleichfalls mit auffallender Nettigkeit angeordnet. Jedes Gewerbe hat seinen besonderen Bazar, und alle scheinen sehr geschäftig. Der Monat Mai ist die Zeit des „Falodoh," eines dicken, weißlichen Saftes, der aus Weizen abgezogen, und mit Scherbet und Schnee getrunken wird. Das Volk liebt dies Getränk sehr, und die Viktualienhändler in allen Teilen der Stadt scheinen stets beschäftigt, ihre Kunden zu befriedigen; ein Schneehaufen liegt dabei auf der einen Seite und ein laufendes Wasser plätschert

auf der andern. Um die Bäckerläden drängt sich das Volk und wartet auf Brot, das in breiten Kuchen um den Ofen geschlagen und so gebacken wird. Kabul ist wegen seiner gekochten Fleischspeisen berühmt, die in großer Menge verkauft werden, denn wenige kochen zu Hause. „Rawasch“ ist das Leckergericht im Mai. Es ist dies weißer Rhabarber, der an ganz gegen die Sonne geschützten Orten gepflanzt wird und unter den Bergen in der Nachbarschaft üppig wächst. Sein Geschmack ist köstlich. „Schabasch Rhawasch!“ (herrlicher Rhabarber) ruft man in den Straßen, und jedermann kauft ihn. In den dichtbevölkertsten Teilen der Stadt findet man Erzähler, welche den Müßiggängern die Zeit vertreiben, und Derwische, welche den Ruhm und die Thaten des Propheten Mohammed verkündigen. Erscheint vor diesen letztern ein Bäcker, so verlangen sie von ihm ein Brot im Namen des Propheten, und wenn man aus der Zahl dieser Leute einen Schluß ziehen darf, so muß ihr Gewerbe ziemlich einträglich sein. Die Straßen sind nicht sehr eng, sie werden während der trockenen Witterung gut unterhalten und sind von kleinen bedeckten Wasserleitungen durchschnitten, die sehr reines Wasser führen, und eine große Bequemlichkeit für das Volk sind. Wir durchstrichen die Straßen unbeachtet, und selbst ohne Begleitung. Mich interessierte der Anblick des Volkes mehr als die Bazars. Die Leute schlenderten umher in Kleidern und Schaffellen, und erschienen wegen der Menge von Kleidern, die sie trugen, fast unförmlich. Die Kinder haben alle so rote und volle Wangen, daß ich anfangs glaubte, sie seien geschminkt. Die Häuser sind eng aneinander aus Backstein und Holz gebaut, machen aber keinen Anspruch auf Eleganz, und wenige sind über zwei Stockwerke hoch. Die Stadt ist dicht bevölkert und hat etwa 60,000 Einwohner. Der Kabulfluß strömt mitten hindurch, und soll der Sage nach die Stadt schon dreimal fortgerissen oder überschwemmt haben. Zur Regenzeit aber giebt es keinen schmutzigeren Ort.

Seit unserer Abreise hatten wir uns in einem immerwährenden Frühling befunden; die Bäume blühten, als wir im Februar Lahur verließen; ebenso fanden wir es im März in Peschawer, und jetzt in Kabul. Dies deutet auf eine bezeichnende Weise die relative Höhe dieser Orte an. Kabul liegt mehr als 2000 m über dem Meer. Ich brachte einige köstliche Tage in seinen schönen Gärten zu; sie sind gut angelegt und unterhalten, und die Fruchtbäume in regelmäßigen Entfernungen gepflanzt; sie liegen meist terrassenförmig über einander. Eines Abends besuchte ich einen solchen Garten, der 12 km von der Stadt entfernt war. Der Boden war mit gefallenen Blüten bedeckt,

die der Wind gleich Schneehaufen in die Ecken zusammengeweht hatte. Wir setzten uns unter einen Birnbaum aus Samarkand, der berühmtesten Gattung im Lande, und bewunderten die Aussicht. Groß war die Mannigfaltigkeit und Zahl der Fruchtbäume: Birnen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche, Äpfel, Quitten, Kirschen, wälsche Nüsse, Maulbeerbäume, Granatäpfel und Weintrauben wuchs alles in einem Garten. Nachtigallen, Amseln, Drosseln, Tauben und geschwätzige Elstern sah man fast auf jedem Baume. Der schönste Garten um Kabul, der Königsgarten genannt, ist von Tunur Schah angelegt, liegt nördlich von der Stadt und hat etwa einen Quadratkilometer Größe. In der Mitte steht ein geräumiges, achteckiges Sommerhaus, auf welches von allen Seiten Fruchtbaumalleen zusammenlaufen, was einen sehr artigen Anblick gewährt. Auf einem Marmorsitze an der Vorderseite saßen einst die Könige von Kabul in ihrer Herrlichkeit. Die Leute schlendern ungemein gern in diesen Gärten umher, und man kann sie jeden Abend in großer Anzahl daselbst sehen. Das Klima von Kabul ist herrlich; mittags brennt die Sonne heißer als in England; aber die Nächte und Abende sind kühl, und nur im August finden die Leute es nötig, auf ihren Balkonen zu schlafen. Es giebt keine eigentliche Regenzeit, doch stürzen zuweilen anhaltende Regengüsse nieder. Der Schnee bleibt fünf Monate liegen. Im Mai stand der Thermometer in der heißesten Tageszeit 14° R, und meist weht ein durch den Schnee auf den Bergen gekühlter Nordwind.

Kabul ist besonders wegen seiner Früchte berühmt, die in großer Menge nach Indien ausgeführt werden. Die Reben tragen so reichlich, daß man drei Monate lang das Vieh mit den Trauben füttert. Der Wein von Kabul hat eine Blume ähnlich dem Madeira. Man benutzt hier die Trauben auf sehr mannigfache Weise: man bratet Fleisch in Traubensaft und genießt Traubenpulver als Zuspeise. Zu dem Ende nimmt man die Trauben ab, ehe sie reif sind, trocknet und stößt sie dann; das Pulver sieht aus wie Cayennepfeffer, und hat einen angenehmen säuerlichen Geschmack. Auch trocknet man viele reife Trauben.

Unter den öffentlichen Gebäuden nimmt der Bala Hissar, oder die Citadelle den ersten Rang ein. Kabul ist südlich und westlich von hohen Felshügeln umgeben und am östlichen Ende ist der Bala Hissar, welcher die Stadt beherrscht. Er liegt auf einem Vorsprung, etwa 50 m über den umliegenden Wiesen. Unterhalb desselben ist ein zweites Fort, gleichfalls Bala Hissar genannt, wo der Fürst mit seinen Leibwachen sich aufhält.

III.

Sibirien.

1.

Auf Kap Tscheljuskin.

— Adolf Erik von Nordenskiöld —

Wir waren der Nordspitze Asiens, dem Kap Tscheljuskin, nahe gekommen. Erwartungsvoll fuhren wir daher fort, längs der Küste teils zu segeln, teils zu dampfen, meist in einem äußerst dichten Nebel, welcher sich nur zeitweise so weit zerteilte, daß die Küstenlage unterschieden werden konnte. Das Meer war glatt wie ein Spiegel. Nur wenig und stark zerfressenes Eis zeigte sich ab und zu; im Laufe des Tages aber dampften wir an einem ausgedehnten, ungebrochenen, landfesten Eisfelde vorbei, welches eine Bucht an der westlichen Seite der Tscheljuskin-Halbinsel einnahm. Das Eis, aus dem dasselbe bestand, schien im Nebel ungeheuer stark und hoch, obgleich es in Wirklichkeit beinahe ebenso zerfressen war wie das, welches die Eisstreifen bildete, die uns hier und da auf dem Meere begegneten.

Der Nebel hinderte alle weite Aussicht über das Meer, und ich fürchtete bereits, daß die nördlichste Spitze Asiens so eisumschlossen sein würde, daß wir nicht an derselben würden landen können. Bald aber schimmerte eine dunkle, eisfreie Landspitze im Nordosten aus dem Nebel hervor. Ein nach Norden offener Busen schnitt hier in das Land hinein und in diesem warfen beide Fahrzeuge am 19. August 1878 um 6 Uhr nachmittags Anker.

Wir hatten jetzt ein jahrhundertelang vergebens erstrebtes Ziel erreicht: zum erstenmal lag ein Fahrzeug an der nördlichsten Landspitze der Alten Welt vor Anker. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß dieses Ereignis durch Aufhissen der Flaggen und durch Kanonensalute, sowie später, nachdem wir von unserm Ausfluge ans Land

zurückgekehrt waren, durch eine Festlichkeit an Bord mit Wein und Toasten gefeiert wurde.

Ebenso wie bei unserer Ankunft am Jenessei, wurden wir auch hier von einem großen Eisbären empfangen, den wir schon vor dem Ankern der Fahrzeuge am Strande auf- und abgehen und dann und wann unruhig ausschauen und nach dem Meere zu schnüffeln sahen, um zu erforschen, welch' merkwürdige Gäste jetzt zum erstenmal in sein Reich eingedrungen waren. Ein Boot wurde ausgesetzt, um ihn

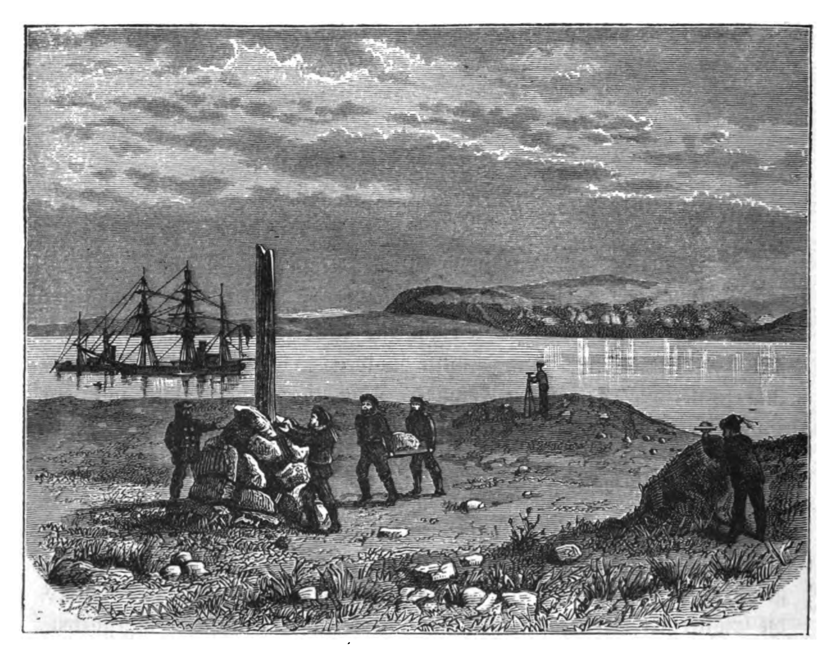


Abb. 38. Kap Tscheljuskin.

zu erlegen, der Bär aber hütete sich, mit unsern Gewehren nähere Bekanntschaft zu machen. Die Kanonensalute veranlaßten ihn so vollständig zur Flucht, daß er nicht einmal, wie die Bären sonst zu thun pflegen, am folgenden Tage wiederkam.

Die Nordspitze Asiens bildet eine niedrige, durch einen Busen in zwei Teile getrennte Landzunge, deren östlicher Arm sich ein wenig weiter nach Norden erstreckt als der westliche Arm. Ein Bergrücken mit allmählich abfallenden Seiten zieht sich von der östlichen Spitze in südlicher Richtung in das Land hinein und scheint bereits innerhalb des Gesichtskreises eine Höhe von 300 m zu erreichen. Gleich

dem darunterliegenden Flachlande war seine Krone beinahe schneefrei; nur an den Seiten des Berges oder in tiefen, von Schneebächen ausgegrabenen Furchen und kleinen Thälern auf der Ebene waren große weiße Schneefelder sichtbar. Ein niedriger Eisrand stand noch an den meisten Stellen längs des Strandes. Aber kein Gletscher wälzte seine blauweißen Eismassen an den Seiten der Berge herab, und keine Eisseeen, keine hervorspringenden Felsblöcke, keine hohen Bergspitzen verschönerten das Bild der Landschaft, welche die einförmigste und ödeste war, die ich im hohen Norden gesehen habe.

Überall war der Boden in mehr oder weniger regelmäßige Sechsecke zersprungen, deren inneres Feld gewöhnlich von Wachstum entblößt war, während aus den Sprüngen verkrüppelte Blumengewächse, Flechten und Moose hervorsproßten. An einigen Stellen war der Boden jedoch mit einer aus Moosen, Flechten, Gras und Halbgras gebildeten Pflanzenmatte bedeckt, die den früher von mir angetroffenen glich; doch waren die Blumengewächse hier weniger zahlreich, die Moose verkrüppelter und weniger fruchttragend. Auch die Flechtenflora war nicht vielförmig, obgleich häufig ganz üppig entwickelt. Am wichtigsten an Gewächsen war der äußerste Vorsprung der Landspitze. Es hatte nahe das Aussehen, als ob viele der Gewächse des Taimurlandes versucht hätten, von hier aus weiter nach Norden zu wandern, dabei aber, als sie das Meer angetroffen, dort geblieben wären, außer stande, weiter zu kommen, und nicht geneigt, wieder umzukehren. Daß die Vegetation hier an der Nordspitze Asiens mit einem harten Klima zu kämpfen hat, zeigt sich unter anderm darin, daß die meisten Blumengewächse eine besondere Geneigtheit zu haben scheinen, äußerst dichte, halb kugelförmige Höcker zu bilden.

Die einzigen Insekten, welche hier in etwas größerer Menge vorkamen, waren Poduren, doch sahen wir auch einige Fliegen und sogar einen Käfer. Von Vögeln erblickten wir eine Menge Schnepfen; eine äußerst zahlreiche Schar von Ringelgänsen, offenbar auf dem Zuge nach südlicheren Gegenden begriffen und vielleicht von einem nördlich vom Kap Tscheljuskin belegenen Polarlande kommend: ferner einen Tauchervogel, einige Eismöven und dreizehige Möven, sowie Überreste von Eulen. Die Säugetiere wurden durch den vorher erwähnten Bären, sowie durch Renntiere und Lemminge repräsentiert, von denen wir Spuren und Mist auf den Ebenen fanden. Im Meer sahen wir ein Walroß, verschiedene Robben und ein paar Züge weißer Delphine.

Alle Flüsse waren jetzt ausgetrocknet, aber ausgedehnte flache Flußbetten gaben zu erkennen, daß zur Zeit des Schneeschmelzens ein

reicher Wasserfluß hier stattfand. Das Gemurmel der Schneebäche und Vogelgeschrei durchbrechen dann gewiß die Einsamkeit und das Schweigen, welches jetzt über den kahlen, beinahe alles Wachstums entblößten Lehmbetten des Flachlandes ausgebreitet liegt. Menschenspuren sahen wir hier nicht. Die Erzählungen, welche bereits um das Jahr 1600 herum über die Beschaffenheit der Nordspitze Asiens im Umlauf waren, machen es jedoch wahrscheinlich, daß die sibirischen Nomaden ihre Renntierherden auch manchmal bis hier hinauf getrieben haben. Die Bergart besteht aus einem Thonschiefer, mit Schwefelkies-Krystallen untermischt. An der äußersten Spitze selbst ist der Schiefer von einem mächtigen Gang reinen, weißen Quarzes durchzogen. Nach alter Nordpolfahrersitte wurde hier zum Andenken unsers Besuches ein stattliches Steinwahrzeichen errichtet.

2.
In der sibirischen Tundra.

— Ferdinand von Wrangel —

Am 1. August schlugen wir unser Nachtlager am Ufer der Baranicha auf: wir wollten versuchen, von hier aus die Kolyma zu erreichen. Nach einigen Rasttagen, die wir unsern Pferden gönnen mußten, setzten wir daher unsern Weg längs der Baranicha fort. Das Thal verengte sich immer mehr, bald fanden wir uns von hohen Felsen und Bergen eingeschlossen, deren nackte steile Wände sich nicht selten weit überhängend über finsteren, mit Schnee angefüllten Schluchten erhoben. Mit unsäglicher Mühe gelang es uns, erst spät in der Nacht, den Gipfel dieses Berges zu erreichen, wo wir aber trotz der Höhe einen nur an der Oberfläche gefrorenen Morast trafen, der durchaus kein trockenes Weide- und Lagerplätzchen darbot, so daß wir genötigt waren, unsere schon sehr ermüdeten Pferde noch weiter zu treiben, um ein Nachtlager zu suchen. Aus diesem merkwürdigen, hochliegenden Morast entspringt ein südwärts abfließender Bach, der ein Zufluß des Baches Poginden ist, welcher sich in den kleinen Aniuh ergießt; dem Laufe desselben folgend zogen wir den Berg hinab, dessen Abfall nach Süden beinahe unmerklich ist. Hier treten die Gebirge zu beiden Seiten zurück und in dem erweiterten Thale fließt der Bach langsam durch einen mit niederem Strauchwerk bewachsenen Sumpf. Am 4.

hatten wir warmes, heiteres Wetter. Ich machte die Längen- und Breitenbeobachtung, die ich kaum beendigt hatte, als meine Aufmerksamkeit durch ein höchst interessantes und für mich ganz neues Schauspiel gefesselt ward: zwei unabsehbare Renntierzüge, auf ihrer Rückwanderung begriffen, zogen nicht weit von unserm Lagerplatz die Hügel hinab, den Wäldern zu, die sie im Winter bewohnen. Dicht an einander gedrängt bildete jeder Zug eine nach vorn sich verengernde Masse, die langsam und majestätisch daherwogte und mit ihrem breitgezackten hohen Geweih einem entlaubten, wandernden Walde glich. Es war ein in seiner Art schöner, großartiger Anblick! An der Spitze des Zuges ging als Anführer ein ausnehmend großes Tier, welches, wie meine Führer versicherten, immer eine Renntierkuh, nie ein Bock sein soll. — Hinter der einen Herde schlich ein Wolf einher, der nur den Augenblick zu erwarten schien, wo irgend ein junges oder schwächeres Tier von der Herde zurückbleiben würde, um sich desselben zu bemächtigen; als er aber unser gewahr wurde, gab er seinen Plan auf und floh in den Wald zurück. Dem andern Zuge folgte in einiger Entfernung ein großer, brauner Bär, der aber bescheidenere, weniger blutdürstige Absichten hegte; er begnügte sich damit, von Zeit zu Zeit mit großer Geschicklichkeit ein Mäuschen unter dem lockeren Boden hervorzuscharren und zu verspeisen. Dies harmlose, gastronomische Geschäft trieb er so emsig, daß er sich dabei auch durch unsern Anblick nicht im mindesten stören ließ. Hingegen kostete es uns nicht wenig Mühe, unsere zwei Hunde, die wir mithatten, in Ruhe zu erhalten, denn ihr Bellen, ja auch nur ein Laut oder eine Bewegung von uns, hätten den Zug verscheucht und die am kleinen Aniuh auf denselben harrenden Renntierjäger um diese ihnen so außerordentlich wichtige Beute gebracht. Der Zug dauerte über zwei Stunden; als er an uns vorüber war, brachen wir auf und gelangten nach einem Marsch von 20 km an den Fuß der Bergkette, die wir von unserm Nachtlager aus gesehen hatten.

Am 6. August gelangten wir an eine Stelle, wo sich der Fluß in feuchten Windungen durch das Thal schlängelte, indem er bald den Fuß des nördlichen, bald den des südlichen Gebirges bewässerte. Am Ufer wachsen lichtgrüne Gruppen hoher Weidengebüsche, zwischen denen sich hin und wieder schlanke, kräftige Espen erheben und mit dem dunkleren, bläulichen Grün der Lärchenbäume abwechseln.

Die lange Entbehrung eines solchen Anblicks verlieh dieser einfachen Landschaft in unsern Augen einen ungemeinen Reiz; selbst die schwarzen Felsen, an denen nur selten etwas Gras aus einer Ritze

hervorsproß und die ganze, immer noch sehr ärmliche Natur verloren in unsern Augen ihre eigentümliche Düsterkeit; wir labten unsere ermüdeten Blicke an dem Grase, an den Blättern, die uns freundlich und heimisch zuzuwinken schienen.

Am 13. August früh morgens wurden wir beim Erwachen höchst unangenehm durch die Entdeckung überrascht, daß unsere Pferde, die wie gewöhnlich auf einer nahe gelegenen Wiese grasten, alle bis auf eins, das alt und kraftlos war, verschwunden seien. Wahrscheinlich hatten sich während der Nacht Bären oder Wölfe dort gezeigt und sie versprengt. Wir machten uns sogleich nach verschiedenen Seiten hin auf, um die uns so notwendigen Flüchtlinge womöglich noch einzufangen. Nachdem wir aber den ganzen Tag bis spät in die Nacht mit vergeblichem Suchen hingebracht hatten, kehrten wir unverrichteter Sache und sehr ermüdet zu unserem Zelt zurück. Aber auch hier hatten wir nicht einmal den Trost, uns durch Speise und Trank stärken zu können, denn auf der Jagd hatten wir Unglück gehabt und am gestrigen Tage war der letzte Rest unserer Zwiebäcke verzehrt worden; unser ganzer Vorrat an Lebensmitteln bestand in etwas Thee und Zucker, was nun freilich nicht sehr nahrhaft ist.

Zu dem sehr empfindlichen Verlust unserer Pferde gesellte sich aber eine zweite in unserer Lage nicht minder schwerwiegende Kalamität; der uns begleitende Wegweiser erklärte nämlich, daß er durchaus nicht mehr wisse, wo wir uns befänden, indem die vor uns liegenden Gebirge ihm ganz fremd seien, daß die im Süden sichtbaren Berggipfel ganz anders aussähen, wie die, welche am kleinen Aniuh in der Nähe von Konowalow, dem Winterlager seines Stammes, liegen, daß wir uns demnach noch sehr weit von dem Sommerlager des Stammes der Jukahiren befinden müßten. Er hatte so vollständig den Kopf verloren, daß er sogar den Fluß Poginden nicht mehr erkannte. Unsere Lage, besonders bei dem gänzlichen Mangel an Lebensmitteln, war eine sehr üble; wir durften keine Zeit verlieren, sondern mußten suchen, den Aniuh sobald als möglich zu erreichen, der uns zu menschlichen Wohnstätten geleiten konnte. Daher beschloß ich, wenn sich die Pferde bis zum folgenden Morgen nicht einstellten, die Reise zu Fuß fortzusetzen.

Am 14. packten wir unser Zelt und den größten Teil unserer Sachen zusammen, verbargen sie an einem leicht wiederzufindenden Orte und nahmen nur unsern Theeapparat, einen Kessel und meine Instrumente mit. Hiermit beluden wir das uns treu gebliebene alte Pferd und machten uns früh morgens bei ziemlich dichtem Regen und

scharfem Winde zu Fuß auf den Weg. — Wir vermieden so viel als möglich die sumpfigen Stellen und zogen über die Hügel, den im Süden vor uns liegenden Bergen zu.

Es wäre überflüssig, all der Beschwerden zu erwähnen, die wir auf unserm Marsche zu überwinden hatten; man kann sich ungefähr einen Begriff davon machen, wenn man bedenkt, daß wir unter beständigem Regen durch Sümpfe waten, ziemlich tiefe, reißende Bäche auf in der Eile zusammengeworfenen Stangen überschreiten und uns durch Gebüsch und stachlichtes Strauchwerk einen Weg bahnen mußten. Nach acht mühevollen Stunden hatten wir nicht mehr als 15 km zurückgelegt, waren aber so ermüdet, daß wir haltmachen und rasten mußten. Zum Glück hörte wenigstens der Regen auf; wir machten ein Feuer an, um unsere ganz durchnäßten Kleider etwas zu trocknen, und nachdem wir unsere, nur aus einer Portion Thee bestehende Abendmahlzeit eingenommen hatten, verbrachten wir infolge unserer Ermüdung die Nacht unter freiem Himmel recht gut. — Am Morgen aber stellte sich der Hunger bei allen sehr ernstlich ein, und das Bedürfnis ward mit jeder Stunde stärker. Wir hofften, in den Vorratslöchern der Feldmäuse die in Sibirien unter dem Namen Makarscha bekannte mehlige Wurzel zu finden, die den Jukahiren oft aus der Not hilft, aber leider ergab sich, daß die haushälterischen Tierchen dem morastigen Boden keine Vorräte anvertraut hatten und wir sahen uns endlich genötigt, unsere Zuflucht zu einem anderen hiesigen Nahrungssurrogat, der Baumrinde, zu nehmen.

Es ward ein gesunder, junger Lärchenbaum gewählt, dessen äußere Borke abgeschält wurde, dann schnitten wir die innere weiche Rinde in kleine Stücke, die wir in unserm Kessel so lange kochten, bis die Oberfläche des Wassers sich mit Harz überzog; nachdem dieses rein abgeschöpft war, würzten wir den Brei mit Salz und Pfeffer, und ich muß gestehen, daß das neue Gericht, trotz den noch darin zurückgebliebenen klebrigen Harzteilchen sich ganz gut essen ließ, wozu denn allerdings wohl der Hunger sehr wesentlich beitrug. Wenigstens füllt es den Magen, und, mäßig genossen, verursachte es auch weiter keine Beschwerden.

Während dieses Frühstücks überzog sich der Himmel mit finsteren Wolken, und den ganzen Tag über regnete es von Zeit zu Zeit.

Am folgenden Morgen erhoben wir uns zeitig und setzten bei fortdauerndem Regen unsere Fußreise fort. Die Hügel um uns her wurden allmählich höher und gestalteten sich schließlich zu hohen, senkrecht aufsteigenden Bergen. Um den Mut meiner Gefährten aufrecht

zu erhalten, sagte ich ihnen stets mit großer Sicherheit, daß wir gerade auf den Aniuh los gingen. Wir wateten durch einen reißenden Bach, den unser Jukahir nicht kannte; seiner Meinung nach waren wir noch sehr weit vom Aniuh entfernt. Ein ununterbrochener Marsch von 13 km brachte uns auf den höchsten Gipfel der Bergkette, von wo wir den Ausblick auf die Umgegend hatten. Südwestlich zogen sich die Berge weiter fort, im Süden aber lag ein tiefes Thal, in welchem wir endlich das Ende unserer Not, den ersehnten Aniuh, entdeckten.

Die Freude über diesen tröstlichen Anblick war groß; unser Jukahir, der nun das Thal, den Strom und seinen Winterwohnort Konowalow erkannte, jauchzte laut und brach plötzlich, Hunger und Ermüdung vergessend, in seinen fröhlichen Nationalgesang aus. —

Wir hatten ungefähr noch 9½ km bis an den Strom und von dort noch 2 km bis an den Ort Konowalow zu gehen und hofften dahr bestimmt, noch vor Abend in letzterem anzukommen. Als wir aber das Ufer des Flusses erreicht hatten, war die Gesellschaft, die seit 11½ Stunden ununterbrochen auf den Beinen gewesen und auf höchst beschwerlichen Pfaden hohe Berge erklommen hatte, so völlig entkräftet, daß wir einmütig beschlossen, lieber hier unter freiem Himmel im Regen die Nacht zu verbringen und erst am folgenden Morgen über den Fluß nach Konowalow zu gehen. Unser Jukahir indes erbot sich, dies Stück Weges noch zu machen, um von dort einige Lebensmittel zu holen. Er ging ab, und wir erwarteten, um ein großes Feuer gelagert, mit Ungeduld seine Rückkehr. Nach anderthalb Stunden kam unser Abgesandter endlich zurück, aber — mit leeren Händen. Er hatte alle Vorratskammern der jetzt noch in ihren Sommerlagern lebenden Einwohner durchsucht und durchaus nichts gefunden als die traurigen Beweise, daß hier eine schreckliche Hungersnot geherrscht haben müsse.

Zu erschöpft, um noch an die Bereitung eines Baumrindenbreis zu denken, trösteten wir uns über unsere getäuschten Hoffnungen mit etwas Thee und mit der Überzeugung, daß wir in dem 12 km von hier belegenen Ort Ostrownoje Menschen und einige Lebensmittel finden würden.

Früh morgens machten wir uns dahin auf und langten daselbst nach einem Marsch von 3½ Stunden an. Aber auch hier sahen wir uns in unseren Hoffnungen getäuscht: alles war leer, die wenigen Einwohner des Ortes waren teils auf dem Fischfang, teils auf der Jagd im Lande verstreut und hatten alles, was etwa von Vorräten noch übrig war, mitgenommen.

Sehr niedergeschlagen bereiteten wir uns wieder einen harzigen Baumrindenbrei. Unterdessen aber fertigte ich ein paar meiner Leute nach dem nächsten 6 km von hier belegenen Sommerlager ab, wo gewöhnlich die hiesigen Jäger dem Renntierzuge aufzulauern pflegen, und wo ich hoffte, vom Häuptling einige Lebensmittel zu erhalten.

Er schickte uns auch wirklich den ganzen Rest seiner Provisionen, die aber leider nur in einem Stück Renntierfleisch, zwei Renntierzungen und einem Fisch bestanden. Die Leute entwarfen ein schreckliches Bild von der Not und dem Hunger, womit sie kämpften; seit einiger Zeit schon bestand ihre einzige Nahrung in zerstampften Knochen, gekochten Stücken Renntierfell, Wurzeln und dergleichen, und noch war das Ende dieser fürchterlichen Not nicht abzusehen. Die Frühlingsjagd war mißraten, und selbst in diesem Augenblick, wo die Renntiere in vollem Wandern waren, hatten die unglücklichen Hungernden kein einziges dieser Tiere erlegen können.

Da ich von dem angekommenen Jukahiren erfuhr, daß ein aus Jakutsk mit Geld und Briefen für die Expedition angekommener Kosak schon seit einem Monat in Nishne-Kolymsk auf mich warte, beschloß ich, sogleich dorthin abzureisen. Ich bestieg früh morgens am 17. August ein Boot und fuhr damit den reißenden Aniuh hinab, dessen geschlängelte Ufer, jetzt noch mit grünenden Baumgruppen besetzt, einen recht freundlichen Anblick darboten.

Am 20. August langte ich dann endlich in Nishne-Kolymsk an. Hier blieben wir bis Mitte November. Dann wurden Pferde gemietet und in Begleitung einiger Jakuten bei einer Kälte von 32° die Reise nach Jakutsk angetreten.

Wiederholt übernachteten wir auf einem offenen, durch gar nichts gegen den Nordwind geschützten, flachen Weideplatz um ein unter freiem Himmel angemachtes Feuer. Da hatte ich Gelegenheit, an den uns begleitenden Jakuten zu beobachten, wie weit es der Mensch durch Gewohnheit in der Abhärtung gegen Kälte und Ungemach bringen kann. Die Sorglosigkeit der Jakuten gegen alles, was etwa zum Schutz gegen die rauhe Witterung oder zu irgend einer Art von Bequemlichkeit dienen könnte, ist so groß, daß sie für die weiteste Winterreise weder Zelte noch Decken mitnehmen, ja nicht einmal eine von den größeren Pelzbekleidungen, ohne die wir uns bei einem gewissen Kältegrad hinauszuwagen gar nicht für möglich halten. Der Jakute hat auf der Reise ungefähr seine gewöhnliche Hauskleidung an; damit bringt er die Nacht fast immer unter freiem Himmel zu, eine auf den Schnee gebreitete Pferdedecke ist sein Bett, der hölzerne Sattel

sein Kopfkissen. Mit demselben Pelzjäckchen, das ihm den Tag über als Rock dient und das er zur Nacht auszieht, bedeckt er sich Rücken und Schulter, während der vordere Teil des Körpers fast unbedeckt gegen das helllodernde Feuer gerichtet ist. Wenn er eine Weile so gelegen und sich so weit erwärmt fühlt, daß er dem Schweiße nahe ist, so verstopft er sich Nase und Ohren mit kleinen Fellstückchen und bedeckt sein Gesicht bis auf eine ganz kleine Öffnung zum Atemholen, und damit ist alles geschehen, was er nötig hat, um nicht, auch bei der größten Kälte, zu erfrieren.

Ebenso merkwürdig und geradezu unbegreiflich ist der Ortssinn und das Gedächtnis dieser Leute. Eine Pfütze, ein Stein, ein Strauch, jede kaum bemerkbare Erhöhung der Fläche, die dem an künstliche Wegweiser gewöhnten Auge nichts sagen, prägen sich diesen ungebildeten Naturmenschen tief ins Gedächtnis und geleiten sie noch nach Jahren sicher durch die unermeßliche, öde Steppe. Eine diesen Gegenden eigentümliche Naturerscheinung, die uns unseren Marsch sehr erschwerte, sind die sogenannten Taryni, die, obgleich anderer Entstehung, doch einige Ähnlichkeit mit den Gletschern haben. In den hiesigen Gebirgsthälern nämlich, deren kiesiger Boden im heißen Sommer und dem gewöhnlich dürren Herbste ganz austrocknet, tritt oft mitten im Winter beim stärksten Froste eine große Menge Wasser aus der Erde, welches sich nach allen Seiten ergießt und gefriert. Diese erste Eisrinde bekommt an verschiedenen Stellen Risse und Spalten, aus denen aufs neue Wasser hervorquillt und durch das Gefrieren eine zweite Eisrinde bildet. In dem Maße nun, als durch die Wirkung des Frostes das Wasser aus der Tiefe des lockeren Bodens hinaufgepreßt wird und an der Oberfläche zur festen Masse gefriert, nimmt die aus lauter Schichten bestehende Eisrinde an Dicke und Ausdehnung zu und bedeckt zuletzt alles Gesträuch und selbst Bäume von mittelmäßiger Höhe. Der Übergang über diese Taryni ist äußerst beschwerlich und nicht ohne Gefahr; wenn sie festgefroren sind, so ist die Oberfläche derselben so glatt, daß selbst gutbeschlagene Pferde fast bei jedem Schritte ausglitschen, mit ihrer Last zu Boden stürzen und nicht selten auf der Stelle tot liegen bleiben. Besonders gefährlich ist es, wenn die Karawane an einem Abhange oder bei einer Schlucht von einem der hier oft eintretenden orkanartigen Windstöße ergriffen wird, denen nichts widersteht und die dann wohl mehrere Pferde und Menschen in die Tiefe hinabschleudern. Weniger lebensgefährlich, aber nicht minder beschwerlich ist ein solcher Übergang, wenn die Taryni mit frisch hervorquellendem, noch nicht gefrorenen Wasser bedeckt sind; dann ist die

Karawane genötigt, durch die oft sehr tiefen Wasserpfützen zu waten, wobei man sich nicht selten in dem Eiswasser Füße und Hände erfriert.

Wir brauchten vier Wochen bis nach dem kleinen, aus wenig Häusern und einer Kirche bestehenden Orte Werchojansk, wo wir das Weihnachtsfest verlebten. Dann aber machten wir uns wieder auf den Weg nach Jakutsk.

Die Kälte ließ nicht nach, mein Thermometer zeigte beständig 40° unter dem Gefrierpunkt. Wenn bei solcher Kälte eine Reise im Schlitten schon sehr beschwerlich ist, so wird sie zu Pferde fast unerträglich.

Ohne eigene Erfahrung kann man sich keine Vorstellung von den wirklichen Leiden machen, mit denen ein solcher Ritt verknüpft ist. In eine dicke, steife Pelzmasse von 20 kg vom Kopf bis zu den Füßen gehüllt, kann man sich absolut nicht bewegen und nur gleichsam verstohlen unter dem dichtbereiften Bärenkragen, der mit einer das ganze Gesicht verbergenden großen Pelzmütze zusammenhängt, etwas äußere Luft einatmen, diese aber ist so scharf, daß sie ein ganz eigenes schmerzhaftes Gefühl in Schlund und Lunge hervorbringt. Der Reisende ist dabei immer während zehn Stunden und darüber (so lange geht der Zug von einem Nachtlager und Futterplatz zum andern) auf sein Pferd gebannt, weil es in der unbeholfenen Pelzbekleidung unmöglich ist, auch nur einige Schritte in dem tiefen Schnee zu waten, durch welchen selbst die geübten Pferde sich nur mit Mühe hindurcharbeiten.

Diese armen Tiere sind übrigens ebenso übel dran als die Reiter, denn außer der ungeheuren Kälte im allgemeinen, unter der sie denn doch auch am Ende leiden müssen, setzen sich ihnen dicke Eiszapfen in den Nüstern fest, die ihnen das Atmen überaus erschweren; dies äußern sie durch häufiges ängstliches Schnarchen und krampfhaftes Schütteln des Kopfes, wo dann die Führer bei der Hand sein müssen, um die Tiere durch Entfernen der Eiszapfen vor dem Ersticken zu bewahren. Auf schneelosen Eisflächen geschieht es nicht selten, daß ihnen bei gar zu argem Frost die Hufe bersten.

Die Karawane ist immer von einer dichten Dampfwolke umgeben, welche sich durch die Wärme bildet, welche nicht nur die lebenden Körper, sondern auch der Schnee ausdünsten, denn sogar dieser dampft bei der furchtbaren Kälte, die ihn zusammenpreßt und ihm gestattet, eine Art verhältnismäßig warmer Temperatur zu haben. Diese Ausdünstungen verwandeln sich augenblicklich in Millionen feiner Eisnadeln, mit denen die ganze Luft erfüllt ist, und die in derselben ein immerwährendes, leichtes Geräusch hervorbringen, ähnlich dem beim Zer-

reißen eines Stückes dicken Seidenzeuges. — Selbst das Renntier, dieser ewige Bürger des höchsten Nordens, sucht einigen Schutz vor der schrecklichen Kälte in den Wäldern; auf der Tundra, wo es diese nicht hat, drängt die ganze Herde sich so nah als möglich aneinander, um sich gegenseitig etwas zu erwärmen; so sieht man sie dann oft in dichten Haufen regungslos dastehen. Nur der finstere Wintervogel, der Rabe, durchschneidet noch hin und wieder mit mattem, langsamem Flügelschlag die eisige Luft, und ein dünner, dunstartiger Streif, der als Spur seines einsamen Fluges hinter ihm herzieht, bezeugt, daß sein Körper noch einige tierische Wärme auszudünsten hat. Aber nicht bloß auf die Tierwelt, sondern auch auf die Vegetation und auf die unorganische Natur erstreckt dieser Frost seine furchtbare Wirkung; nichts widersteht ihm. Die dicksten Baumstämme bersten mit gewaltigem Knall, der in dieser Wüste wie ein Signalschuß auf hoher See klingt. Der Erdboden auf der Tundra und in den felsigen Thälern zerberstet krachend, und es bilden sich gähnende Spalten, aus denen das tief im Schoße der Erde verborgene Wasser dampfend hervorquillt, um augenblicklich zu Eis verwandelt zu werden. Ungeheure Felsmassen werden gesprengt; von ihrem tausendjährigen Lager losgerissen, rollen sie mit donnerähnlichem Getöse herab und erschüttern in ihrem gigantischen Sturz fühlbar die Atmosphäre.

Noch stand uns der beschwerliche Übergang über das Werchojanskische Gebirge bevor, dessen Fuß wir am 4. Januar erreichten. Ein schneidender Wind, der uns aus den Bergschluchten mit ungeheurer Heftigkeit entgegenwehte, nötigte uns, in einer zum Glück hier befindlichen leeren Hütte für die Nacht einigen Schutz zu suchen und eine günstige Änderung in der Witterung abzuwarten.

Bei Sonnenuntergang verhüllte sich die ganze Gegend in einen dichten, eisigen Nebel, der vom Winde aus den Engpässen des Gebirges getrieben sich über das Thal ergoß und uns mit einem undurchdringlichen Schleier umgab. Gleich darauf erhob sich ein furchtbarer Sturm, der unsere morsche Hütte unfehlbar umgerissen hätte, wenn sie nicht so niedrig gewesen wäre; dagegen erwarteten wir jeden Augenblick, daß ein neben derselben stehender großer Lärchenbaum, durch die furchtbare Gewalt des Sturmes entwurzelt, niederstürzen und unsern zerbrechlichen Zufluchtsort zertrümmern würde. In dieser peinlichen Lage verbrachten wir die ganze Nacht; der Orkan währte bis an den Morgen, wo er endlich nachließ.

Die Atmosphäre klärte sich auf, und wir erfreuten uns einer gelinden Temperatur von nicht mehr als 19° Frost, welche uns wirk-

lich gegen die bisherige entsetzliche Kälte mild zu sein schien. Wir eilten, diesen günstigen Wechsel zu benutzen, um unseren Zug über das Gebirge zu beginnen, und rückten ziemlich rasch und ohne besondere Beschwerde vorwärts, dem Ziel unserer Reise entgegen.

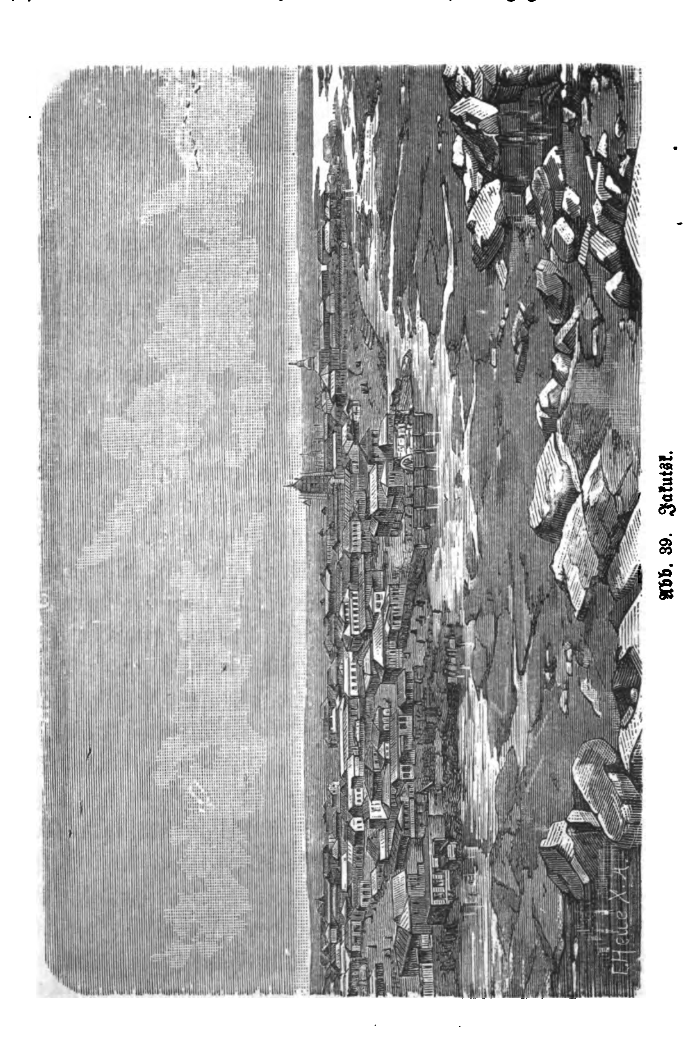


Abb. 39. Jakutsk.

Am 7. Januar hatten wir das Gebirge überstiegen, und gleich empfing uns der freundliche, heimische Anblick eines kräftigen Fichtenwaldes, der in seiner vollen immergrünen Schönheit dastand, besonders schön, weil der letzte Sturm die Bäume ganz von Schnee gereinigt

hatte. Mit einem höchst wohlthuenden Gefühl durchzogen wir dieses und noch ein paar ähnliche Wäldchen und langten endlich, am 10. Januar, in Jakutsk an. —

3.

Am Gestade des ochotischen Meeres.

— J. S. Poljakow —

Rasch führte uns die Strömung des Flusses dahin, sodaß es uns erst unweit der Mündung desselben in das Meer gelang, ans Ufer zu kommen, wobei uns überdies die Kähne der Eingebornen von Sachalin noch zu Hülfe kommen mußten.

Der Strand machte infolge seiner eigenartigen Natur einen niederschlagenden Eindruck — es war ein typisches Stück einer polaren Landschaft, mit ihrer dürftigen und verkrüppelten Vegetation. Wir befanden uns im Nyj'schen Meerbusen in unmittelbarer Nähe des ochotischen Meeres, dessen Wellengetöse uns erreichte. Ich ging zunächst dem Ufer entlang, dann durchschnitt ich es quer. Seine Breite betrug fast 1 km, und es wurde mir klar, daß ich mich auf einer Düne befinde. Es bestand im wesentlichen aus zwei parallelen Sandbänken, die durch eine nicht breite Längsfurche von einander getrennt waren. Sie verliefen dem Ufer des Golfes und demjenigen des Meeres parallel. Die erste ist anscheinend die ältere. Ihre Höhe ist ziemlich gleichmäßig und beträgt etwa 7—10 m über dem Meere, ihre Längsausdehnung dagegen ist 10 km. Die Bucht von Nyj ist also vom Meere bloß durch eine schmale und sandige Landzunge getrennt. Die das Ufer bildenden Sande sind nicht sehr leicht beweglich, liegen vielmehr ziemlich kompakt, besonders nach dem Golf zu. Es ist daher nicht zu befürchten, daß vom Meere her wehende Winde die Sande in den Golf hinabreißen und das Fahrwasser verschütten. Die Rauheit des ochotischen Meeres fällt unwillkürlich auf. Von den Uferhügeln betrachtet, sieht man seine bleigraue Wasserfläche, über welcher ein eintönig grauer Himmel lastet. Von dieser kalten Ferne ziehen eher Herbst- als Sommerwinde herüber, unter deren Einfluß sich am Ufer die Meereswellen schäumend und brausend zerschlagen. Bloß Walfische und selten Seehunde nahen mit den Wellen dem öden Ufer, wahrscheinlich, um bequemer die aus der Tiefe

der See emporgerissenen organischen Reste zu fangen. Die Rauheit des Klimas dokumentiert sich auch in der Armut der Ufer-Vegetation. Hier giebt es nicht einmal Bäume. Allerdings sieht man hier und da in einer Schlucht eine Lärche, allein es sind kleine, sich an den Boden schmiegende Bäumchen von höchstens 1 m Höhe und dazu noch mit verdorrtem Stamm und sich auf der Erde ausbreitenden Seitenzweigen. Der Hauptrepräsentant der hiesigen Flora war mein alter Bekannter aus den kalten Regionen des nordöstlichen Sibiriens — der Zirbelbaum — der nächste Verwandte der großen, dichtbelaubten sibirischen Silberceder. Der Busch besteht meistens aus mehreren kleinen Stämmen, die sich an die Erde schmiegen und unter deren Moosdecke verbergen. Andere Zweige erheben sich etwas höher, doch neigen sie sich stets nach einer und derselben Seite, welche die vom ochotischen Meere abgewendete ist. Dabei bedeckt eine Zweigreihe die andere, und, von oben gesehen, erhält der Busch das Aussehen einer wolligen, grünen Pelzmütze. Im allgemeinen sind die Zweigenden mit dichten, langen und weichen Nadelbüschelchen besetzt, zwischen denen kleine Zapfen mit winzigen Cedernüssen reifen. In der Nähe des Zirbelbaumes suchen gegen die Kälte Schutz der Rosmarin, die rote Heidelbeere, die Andromeda, das Christophskraut und verschiedene Haidekrautarten. Alles schmiegt sich an den Boden; all diese Pflanzenarten, darunter auch die Sumpfbrombeere, verflechten sich miteinander, als ob sie durch gegenseitigen Schutz eine Rettung vor dem Verderben suchten. Auch die Jagd war auf der Landzunge nicht befriedigend. Hier und da, nahe am Ufer, in den mit Lieschgras bewachsenen Mulden schrie die gewöhnliche gelbe Bachstelze, dann, in den vom Meere abgelagerten Ufersanden schoß ich noch eine Lerche. Den hauptsächlichsten Gegenstand unserer Jagd bildete die hier sehr verbreitete, aber listige, selten bis zur Schußweite zu sich zulassende Kronschnepfe. Sie kommt von den Sandbänken ans Land und irrt im Gebüsch umher. Wir verbrauchten bei vier Gewehren ziemlich viel Pulver und Schrot und erreichten bloß zwei Exemplare.

Von der Höhe der Düne erblickten wir das Meer und stiegen zu demselben hinab, unsern Weg weiter am Ufer in südöstlicher Richtung fortsetzend. — Der Absturz, an welchem wir hinabstiegen, war recht steil und betrug an 20 m Höhe. Es war anstehendes Gestein, auf dem wir nunmehr, ohne es zu verlassen, weiter schritten. Dieses Gestein ist ein sandiger Thon von grauer, selten von dunkler Farbe, der von Torfschichten verschiedener Mächtigkeit überlagert wird, während diese letzteren ein Produkt der kargen polaren Vegetation ist,

die auch jetzt noch hier herrscht. In den Mulden traten kleinwüchsige Weißtannen auf, jedoch stets mit kahlen Stämmen, und mit vom Meere abgewendeten Gipfeln. Alles wies auf die Rauheit der Meereswogen und -Winde hin. Unmittelbar am Wasser einherschreitend, bemerkte ich keine irgendwie nennenswerten Anzeichen pflanzlichen oder tierischen Lebens im Meere. Am Ufer, unter den vom Meere angespülten organischen Resten vermochte ich nicht einmal die Algen, die ich nach den Stürmen am westlichen Ufer der Insel, neben ziemlich vielen Arten von Muscheln, Medusen und Holothurien angetroffen, wiederzufinden. Ich fand hier, auf den auffallend reinen Meeressanden, eine einzige Muschelart, dagegen ziemlich häufig Schilder eines kleinen Krebses, welche allerdings für die Existenz organischen Lebens in den Tiefen des Meeres Zeugnis ablegen, jedoch eines kargen, polaren Lebens. Nach den jüngeren ans Wasser reichenden Sanden zu urteilen, muß man annehmen, daß das Meer hier oft stürmisch ist und dessen Wogen an die Uferanhöhen reichen, sie, besonders während der Hochflut, stark unterwaschend.

Dicht am Meeresufer hin suchten wir uns unsern Weg. Bei der starken Flut sahen wir in mehreren Richtungen im Meere zahlreiche Walfische, von denen viele nahe ans Ufer kamen. Der eine kam so nahe, daß ich mein Gewehr lud. Der Walfisch schwamm direkt auf uns zu, bald vollständig unter Wasser verschwindend, bald seine Schwanzflossen oder sich ganz über Wasser zeigend. Der erste Schuß verfehlte den Walfisch; er schwamm ruhig längs des Ufers weiter, so daß ich ihm ohne Anstrengung folgen und eine Kugel nach der anderen nachsenden konnte, aber immerfort ohne Erfolg. Er änderte im ganzen seine Richtung nicht, obwohl er sich bald dem Ufer näherte, bald von demselben entfernte, unter der Wasserfläche verschwand oder einen Wasserstrahl auswarf. Endlich erreichte ihn eine Kugel. Der Walfisch geriet in Aufregung, schlug mit den Flossen und verschwand im Wasser. Aber bald schwamm er wieder in größter Ruhe nach derselben Richtung. Ich ging ihm weit nach, so daß wir erst bei vorgeschrittener Nacht, bei voller Dunkelheit, in dem morastigen Boden fast versinkend, ein Dorf der Eingeborenen erreichten, wo wir für die Nacht ein dürftiges Unterkommen fanden.

4.

Über den Baikalsee nach Irkutsk.

— Wilhelm Joest —

Endlich spät am Abend ging es von der Station Palowina bei Kälte und Regen westwärts weiter. Bei Kabansk verließen wir am nächsten Morgen die Salenga, um direkt auf den Baikalsee loszufahren. Die Wege waren grundlose Sümpfe, manche Brücke, auf der wir einen der gefahrvolleren Bäche passierten, schien jeden Augenblick zusammenbrechen zu wollen; eine derselben wurde auch wirklich kaum 2 Minuten, nachdem wir über sie hinweggejagt waren, von solch reißendem Bache weggeschwemmt. Je mehr wir uns dem See oder dem Meer, wie man es hier nennt, näherten, desto dichter wurde der Wald, durch den unsere Straße führte, desto schlechter aber auch die Straße selbst. Wir trafen einen langen Zug „Verschickter", etwa 250 Menschen, die sich in ihren Ketten nur mühsam durch den tiefen Kot schleppten.

Die meisten Männer sahen leidend und hohläugig aus, der von der Stirn nach dem Nacken halbrasierte Kopf verleiht ihnen etwas abschreckend Komisches, und auch unter den Frauen, deren viele auf Wagen folgten, trugen die meisten den Stempel des Verbrechens, der Vertierung auf der Stirn. Nachmittags langten wir endlich in der am Ufer des Baikalsees gelegenen Station Bojarsk an, und ich erfuhr hier zu meiner Freude, daß der Dampfer, der uns nach dem westlichen Ufer übersetzen sollte, am nächsten Tage erwartet wurde. Der Baikalsee, der als einzigster unter den Süßwasser-Seeen Seehunde beherbergt, der von Heiden und Christen mit bösen und guten Geistern bevölkert wird und mit dessen Namen uralte Sagen und Märchen verknüpft sind — er zeichnet sich, von Bojarsk aus gesehen, durch gar nichts vor andern Landseeen aus. Er ist ebenso eintönig oder vielmehr langweilig, wie jene; daß man das gegenüberliegende Ufer nicht sehen kann, macht den Eindruck der unendlichen Öde noch fühlbarer.

Von dem erwarteten Dampfer war indes am nächsten Morgen noch keine Spur zu sehen. Nachmittags endlich entdeckten wir den ersehnten Dampfer, der auch bald an der Landungsbrücke anlegte. Ich fand nach einigem Suchen einen Mongolen, der sich für einen Rubel bewogen fühlte, meinen Wagen mit einem Pferde von der Station nach der Landungsbrücke zu bringen, von wo ihn Matrosen auf das „Platon" schoben.

Wir warteten immer noch einige Stunden und dampften dann in südlicher Richtung an den dichtbewaldeten Ufern entlang über die spiegelglatte, schwarze Wasserfläche. Der See macht einen unheimlichen Eindruck; seine Tiefe ist an einigen Stellen auf 1200 m gemessen worden, an andern schien er grundlos, und man behauptet, er habe die Eigenschaft, alle Gegenstände, die man in ihn hineinwirft, nach einiger Zeit wieder an das Ufer abzusetzen.

Bei Tagesgrauen erweckte mich der langgedehnte Ruf unserer Dampfpfeife, und als ich bei empfindlicher Kälte das Deck betrat, sah ich vor mir die lange Häuserreihe des Dorfes Listwennitzwaya, so genannt wegen der es umgebenden Lärchenwaldungen (Listwennitze), wo die Dampferlinie endigt.

Der Ort Listwennitzwaya, dessen zerfallende, schiefe Blockhäuser sich in den schwarzen Fluten des Baikal spiegelten, bot wieder das ewig gleiche, trostlose Bild. Die Straße nach Irkutsk dagegen, die eine zeitlang steil bergaufgehend dem See, auf dem dichte Nebel sich zu unförmlichen Klumpen ballten, folgt, während zur Rechten die Lärchenwälder wohlthuenden Duft der aufgehenden Sonne entgegenströmen ließen, war desto reizvoller.

Bald erreichten wir jetzt zu Wagen die Stelle, wo sich der einzige Abfluß des Sees, jener von so zahlreichen Flüssen und Bächen gespeisten Wassermasse, die untere Angara, nach Nordwesten ergießt, um die Fluten des Baikal denen des Jenissei zuzuführen. Man sieht, daß hier ein gewaltsamer Durchbruch stattgefunden hat; die Wasserläufe aus dem Jablonnowoi-Gebirge mögen lange nach Westen und Norden geflossen sein, bevor sie das riesige Becken füllten, dessen westlichen Rand das Baikalgebirge bildet, dann aber suchten die Fluten sich einen Ausweg, und durch den Schlund der heutigen Angara das Baikalgebirge scharf durchschneidend, brachen sie durch nach Norden, um von einer Höhe von 400 m erst reißend nach dem Stromgebiet des Jenissei hinzuströmen; dann träge die nordsibirische Tundra zu durchziehen und sich zuletzt mit dem Eismeer zu vereinigen.

Aus der Mitte der Angara, gerade da, wo sie den Ausfluß des Sees bildet, ragt ein Stein, einen Meter über den Wasserspiegel hervor, dem von den Mongolen große Verehrung gezollt wird. Sie behaupten, dieser Stein bilde die höchste Spitze eines Felsblockes, der die Angara verstopfe und dadurch ein vollständiges Ausfließen des Baikalsees und die damit verbundene Überschwemmung und Zerstörung von Irkutsk verhindere. Einmal im Jahre soll dieser Stein Blut schwitzen, und

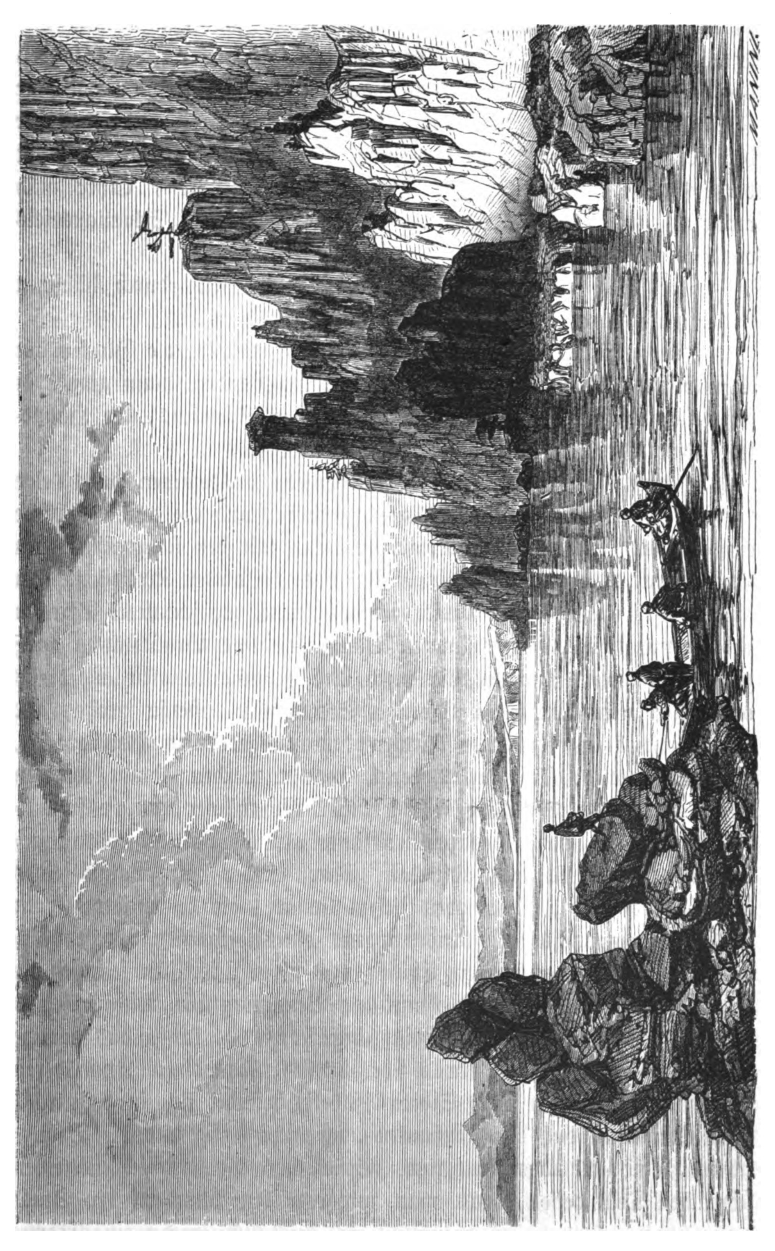


Abb. 40. Der Baikalsee.

dann wallfahren unzählige Scharen frommer Mongolen nach demselben und lassen ihre Schamanen allerhand Zauberkünste und Beschwörungen dort vollführen. Es mag etwas Wahres an dem Glauben der Mongolen sein, denn Irkutsk liegt bei einer Entfernung von nur 60 Kilometer 150 m tiefer als das Niveau des Sees, und eines der hierzulande häufigen starken Erdbeben kann leicht eine für die Stadt verhängnisvolle Änderung des Flußbettes herbeiführen, daher auch mancher Russe einige Kreuze schlägt, wenn er am Schamanenfels vorbeikommt.

Der Weg ging jetzt gerade nordwestlich, teils durch hübschen Wald, teils durch blühende Wiesen auf Irkutsk zu.

Kurz vor der Stadt hielten wir zum letztenmal; die Glocken am Krummholz wurden nach Polizeivorschrift angebunden, dann ging's in gestreckter Carriere in die Vorstadt des Paris Sibiriens, der Hauptstadt von Ost-Sibirien, nach Irkutsk hinein.

Irkutsk wurde im Juli 1879 beinahe vollkommen durch eine mehrere Tage dauernde Feuersbrunst zerstört, und die aus der Asche entstandenen Neubauten und Baracken bieten mit den stehengebliebenen Trümmern verbrannter Steinpaläste und verkohlter Kirchtürme ein äußerst trübseliges Bild: Breite, ungepflasterte, menschenleere Straßen dehnen sich zwischen eingezäumten Bauplätzen und Brandstätten aus; zuweilen passieren wir einzelne durch ihre Geschmacklosigkeit allerdings originelle weißgetünchte, halbfertige Steinhäuser, ebenso große, öde Plätze mit halbrestaurierten Kirchen und ausgedehnten Holzbaracken, die zu Bureaux, Schulen u. dergl. benutzt werden; dann kommen kleine und große Komplexe frischgebauter Blockhäuser, welche freundlich von dicht daneben gelegenen, finster in die Luft ragenden, geborstenen Schornsteinen abstechen, oder wieder ein Palast eines der hiesigen Gold-, Thee- oder Pelzmillionäre, die cementierte Front meist die verpfuschte Imitation irgend eines bekannten Pariser Gebäudes; daneben hat sich ein Chinese aus alten Theekisten seine Hütte erbaut oder ein Jude mit künstlicher Benutzung der Rudera eines gesprengten Dampfkessels ein Heim eingerichtet — kurz, das heutige Irkutsk, eine Stadt von etwas über 30,000 Einwohnern, von deren Pracht und Schönheit ganz Sibirien fabelt, befindet sich in dem traurigen Stadium, daß die Neubauten noch nicht fertig und die Brandstätten noch nicht abgeräumt sind. Glücklicherweise hatte ich nur einen schwachen Teil dessen, was man mir von den Wundern der Stadt erzählt hatte, geglaubt, so aber freute ich mich nur, wieder eine Etappe nach Westen erreicht zu haben, und sprang wohlgemut vom Wagen,

als wir in den Hof des Hôtels hineingerasselt waren. Auf meinem Zimmer ließ der Wirt ein sibirisches Mittagsmahl bereiten. Ein reines Tischtuch, Porzellanteller und Servietten waren mir so lang entbehrte Genüsse, daß Irkutsk ganz bedeutend in meiner Achtung stieg und mir das Essen doppelt mundete. Als gewöhnliche Einleitung erschien Branntwein mit sibirischem resp. Baikal-Hering, dann Akroschka, ein eigentümliches Mixtum compositum von Zwiebeln, Sahne, Gurken, Zucker, Essig, gehacktem Fleisch und Eisstückchen, eine Suppe, ungefähr wie sehr flüssiger, eiskalter Gurkensalat, und zum Schluß unüberwindliche Fleischportionen. Als Getränke kennt der Russe hier bei Tisch nur Branntwein oder allenfalls noch Champagner.

Der heutige Sonnabend stand als Feiertag im russischen Kalender, ich konnte daher nicht gut Besuche machen, sondern beschloß, mir die Stadt etwas näher anzusehen. Besteigt man einen der Hügel, die sich im Süden der Stadt erheben, so ist der Anblick von Irkutsk recht hübsch. Die häßlichen Details verschwinden, die weißen Häuser heben sich freundlich aus dem Grün mehrerer Gärten und Parks ab, sechs große Kuppeln von Kirchen und Kathedralen, die teils vom Feuer nicht gänzlich zerstört, teils wieder aufgebaut wurden, überragen die niedern Bauten und bieten dem Auge willkommene Ruhepunkte. Die Angara durchströmt als breiter Strom die sumpfige Ebene, in der sich Irkutsk nach dem Fluß hin senkt, und jenseits erheben sich die gewaltigen Massen eines dem heilg. Innocentius geweihten Klosters, eines berühmten Wallfahrtsortes.

Wandert man in die Stadt zurück, so werden die angenehmen Eindrücke rasch wieder verwischt, beinahe jedes dritte Haus ist ein „Traktir" oder eine Schnapskneipe, vor denen betrunkene Bauern und Kosaken in zärtlicher Umarmung ihren Rausch ausschlafen.

Auch im Innern der Häuser findet man vielleicht Luxus, aber gewiß keinen Komfort. Die Zimmer sind groß und hoch, aber ungemütlich; riesige vergoldete Spiegel hängen neben den gewöhnlichsten eingerahmten Bilderbogen, die Stühle stehen den Wänden entlang, als schämten sie sich ihrer Existenz, auf dem teuren Klavier brennen russische Talgkerzen und auf dem Mahagonitisch wird die Kohlsuppe ohne Tischtuch serviert. Bei den Mahlzeiten setzt man sich kaum zu Tisch, jeder schöpft sich seinen Teller voll und sucht damit einen entlegenen Stuhl auf; die sibirische Hausfrau nimmt meist überhaupt nicht am allgemeinen Essen teil.

So ist hier in dem Paris Sibiriens alles unfertig und ungemütlich, oder verfallen und schmutzig, und wenn Irkutsk für den po-

litischen Verbannten im Gegensatz zur Steppe und den trostlosen Kosakennestern auch ein Paradies sein mag, jeder andere Europäer kann sich nie dort wohlfühlen.

5.

Eine Goldwäsche im Altai.

— *Wilhelm Radloff* —

Der seit Wochen anhaltende Regen hatte alle Wege im Gebirge völlig aufgeweicht, so daß wir nur im Schritt reiten konnten, da die Pferde bei jedem Tritt in den Boden einsanken. Das war um so unangenehmer, als wir selbst am Nachmittage von einem heftigen Regen überfallen wurden. Wir waren daher froh, spät am Abend ein Etappenhaus zu erreichen, wie sie an allen Wegen, die zu Krongoldwäschen führen, errichtet werden, um den Verkehr derselben zu vermitteln.

Das Unterkommen, das wir fanden, war dürftig, denn das Haus war voller Ungeziefer: aber wir waren doch im Trockenen. Am nächsten Morgen saßen wir indes zeitig im Sattel und ritten durch den dichten, fast undurchdringlichen Schwarzwald weiter, durch den unaufhörlichen Regen jeder Fernsicht beraubt. Es wurde Abend, bevor wir die nur 20 km entfernte Goldwäsche Zarewo-Alexandrowski erreichten, wo uns ein freundlicher Empfang seitens des mir bekannten Verwalters Kulibin zu teil wurde.

Eine solche Goldwäsche bildet eine Welt für sich. Rings von Waldgebirgen umgeben, ist sie von jedem regeren Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen. Wöchentlich trifft nur einmal die Post ein, und das nur in den Sommermonaten, sonst vergeht oft ein Monat, bevor die Bewohner der Goldwäsche wieder Nachricht von außen erhalten. Die hiesige Goldwäsche bildet eine recht ansehnliche Ansiedelung am rechten Ufer des Flüßchens Kontschak.

Wenn man die Höhe des Uferberges erstiegen, so hat man eine gute Übersicht über die ganze Ansiedelung, die sich am Fuße des Berges bis fast zum Flusse hinzieht. Rings um den Ort steigen dunkle Waldgebirge auf und schließen das freundliche Thal wie mit einer unübersteiglichen Mauer ein.

Der Verwalter der Goldwäsche und der Arzt des ganzen Kron-

goldwäschen-Bezirkes, der hier seinen Wohnsitz hat, führen hier in der Einsamkeit ein ganz erträgliches Leben. Die Leute sind nur auf sich selbst angewiesen, haben sich aber recht behaglich eingerichtet. Musik, Lektüre, Gartenkultur, Jagd, Fischfang gewähren ihnen soviel Abwechselung, daß sich das Gefühl der Langeweile, wenigstens im Laufe des Sommers, bei ihnen nur selten einschleichen kann. Im Winter, wo der hohe Schnee sie in die Häuser bannt, soll es dagegen manchmal unerträglich sein.

Das Leben der Arbeiter auf der Goldwäsche geht Jahr für Jahr gleichmäßig fort. Zwei Wochen Arbeit und eine Woche freie Zeit. Ihre Nahrung ist den Umständen nach gut, denn sie erhalten Mehl und Fleisch (letzteres einen Teil des Jahres in getrocknetem Zustande) reichlich. Wie sich von selbst versteht, herrscht hier strenge Zucht. Jeder Arbeiter erhält sein Tagespensum; arbeitet er mehr oder an freien Tagen, so wird ihm dies besonders bezahlt. Die schwere Arbeit, die tödliche Langeweile an freien Tagen und der Mangel an Frauen hat unter den Arbeitern einen großen Grad von Stumpfsinn und große Unmoralität erzeugt, so daß hier schwere Verbrechen, die zuweilen nur aus Langeweile begangen werden, keine Seltenheit sind. Heute, am ersten Pfingstfeiertage, wurde den Arbeitern Branntwein gereicht, aber nur im Magazin der Goldwäsche, wo er auch getrunken werden mußte. Trotz des Verbotes der Beamten, den Branntwein nicht mit in die Hütte zu nehmen, war dies aber dennoch geschehen. Außerdem hatten sich die Arbeiter noch andern Branntwein verschafft, so daß die meisten betrunken waren und am Abend jubelnd und singend durch die Straßen zogen. Als es dunkel geworden war, versammelten sich die Einwohner vor den Hütten, bei großen Feuern, die man im Freien angezündet hatte. Die wohl von fünfzig solchen Feuern erleuchtete Goldwäsche machte einen sehr eigentümlichen Eindruck.

Die Bevölkerung der Privatgoldwäschen ist viel sittenloser als die der Krongoldwäschen; auf letzteren sind stehende Arbeiter, auf ersteren aber sammelt sich alles mögliche Gesindel und unter diesen viele verschickte Verbrecher. Die Folge davon ist, daß auf den Privatgoldwäschen die schrecklichsten Verbrechen an der Tagesordnung sind.

Am dritten Pfingstfeiertage morgens besuchte ich die dicht bei der Goldwäsche belegenen Arbeiten. Dieselben sind in der That recht bedeutend und zeugen von der Tüchtigkeit der leitenden Beamten. Das Wasser des Flüßchens ist in ein anderes Bett geleitet und ein aus Brettern gefertigter Wasserzug führt über ein Balkengerüst zu dem Rade der Maschine. Durch eine eigentümliche Schleusenvorrichtung kann die

Menge des Wassers, die das Rad treibt, auf das genaueste reguliert werden.

Die Maschine ist bequem und praktisch eingerichtet. Zu beiden Seiten des Wasserrades sind kreisrunde Vertiefungen, die im Durchmesser wohl 2 cm haben und in welche die ausgegrabene Erde, die man auf Karren herführt, geschüttet wird. Ein senkrechter Eisenstab, an dessen Ende sich mehrere horizontale Arme befinden, dreht sich in seiner Achse, so daß die Arme die in die Vertiefung geschüttete Erde umrühren. Auf dem Boden ist eine Eisenplatte mit Löchern von $1^1/_2$ cm im Durchmesser, und von oben fließt ein bedeutender Wasserstrahl in die Vertiefung, der die kleinen Steine und die Erde durch die Löcher treibt und die großen Steine abspült. Die großen Steine werden nun von zwei bei jeder Vertiefung aufgestellten Arbeitern mit hackenähnlichen Werkzeugen entfernt und fortgeschafft. Der durch die Löcher herabgestürzte feinere Grund fällt auf die Waschstelle und zwar auf einen $1^1/_2$ m breiten und 71 cm langen, etwas nach vorn geneigten, sehr glatten Bretterboden, an dem hinten und zu den Seiten sich ein etwa 6—8 cm hoher Rand befindet, an dessen vorderen Teile aber zwei etwa $^3/_4$ cm tiefe Querrinnen sind. Unterhalb dieses Bretterbodens sind noch zwei bis drei geneigte, 71 cm lange Stufen mit ebensolchen Querrinnen angebracht. Bei dieser Waschstelle sind an jeder Seite zwei bis drei Arbeiter aufgestellt, die mit an langen Stangen befestigten Brettchen die auf die Waschstelle herabgefallene Erde vorsichtig auseinander ziehen, so daß das Wasser die feineren Teile nach vorn treibt, die größeren Steine aber zurückläßt; diese werden von den zu beiden Seiten stehenden Arbeitern vorsichtig entfernt. Der schwere Goldsand, der sich bei dieser Manipulation auf den Boden senkt, sammelt sich in den Querrinnen und wird nach der Entfernung aller Erde und der Steine aus den Querrinnen gesammelt. Der einmal durchgewaschene Sand sammelt sich in Trögen am unteren Ende der Waschstelle und wird noch einmal durchgewaschen. Sehr bequem ist die Beaufsichtigung der Waschstellen. Zwischen beiden Waschstellen dicht unter dem Wasserrade ist eine Überdachung, und hier befindet sich eine Bank, von welcher aus man beide Waschstellen sehr leicht beaufsichtigen kann. Im allgemeinen sollen 1600 kg Erde hierselbst $8^1/_2$ gr. Gold enthalten.

6.

Unter den Kirgisen.

— Wilhelm Radloff —

Drohend heraufziehende Wolken nötigten uns, nach einem Obdach auszuschauen. Ein Kirgisendorf war in der Nähe; wir ritten hinein und traten ohne weiteres in die nächste Filzjurte. Reges Treiben herrschte in derselben; denn der Kirgise ist stets beweglich und veränderlich. Sehr gastlich wurden wir aufgenommen und hatten die erwünschte Gelegenheit, die Kirgisen in ihrem Heim zu beobachten.

Der mongolische Typus der Kirgisen ist nicht so ausgeprägt wie der der Kalmücken; sie haben zwar auch breite, flache Gesichter, jedoch ist die Stirn nicht so stark nach hinten gedrückt, die Backenknochen weniger vorstehend, und das Nasenbein ragt viel weiter aus dem Niveau des Gesichtes hervor als bei jenen. Sie haben einen kleinen Mund, schwarze, eng geschlitzte, aber nicht schief liegende Augen und einen schwachen Bartwuchs. Zwischen diesen dem mongolischen Typus nahe verwandten Physiognomieen sahen wir aber auch einzelne Individuen von einem vollkommen andern Typus: länglich-ovale Gesichter, größere, noch mehr intensiv schwarze Augen, dichte, buschige Augenbrauen, starken Bartwuchs und hervortretende, stark gekrümmte Nase.

Die Statur der Kirgisen ist im allgemeinen mittelgroß, wenn man auch oft sehr große Leute antrifft, breitschulterig, untersetzt, mit breitem, oft stierartigem Nacken. In ihrem Gange sind die Kirgisen, wie jedes echte Reitervolk, plump und unbeholfen, wozu zum Teil auch nicht wenig ihr unbeholfenes Schuhwerk beiträgt; zu Pferde sind sie gewandt, rührig und ausdauernd. Die kirgisischen Frauen, besonders die jüngeren, haben hingegen einen leichten, wiegenden Gang.

Gleich nach unserem Eintritte in die Jurte, füllte sich dieselbe in kürzester Zeit mit Männern, Weibern und Kindern. Zuerst verhalten sich diese dem unbekannten Ankömmling gegenüber beobachtend, bald aber rücken sie näher, und nun hat der Arme von der Zudringlichkeit der Gäste zu leiden, bis er endlich in Zorn gerät und den größten Teil der Anwesenden geradezu aus dem Hause wirft. Das hilft aber nicht für lange Zeit, denn bald ist das Haus wieder voll, und das Hinauswerfen muß von neuem vorgenommen werden. Besonders unangenehm ist die Zudringlichkeit der Kirgisen während des Essens. Sobald die Speisen aufgetragen werden, finden sich Gäste ein, die mit gierigen Blicken in die Teller schauen und irgend einen guten

Bissen zu erhaschen suchen. Mein kirgisischer Diener Sapy, der mich während mehreren Reisen durch die Steppe begleitete, reichte den Anwesenden einen Teil des Mahles, da er meinte, man würde sonst als geizig verschrieen, hauptsächlich aber deswegen, weil er durch diese Spenden uns unentgeltlich mit Kumys (saurer Pferdemilch) versorgte. Er wußte aber die Verteilung so einzurichten, daß die Gäste dasjenige erhielten, was wir doch nicht gegessen hätten, d. h. Knorpel, Hautstücke u. s. w. Dagegen verstand er, die gereichte Ehrengabe geschickt durch Hinzufügung von Fett zu einem viel wertvolleren Bissen zu machen. Genießt der Reisende unbekannte oder seltene Speisen, so werden die Zuschauer stets um einen Teil bitten. Vor allem lieben sie Zucker und Zwieback. Um den ersteren wird man stets unter dem Vorwande angegangen, daß Zucker eine gute Medizin für Augenkrankheiten sei. Dann wird erzählt, man habe zu Hause eine Frau oder ein Kind, das stark an den Augen leide, deshalb bitte der Betreffende um ein Stück Zucker. Giebt man das Stück, so wird es sauber in einen Tuchzipfel eingebunden. Es dauert nicht lange, so holt der Beschenkte das Stück Zucker wieder hervor und beginnt, es in unserer Gegenwart zu verzehren. Wie klein aber das Stück auch sein mag, stets wird er es noch in mehrere Teile zerlegen, um seinen Nachbarn auch ein wenig von dem Hochgenusse zukommen zu lassen.

Besonders zudringlich sind oft Frauen, wenn ihre Männer im Dorfe nicht zugegen sind; sie fallen dann durch ihre Bitten um Süßigkeiten und Leckerbissen geradezu lästig.

Im allgemeinen muß man aber sagen, daß die Zudringlichkeit der Kirgisen auf den Gast keinen unangenehmen Eindruck macht, man sieht, daß die Leute trotz ihrer Bärte und oft grauen Haare nichts als große Kinder sind, welche von Neugierde, Naschhaftigkeit und dem Wunsche nach Abwechselung beherrscht werden. Wirkliche Unverschämtheit und Frechheit sind sehr seltene Erscheinungen.

Besonders lästig werden dem Reisenden die kirgisischen Besucher durch ihre Gesprächigkeit und Zungenfertigkeit. Sind mehrere Kirgisen versammelt, so sind sie nicht imstande, ihre Zunge im Zaume zu halten. So lange die Umgebung ihnen neu erscheint und ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, verhalten sie sich ziemlich still; kaum haben sie sich aber an den Anblick der Fremden gewöhnt, so beginnt das Gespräch, und bald umgeben ihn schwatzende Gruppen, die sich nicht weiter um den Ankömmling bekümmern. Hat man mehrere kirgisische Dienstleute um sich, wie es bei mir der Fall war, so hört man buchstäblich Tag und Nacht ein ununterbrochenes Sprechen und Lachen. Weil ich



Abb. 41. Winterniederlassung von Kirgisen.

dann nicht zu schlafen vermochte, verlegte ich mein Zelt hundert Schritte weit von der Jurte meiner Arbeiter, denn in der Nacht wachten und schwatzten sie truppweise; während die eine Partei sich der Nachtruhe überließ, saßen die andern im süßen Geplauder traulich am Feuer, und kaum hatten sie sich hingelegt, als sich jene wieder erhoben und das vorher unterbrochene Gespräch neu fortspannen. Schnurren, Märchen, Erzählungen und Heldenlieder wurden vorgetragen; dazwischen ward gezecht, gescherzt und gestichelt.

Es kann nicht wunder nehmen, daß ein Volk, das so zu schwatzen liebt, wie die Kirgisen, auch eine große Sprachgewandtheit erlangt hat. Die Kirgisen zeichnen sich vor allen ihren Nachbarn durch Beredsamkeit aus. Jedem Kirgisen rollt das Wort fließend und geläufig über die Zunge. Der Kirgise beherrscht nicht nur die Sprache so, daß er imstande ist, lange Improvisationen in gebundener Rede vorzutragen, nein, auch seine gewöhnliche Rede zeigt eine gewisse Rhythmik im Satz- und Periodenbau, die häufig das Sprachmaterial versartig anordnet. Seine Sprache ist reich an Bildern, sein Ausdruck scharf und präcise, so daß man den Kirgisen sehr treffend den Franzosen Westasiens nennen könnte.

Natürlich hat die Vielsprecherei der Kirgisen auch mancherlei Laster erzeugt, wie Schwatzhaftigkeit, Prahlerei, Lügenhaftigkeit, Klatscherei, von denen der mit den Kirgisen Verkehrende häufig zu leiden hat. Man kann einem Kirgisen, den man nicht genau kennt, nie trauen, er sucht jede auch noch so unbedeutende Erzählung auszuschmücken, um seine Rednergabe in ein besseres Licht zu stellen. Nachrichten über örtliche Verhältnisse von den Kirgisen einzuziehen, ist sehr schwer, er antwortet stets, ohne zu stocken, wenn er auch von dem Gegenstande, über welchen er Mitteilung macht, keine Ahnung hat. Sich, sein Dorf, seinen Namen sucht er stets ruhmrednerisch in das beste Licht zu stellen und hängt gern allen ihm nicht nahe stehenden Nachbarn einen Makel an. Daher giebt es keinen unzuverlässigeren Berichterstatter, als einen Kirgisen. Aber auch mit allen diesen Fehlern ist eine gewisse gutmütige Kindlichkeit gemischt, so daß uns die Aufschneidereien nur ein Lächeln entlocken, und wir oft mit Wohlgefallen dem schnöderednerischen Rodomontaden zuhören. Weil sich hiermit noch eine angeborene Schlauheit, man möchte sagen, Pfiffigkeit, paart, so muß der die Kirgisensteppe Bereisende stets auf der Hut sein, seiner kirgisischen Umgebung gegenüber nicht den kürzeren zu ziehen, man muß diese fortwährend scharf beobachten, um nicht auf Schritt und Tritt hinters Licht geführt zu werden. Nun, ich muß gestehen, daß

dieser stete Kriegszustand auch gewissermaßen seine Reize hat. In List und Schlauheit kommen den Kirgisen nur unsere sibirischen Kosaken gleich, die auch meist Begleiter der Reisenden sind; da muß man sich denn vorsehen, nicht aus der Scylla in die Charybdis zu geraten.

Es ließe sich leicht ein ganzes Buch mit Erzählungen füllen, das die gegenseitige Übervorteilung von Kirgisen und Kosaken behandelt. Die auf der Poststation stationierten Kosaken bemühten sich auf alle Weise, Fleischvorräte aus den Kirgisendörfern herbeizuschaffen, während die Kirgisen ebenso darauf bedacht waren, Postpferde von den Kosakenstationen zu stehlen.

So war ich einst auf einer Station zwischen Kopal und Ajagus angelangt und hatte mich gemütlich im Postzimmer eingerichtet, als mich ein Schelten und Schreien veranlaßte, wieder ins Freie zu treten. Da sah ich vier Kirgisen zu Pferde, die den Kosaken die Spur eines gestohlenen Rindes zeigten, der sie gefolgt seien, und zwar genau bis in den Hof der Station. Die Kirgisen hatten mich kaum erblickt, als sie sich an mich wandten und meinen Schutz gegen die Kosaken beanspruchten, die ihnen einen jungen Ochsen gestohlen hätten. Die Spur führe direkt in den Hof, und das Tier müsse sich noch hier befinden. Die Kosaken leugneten, das Tier gesehen zu haben; da aber die Spur deutlich zu sehen war, so erlaubte ich den Kirgisen, alle Räumlichkeiten der Station zu untersuchen, aber alles war vergebens. Die Spur endigte mitten auf dem Hofe; das Tier war nicht auf der Station, aber auch keine Spur führte von hier weg, und auf dem weiten Umkreise von mehreren Kilometern war davon nirgends auch nur etwas zu sehen, obgleich sie ganz frisch war, und der Diebstahl erst vor einer Stunde ausgeführt sein sollte.

Die Kirgisen zogen also unverrichteter Sache ab. Ich übernachtete in der Station. Am andern Morgen kommt der Korporal der Kosaken zu mir und fragt mich, ob ich nicht frisches Fleisch wünsche. Ich mußte lachen, weil dies einem Bekenntnisse des Ochsendiebstahls gleichkam, und bat ihn, mir aufrichtig zu sagen, wie sie die Kirgisen betrogen hätten. Erst wollte der Korporal nicht mit der Sprache heraus, endlich aber erzählte er mir, sie hätten das Tier mitten auf dem Hofe in die Postkibitke geladen, in der ich eben angekommen sei, und als die Kirgisen sich in den Hof gedrängt hätten, sei der Kutscher langsam aus dem Hofe gefahren.

Die Kirgisen hätten dem Fuhrwerk keine Aufmerksamkeit zugewendet, und so habe der Kosak das Tier ruhig nach der nächsten Station bringen können, wo man es geschlachtet und die Hälfte des

Fleisches heute früh hierher gesandt habe. Ich lachte herzlich, meinte aber doch, es sei ein Unrecht, sich fremdes Eigentum anzueignen. „Ach, Euer Hochwohlgeboren," sagte der Kosak ganz ruhig, „jene Hunde haben uns erst in der vorigen Woche aus der Station drei Pferde gestohlen, das ist für uns ein viel herberer Verlust als der junge Ochse für sie. Sowas ist kein Diebstahl; wir befinden uns immer mit ihnen im Kriegszustande.

Dieser Kosak hatte vollkommen recht, es ist eine Art Kriegszustand, der die Eigentumsverletzungen der Kirgisen untereinander und mit den nächsten Nachbarn veranlaßt, und man würde vollkommen im Irrtum sein, wenn man wegen der häufigen Verletzungen des Eigentums die Kirgisen für eigentlich diebisch halten würde. Ich habe mich unter ihnen aufgehalten und nie ist mir nur die geringste Verletzung meines Eigentums vorgekommen. Der schlechte Ruf, den die Kirgisen unter ihren Nachbarn genießen, ist unverdient und nur infolge der eigentümlichen socialen Verhältnisse des Volkes entstanden.

Daß den Kirgisen noch manches Laster der auf niedriger Civilisationsstufe stehenden Naturkinder innewohnt, ist richtig. Verglichen mit den angesiedelten Nachbarn, sind sie meist als arbeitsscheu, unsauber, unüberlegt und abergläubisch zu bezeichnen, wenn auch alle diese Fehler bei ihnen in weit geringerem Maße entwickelt sind als bei den in jeder Beziehung tief unter den Kirgisen stehenden Kalmücken. Was sie aber hoch über diese erhebt, ist ihr Selbstbewußtsein und ein gewisser kriegerischer, ich möchte sagen, ritterlicher Geist, der allen Kirgisengeschlechtern innewohnt.

So schieden wir denn als gute Freunde voneinander.

IV.

China und Japan.

1.

Ein Besuch in Maimatschin.

— Wilhelm Joest —

Trotz der brennenden Julisonne beschloß ich, sobald ich nur in Troiz=Kosawsk ein Unterkommen gefunden, sofort nach dem nahen Kjachta mich zu begeben, da ich vor Begierde brannte, die chinesische Grenze zu überschreiten und einen Blick in das nahe Maimatschin hineinzuwerfen.

Dort indes wartete meiner eine schwere Enttäuschung. — Statt der erhofften blühenden chinesischen Handelsstadt fand ich ein ganz erbärmliches, schmutziges, elendes Nest. Das weite Thal, in dessen nördlichen Rand Kjachta hineingebaut ist, dehnt sich leicht abfallend nach Süden aus, und etwa funfzig Schritt hinter den letzten Häusern Kjachtas sind zwei große hölzerne Pfosten errichtet, welche die Grenze Chinas und Rußlands bezeichnen. Vor uns sehen wir eine etwa hundert Schritt lange und 6 m hohe Palissadenwand, die nördliche Seite eines regelmäßigen Vierecks, das Ganze nicht größer als das Terrain eines gewöhnlichen chinesischen Tempels — das ist Maimatschin. An der Nord= und Südseite befinden sich drei Thore, gegen den Einfluß des gefürchteten Erd= und Wassergeistes Feng=schui, durch kleine Mauern wie Windschirme geschützt, und die schmalen Verbindungen dieser Thore bilden die Hauptstraßen der Stadt. Dieselben sind so eng, und die Mauern der chinesischen Häuser, hinter deren unscheinbarem Äußern häufig bedeutende Schätze geborgen werden, so hoch, daß die Sonnenstrahlen nur schwer eindringen können, daher denn auch in Ermangelung eines Pflasters fußtiefer Kot den Boden bedeckt. Menschen waren nicht zu sehen, dafür desto mehr kleine bissige Mon=

golenhunde, ähnlich unsern Bulldoggen; es war im höchsten Grade unangenehm, sich wegen des Straßenkotes dicht an den Mauern entlang drängen zu müssen und dann plötzlich aus irgend einem Thorweg von einigen wütenden Kläffern attaquiert zu werden, in deren Geheul sämtliche Hunde des Ortes einstimmten.

So schmutzig und verwahrlost die Häuser der reichen Kaufleute von außen aussahen, so hübsch und gemütlich waren sie im Innern eingerichtet. Die großen, gegen die Sonne mit Tüchern bedeckten Höfe, die Läden und Privatzimmer der Großhändler, ihre Gärtchen und Hauskapellen, alles verriet Reichtum und Geschmack. Die meisten derselben sprachen Russisch und waren als Menschen, zumal für Chinesen, sehr liebenswürdig, als Kaufleute aber so hartnäckig, daß es mir nicht gelang, sie zu bewegen, mir eine kleine Quantität Thee oder Seide zu verkaufen. Ihr Stolz als Großhändler verbot ihnen, solche kleine Geschäfte zu machen; ich kannte allerdings Asiaten genug, um zu wissen, daß, wäre ich imstande gewesen, mich besser mit ihnen zu verständigen, sie mir etwa eine Kiste besten Thees, natürlich gegen die entsprechende Gegengabe, geschenkt hätten, aber mein Dolmetscher, dem ich heute sein Quantum Branntwein enthalten hatte, kündigte mir plötzlich den Gehorsam.

Mich empörte seine Widersetzlichkeit dermaßen, daß ich ihn an Ort und Stelle vor den Chinesen züchtigte und nach Troiz-Kosawsk in Stubenarrest zurückschickte. Allein setzte ich meine Wanderung durch Maimatschin fort und behalf mich bei der Unterhaltung mit einigen russischen und chinesischen Brocken.

Der Haupthandelsartikel ist Thee, dann Rohseide, die in bedeutenden Quantitäten nach Sibirien importiert und dort, wie im ganzen östlichen Rußland, im Sommer von jedermann zur Kleidung benutzt wird, ferner gewöhnliche chinesische Stoffe. Als Rückfracht nehmen die Thee-Karawanen dann Pelze, Manufaktur-, Eisen- und Stahlwaren nach China zurück. Außerdem verdienen alle chinesischen Kaufleute Maimatschins bedeutende Summen durch Schmuggelhandel in russischem Gold, dessen Ausfuhr verboten ist, und durch Handel in gestohlenem Gold. Auf allen Goldwäschereien Sibiriens, zumal auf den der Krone gehörigen, findet man Chinesen, die unter irgend welchem Vorwand, meist als Schnapshändler, mit den Arbeitern verkehren und denselben jede Quantität Gold, welche diese stehlen, für Branntwein oder andere Waren abnehmen. Auch Russen betreiben dies Geschäft, da es in Rußland für keine Sünde gilt, die Krone zu bestehlen. Dies Gewerbe ist natürlich ein gefährliches, und patrouillierende Ko-

saken, welche solche chinesische Schnapshändler auf Terrains der Regierungs-Goldwäschereien antreffen, erschießen dieselben rücksichtslos.

Diese Chinesen reisen meist im Auftrage von Kaufleuten aus Maimatschin, welche dann das Gold mit ganz bedeutendem Verdienst nach China weiter verschicken.

Ich schlenderte durch die menschenleeren Straßen, gelangte nach einem Pavillon, der sich in der Mitte des quadratischen Orts erhebt, und trat in einen rechts davon gelegenen ganz hübschen Tempel, wo man gerade dem Gotte zu Ehren eine Trauer- und Schauerkomödie aufführte. Die Schauspieler waren elende, verkommene Opiumraucher in schmutzigen Kostümen, und das Publikum bekümmerte sich auch herzlich wenig um die Vorstellung, zumal ich als „Barbar" plötzlich erschien.

Am Eingang des Tempels befand sich ein kleiner Spielwaren- und Zuckerzeugladen, der von dem Clown mit rot und weiß angestrichenem Gesicht und struppiger Perrücke in seinen Spielpausen beaufsichtigt wurde. Es war dies der einzige Kleinkram, den ich in Maimatschin sah, während man sonst in chinesischen Städten in einem fort über wandernde Konditoren, Barbiere und Volksköche strauchelt. Von einem Markt war keine Spur zu finden, auch sah ich während meines Aufenthaltes kein einziges weibliches Wesen. Dicht neben dem Tempel lag das Gefängnis. Ich wurde bei meinem Eintritt sofort von funfzig abgemagerten Mongolen in schweren Ketten umringt und angebettelt, mehrere trugen auch die bekannten hölzernen Holzkragen von oft 15 cm Dicke und sicher 50 Kilo schwer, die schlimmsten, die ich je gesehen, und an den Wänden hing eine Sammlung Folterwerkzeuge, bei deren Anblick einem Richter der heiligen Inquisition das Herz im Leibe gelacht hätte.

Durch eine Meute heulender Hunde focht ich mir Bahn nach dem südlichen Stadtthor, fand draußen vor dem Orte liegend einen hübschen, von einer krenelierten Mauer umgebenen Tempel und weiterhin etwa 100 kleine, zerfallene Lehmhütten, schmutzig, elend, widerlich und übelriechend, kurz, echt chinesisch. Dabei brannte die Sonne mit tropischer Glut, ich wanderte aber dennoch weiter, um etwa ein Dutzend von Mongolen bewohnte Filzjurten in Augenschein zu nehmen.

Der Mongole der Mongolei besitzt alle physischen und moralischen Eigentümlichkeiten jener Völker, die wir unter dem Namen der „mongolischen" zusammenzufassen gewohnt sind, in ausgeprägtestem Maße, er ist uns Europäern daher in keiner Weise sympathisch. Die Männer, — denen kleine, schiefgeschlitzte Augen, starke Backenknochen,

große, abstehende Ohren, denen ein breiter Mund, dicker Schädel, lange Arme und kurze, krumme Beine ein abstoßendes Äußere verleihen — rasieren sich den Schädel oder tragen nur ein dünnes Zöpfchen, die ebenso häßlichen Frauen meist eine der chinesischen ähnliche Frisur. Junge Mädchen lieben es, sich mit kupfernen und silbernen Arm- und Ohrringen zu überladen, und könnten ganz nett aussehen, wenn sie sich nur waschen wollten, was sie aber nie thun, ebensowenig wie ihre Eltern.

Die Tracht der Männer und Frauen ist dieselbe: hohe Stiefel, weite Hosen und ein langer, um die Hüften durch einen Gürtel, in dem auch das primitive Messer und der Rauchapparat steckt, festgehaltener Schlafrock, nur tragen die Männer Filzmützen oder Hüte, ähnlich den Phantasie-Wachstuchhüten der Matrosen, von denen bunte Bänder herabhängen, während die Frauen sich den Kopf meist fest mit einem bunten Tuch umwinden.

Das Innere der Hütten dieser armen Leute ist häßlich und schmutzig. In der Mitte der Jurte brodelt im Kessel die Ziegeltheesuppe, und jeder Eintretende wird mit mongolischer Gastfreiheit aufgefordert, sich zu bedienen. Der Eingeborene nimmt zu diesem Zweck sein Reisenecessaire hervor, das er stets bei sich trägt, eine kleine lackierte Holzschale, deren Aufbewahrungsort seine Achselhöhle ist. Er wischt dieselbe mit Kamel- oder Kuhmist rein, schöpft sich eine Portion Ziegelthee, schlürft sie mit Wohlbehagen, leckt die Schale nächstdem trocken und schiebt sie wieder unter den Arm.

Ich fühlte mich nicht bewogen, mit diesen Leuten in nähern Verkehr zu treten, zumal sie mir augenscheinlich sehr wenig Wohlwollen entgegenbrachten.

Recht unzufrieden mit meinem Erfolge — hatte ich doch wenigstens gehofft, eine Kiste Thee als Andenken nach Hause mitnehmen zu können — kehrte ich nach Troiz-Kosawsk zurück und fand zu Hause meinen Dragoman, der sich auf irgend eine Weise Schnaps verschafft hatte, betrunken auf dem Boden liegend.

2.
Die chinesische Mauer vor 200 Jahren.

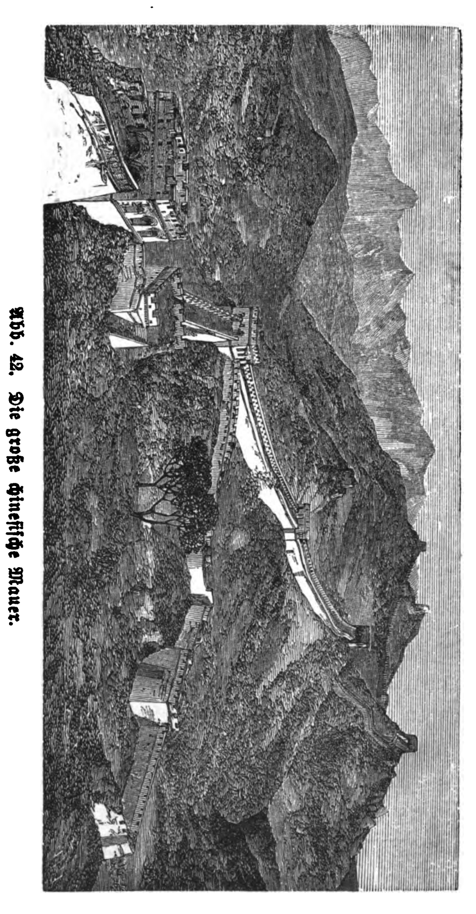
— Adam Brand*) —

Den 26. Oktobris 1692 gelangten wir des Abends an die Chinesische Welt = berühmte grosse Mauer Zagankrim genannt, welche etliche Klafftern hoch, und so breit, daß 7 biß 8 Persohnen neben einander darauff reiten können. Sie ist 300 Teutschen Meilen (2000 km) lang, und wenn sie auf ebenen Wege lege, würde ihre Länge mehr denn 400 Meilen (3000 km) ausmachen, denn sie ist offtmahls über unglaublich-hohe Felsen und derselben Spitzen geführet, es ist diese Mauer recht vor ein Wunder-Werck anzusehen, welches nicht so wohl mit grosser Kunst, als durch grosse Arbeit und Unkosten, die der König hierzu angewendet hat, gestifftet worden ist. Alle viertel Meilen (2 km) bemercket man einen Schieß-Thurm, der Grund der Mauer bestehet aus schweren gehauenen Feldsteinen und war ohngefehr einer Klaffter hoch, das übrige der Mauer war von Mauersteinen und Kalck auffgeführet. Wir kamen zuerst durch eine Pforte, an welcher die Mauer meistentheils verfallen und ritten ohngefehr einen Musqueten-Schuß davon wieder durch ein Thor, selbiger Platz sahe einem Rundele nicht ungleich. Abermahl führte man uns durch zwo Pforten, und waren diese drey Mauren in Rundelen in einen ziemlich grossen Platz gebauet. Oben auf der Mauer, die wir zuerst durchpassireten war ein Wacht-Hauß von ohngefehr 40 biß 50 Soldaten versehen, worauff ein Götzen-Tempel gebauet, auff welchem des Götzen und des Königs gelbe Wimpel und Flaggen weheten, in vorbemelten Wacht-Hauß soll wie wir berichtet worden, continuirlich Wacht gehalten werden, ingleichen war auch ausserhalb der letzten Pforte ein Wacht-Hauß so mit 20 Persohnen besetzet. Es war auch die bekandte grosse Mauer annoch in so guten Zustand, gleich als ob sie erst vor 20 oder 30 Jahren gebauet worden. Ich gebe von dieser Mauer Beschaffenheit folgende Beschreibung.

Wegen ihrer Länge wird sie von den Chinesern Vanliching genennet, das ist eine Mauer von 1000 Stadien oder Li (575 km), sie umringet bey Norden schier den dritten Theil des Kayserthums und 4 Landschaften Leaorung, Peking, Tschansi und Tschensi seynd an

*) Adam Brand, ein Kaufmann aus Preußen, begleitete den russischen Gesandten Eberhard Isbrand 1692 auf dessen Reise von Moskau nach China.

derselben äussersten Stück, auff der Norder Breite von 41 Graden, 2 Tage-Reisen von der Hauptstadt Peking oder 35 teutſ. Meilen (250 km) streckt sie sich von Osten nach Westen auff 50 Grad jeden gerechnet zu 15 Meilen (111 km), eine Länge von 300 teutschen Meilen (2000 km), denn sie beginnet von den 152 Graden bey dem Munde des Flusses Jalo (da er in den See-Busen zwischen der Landschafft Leaorung und der daran hangenden Insul Corea aus Ost-Tartarey fält) erstrecket er sich von dannen nach Westen bis ans Gebirge der Stadt Hinn in der Landschafft Tschensi, und endiget sich nahe beym Ufer des Flusses Hoang auf der Länge von 132 Grad von denen Canarischen Insuln angenommen, daß sich also über das jenige so die Sineser von der Auffführung dieser Mauer schreiben nicht zu verwundern, nemlich, daß man gantze Stein-Berge ausgehauen und dazu verbraucht, und daß eine gantz sandigte Wüste den Kalck damit zu bereiten, ausgeschöpfet worden.


Abb. 42. Die große chinesische Mauer.

Sie hat die Höhe von 30 Sinesischen Ellen (etwa 20 m), und an etlichen Orten die Breite von zwölff (8 m), doch mehrentheils funffzehen (10 m). Sie laufft nicht recht hin aus sondern ist an einigen Orten eingebogen und hat ihren Kümmen, jedoch ist sie nirgends gebrochen oder geschieden, ausgenommen ein kleines Stück in der die Landschafft Peking, da an statt der Mauren unbesteigliche Berge liegen, wie auch an dem Ort, da der schnelle Strom Hoang dadurch laufft. Unterschiedliche andere kleine Flüsse lauffen von aussen in Sina unter der Mauer durch Bogen oder Gewölbe, welche

als ein Schleus in dieselbe gemacht sind. Sonsten ist sie überall gleich und fast durchgehends von einer Gestalt nicht allein auff der Ebene, sondern auch da sie über Berge hinlaufft, oben auff stehen sehr hohe und starcke Wacht-Thürme, auch hat sie an bequemen Orten da es von nöthen, Pforten, welche eines Theils wegen des Kauff-Handels, andern Theils zum Ausfall auff die Tartarn gemachet sind. In und ausserhalb der Mauer liegen sehr starcke Vestungen, theils zur Beschirmung derselben, theils den Soldaten zur Wohnung, denn zur Beschirmung der Mauer unterhielten vor diesem die Sinesische Kayser wider der Tartarn Einfall in diesen Vestungen hier und da wol 1 000 000 Soldaten.

Diese Mauer ließ Kayser Tschi bauen, welcher vor allen andern grosse Kriegsthaten und Gebäu ausgeführet, ein Stiffter des Stammes Sin, in den 22 Jahr seiner Regierung und 215 Jahr vor der Geburt unsers HErrn. Dieser Kayser, welcher zu vor nur ein kleiner König gewesen, brachte den Stamme Cheo und gantz Sina unter sich und schlug durch den Feld-Herrn Mungtien die Tartarn, als Erb-Feinde des Reichs Sina mit einem Heer von 360 000 Mann, weswegen (umb ins künfftige das Reich Sina vor derselben Einfall zu befreyen), er diese grosse Mauer auffrichten lassen. Jedoch sind die Tartarn unterschiedliche mahl darüber gestiegen und haben das Reich in Unruhe gebracht. Sie wurde aber anfänglich an unterschiedlichen Orten des Reichs zu gleich angefangen, und innerhalb 15 Jahren durch eine unglaubliche Menge Volcks (indem durch das gantze Reich 3 Mann von 10 dazu aufgebothen worden) vollendet. Sie ist so dicht und hart an einander gefüget, daß man kein Nagel in die Spalte und Fugen schlagen kunte: Bey dem gedachten Seebusen, da diese Mauer einige Stadien oder Li (1 Li = 575 m) mit ihrem Anfang in die See gehet, ruhet sie auf vielen Schiffen, welche alda umb einen festen Grund zu haben nicht mit Steinen, sondern mit rohen Eisen eingesencket sind. Von dieser Chinesischen Mauer ihrer Länge schreibt Kircherus in seinem China illustrata, daß wenn man sich den Raum oder die Weite zwischen Dantzig und Messina in Sicilien einbilden wolte, so würde man sich kaum die Länge von dieser Mauer vorstellen können.

3.

Rundschau auf Peking.

— Ferdinand von Richthofen —

In einer Ebene, die im Norden halbkreisförmig von Gebirgen umragt wird, liegt Chinas kaiserliche Residenz. Es ist eine verfallene Stadt, und die Tage ihres Glanzes gehören der Vergangenheit an; aber auch heute gewährt sie dem Besucher den Eindruck ernster Großartigkeit. Gewaltige Umfassungsmauern, 13 m hoch, unten 20 m, oben 11 m breit, schließen in einer Gesamtlänge von 24 Kilometer den älteren Teil, die Mantschu-Stadt, in Form eines von Ost nach West ausgedehnten, breiten Rechtecks ein. An der Südseite schließt sich die später gebaute Chinesenstadt an, ebenfalls oblong, aber noch stärker von West nach Ost gestreckt und ein wenig über die Breite der nördlichen Stadt übergreifend. Die Lage der mächtigen, besonders befestigten Thore wird durch hoch aufragende, mehrstöckige Wachtgebäude bezeichnet, welche die Gleichförmigkeit der langgedehnten Mauerlinie malerisch unterbrechen.

Wie die meisten Städte von China, gewährt auch Peking den Eindruck des Unvermittelten und Unmotivierten durch die jeder normalen Entwickelung fremde Willkür, mit welcher der landschaftliche Wechsel der Gegend unharmonisch durch außerordentlich augenfällige, mathematisch abgezirkelte Linien unterbrochen wird. Anderwärts wuchsen Städte an dafür geeigneten Plätzen heran, und wenn man sie mit Mauern umgab, so richteten sich deren Linien nach der durch das Wachstum selbst entstandenen Gestalt. In China erhält man bei vielen Städten den Eindruck, als sei durch einen Akt despotischer Willkür, mit geringer oder gar keiner Rücksicht auf natürliche Verhältnisse und Terrainformen, erst eine große Umfassungsmauer in Gestalt eines nach den vier Kompaßrichtungen genau orientierten Quadrates oder Rechteckes gebaut, und dann die Bevölkerung in den umschlossenen Raum aufgenommen worden. In vielen Fällen, darunter auch in demjenigen von Peking, bestätigt die Geschichte die Richtigkeit des Eindrucks. Wenn man es nicht wüßte, so würde man es bei der Reise von Osten oder Norden her nicht ahnen, daß man sich einer der größten Städte der Welt nähert, bis man aus der Ferne die lange Linie der Mauer mit ihren aufgesetzten Wachttürmen und den hinter ihr aufragenden Tempeldächern erblickt. Fährt man nicht nach dem einen der wenigen Thore, vor denen eine schmale Vorstadt

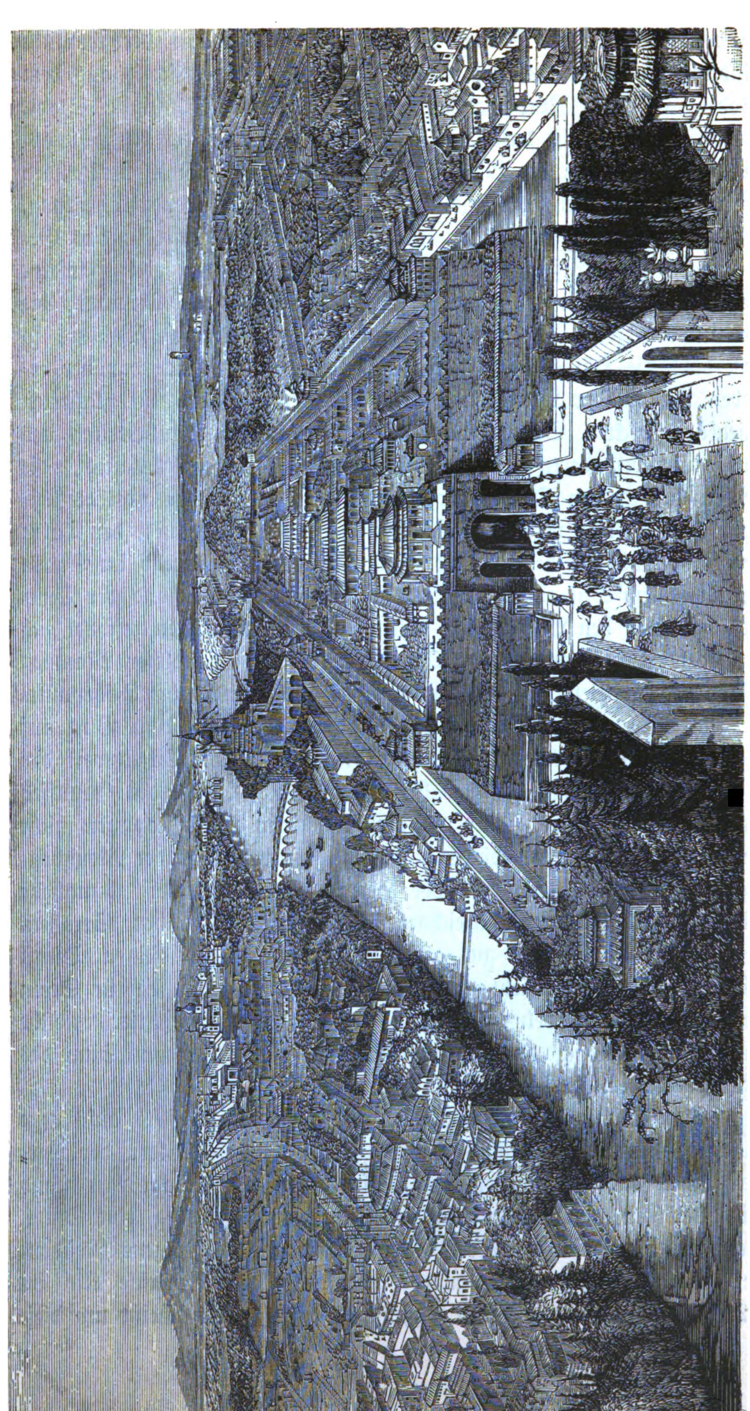


Abb. 43. Peking.

zu beiden Seiten der Straße sich ausbreitet, so währt der ärmliche ländliche Charakter bis zur Mauer selbst, die unvermittelt aus dem Boden aufsteigt. Wir halten Umschau über die gigantische Stadt. Kein Standpunkt ist dazu geeigneter, als die Zinne der Umfassungsmauer, seit Jahren der Lieblingsspaziergang der in Peking wohnenden Europäer. Stellen wir uns auf denjenigen Teil der Umwallung, welcher die beiden Städte trennt, so blicken wir hinab in das Gewimmel der Straßen und auf ein doppeltes Meer von Häusern. Letztere werden von den Bäumen der zahllosen Gärten überragt, die sich in der Ferne zu einem dichten Wald zu vereinigen scheinen, so daß dort die Häuser nicht mehr erkennbar sind. Hoch darüber erheben sich in der Mantschu-Stadt die barocken, mit gelbglasierten Ziegeln gedeckten Schnörkeldächer der weitläufigen Baulichkeiten des mit einer besonderen Mauer umgebenen kaiserlichen Palastes, die gelben und grünen Dächer der Tempel, bei denen jeder Zoll die chinesische Architektur verrät, die Moschee der Mohammedaner, der Turm der katholischen Kathedrale und andere Bauwerke, während im Süden der in seinem Stil einzig dastehende Tempel der Sonne und der Tempel der Erde den Blick fesseln. Nur in den Hauptzügen zeichnet sich so der herrliche monumentale Schmuck, der sich in endloser Mannigfaltigkeit dem Besucher der Stadt selbst bietet und seine Höhepunkte in dem Confucius-Tempel, in der Marmorbrücke mit dem Blick auf die in grünem Gehölz versteckten Paläste, und in dem Schnitzwerk der Häuserfronten erreicht; er gewährt eine dauernde Quelle des Genusses und des Studiums. Man ahnt von unserm Aussichtspunkte nicht den Verfall im Innern, die Entvölkerung, welche sich in der Menschenleere ganzer Stadtteile und der Herrenlosigkeit mancher ehemaliger fürstlicher Residenzen kennzeichnet, die Unreinlichkeit der Straßen, deren früheres System gut gemauerter Abzugskanäle seinen Dienst längst nicht mehr versieht, und die sich nach Regengüssen in Seeen und Lachen verwandeln, noch auch die Unzahl der Bettler, welche in ihrer Bekleidung durch wenige Lumpen den ästhetischen Sinn des Europäers verletzen.

Der Zauber des durch und durch eigenartigen, stets aufs neue mächtig fesselnden Gemäldes wächst, wenn wir die Bilder der Vergangenheit an uns vorüberziehen lassen. In dem Staat Yen stand seit alter Zeit, etwas südwestlich von dem heutigen Peking, eine Stadt, welche nach mehrfachem Wechsel des Schicksals und Namens Residenz der nordchinesischen Kaiser wurde und unter der Dynastie Kin im 12. Jahrhundert den Namen Tschung-tu erhielt. Es scheint um diese

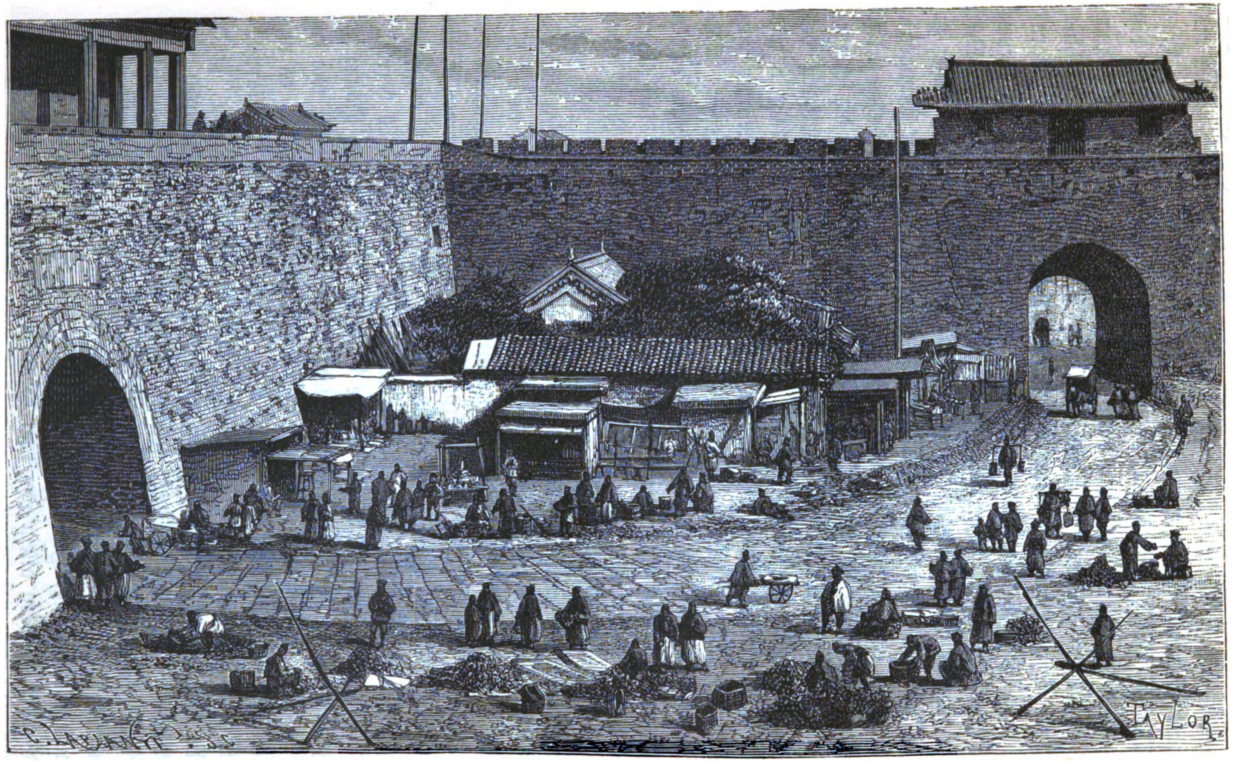


Abb. 44. Doppeltes Thor der Stadtmauer von Peking. (Nach einer Photographie.)

Zeit bereits eine volkreiche Stadt gewesen zu sein. Im Jahre 1212 wurde die Stadt von Tschingis-Chan genommen, welcher China bis zum Gelben Fluß eroberte. Nachdem sein Sohn Okkodai der Kin-Dynastie im Jahre 1234 ein Ende gemacht und die Grenzen bis zum Yang-tszĕ ausgedehnt hatte, setzte sein im Jahre 1260 zum Groß-Chan ausgerufener Enkel Kublai die Eroberungen in ganz China fort. Seine Herrschaft erstreckte sich bis Tong-king und Birma. Karakorum genügte ihm nicht mehr als Herrschersitz; von einer neuen Hauptstadt wollte er sein Reich regieren, das größte, das die Welt je gesehen hat, Tschung-tu schien ihm die dafür geeignete Lage zu haben; denn es stand an der Pforte von China gegen die Mongolei. Aber er brauchte nur die Lage des alten Ortes und gründete selbst eine neue Stadt in unmittelbarer Nähe. Staunenswert ist die schöpferische Kraft, mit der er sie ins Leben rief, die Großartigkeit des Planes, nach dem er sie anlegte. Ein Rechteck von ungefähr 8 und 5²/₈ Kilometer Seitenlänge wurde von einer mächtigen Mauer umschlossen und von einem rechtwinkeligen Straßennetz durchzogen. Dahin hatten die Bewohner des alten Tschung-tu neben Kublais eignen Leuten überzusiedeln. Die Ausdehnung und Pracht des kaiserlichen Palastes entsprachen der Macht des Weltbeherrschers. Im Jahre 1267 hatte der Bau der neuen Stadt, welche Tai-tu („die große Hauptstadt") genannt wurde, begonnen. Des Venetianers Marco Polo Anwesenheit am Hof des großen Chan fällt ungefähr von 1275 bis 1292. Voll Bewunderung spricht er von der Großartigkeit der Stadt. „Die Straßen sind so gerade und so breit, daß man von einem Ende bis zum anderen, und von einem Thor bis zum entgegengesetzten sehen kann. Und allenthalben in der Stadt giebt es herrliche Paläste und viele große und schöne Gasthäuser und schöne Häuser in großer Zahl. . . . Die ganze Stadt ist in Quadrate geteilt wie ein Schachbrett, und so vollkommen und meisterhaft angelegt, daß es unmöglich ist, ihr durch eine Beschreibung gerecht zu werden." Märchenhaft mußten in Europa die Berichte über eine Stadt klingen, gegen die dem großen Reisenden das palastreiche Venedig in den Schatten trat. Von nun an blieb Tai-tu, später Peking genannt, Reichshauptstadt. Den höchsten Glanz erreichte es im 17. Jahrhundert. Jetzt ist dieses vorüber; denn er hängt wegen der willkürlich festgesetzten Lage nicht von Gewerbfleiß, Handel und den Fluktuationen der Bevölkerung des Reiches, sondern allein von dem Grad der Macht des Herrschers ab. Aber die Thatsache selbst, daß der europäische Reisende von der Stadtmauer herab das große Werk von Kublai-Chan bewundern kann, weist

uns auf den wunderbaren Fortschritt, welcher neben diesem Verfall stattgefunden hat, indem die letzte Phase in der Geschichte von Peking seit dem Jahre 1860, durch die Anwesenheit europäischer Gesandtschaften und die Ausbreitung europäischer Bildungsmomente in ihr bezeichnet wird.

4.

Landreise in der chinesischen Provinz.

— T. T. Cooper —

Bis Tschung-Tsching war ich, von meinem Dolmetscher Philipp begleitet, einem jungen, in einer Missionsstation erzogenen Chinesen, in einer Dschunke den Jang-tse-kiang hinaufgefahren. Jetzt verließen wir den gewaltigen Fluß; denn unser Weg nach Tschen-tu führte gerade westwärts uns tief in das chinesische Hinterland hinein. Ich mietete daher zwei Tragsessel, jeden mit vier Kuli-Trägern, um am nächsten Morgen von dem gastlichen Hause des Missionspaters Deschamps in Tschung-Tsching aufzubrechen.

Schon in aller Frühe erschienen die Kulis vor unserer Wohnung, und ihr lauter Zank über die Verteilung meines Gepäckes weckte mich aus dem Schlafe. Ich ging hinaus, um Frieden zu stiften, und besah mir die Tragsessel, welche zu unserer Überlandreise bestimmt waren. Sie waren einfach aus Bambus korbartig geflochten und sahen den Körben der Putzmacher, aber in ungeheurem Maßstabe, sehr ähnlich. Sie waren gerade groß genug, um den Passagier in sitzender Stellung zu enthalten, ohne dann irgend zu weit zu sein. Jeder Sessel wurde von drei Männern getragen. Zwei Stangen, die an beiden Seiten befestigt waren, endigten in einem Querholze, an welchem vorn eine kleinere Stange angefügt war, deren Ende von zwei Trägern erfaßt wurde, während rückwärts nur einer trug. Als wir eben aufbrechen wollten, kam Pater Deschamps, um mich abreisen zu sehen. Unser Abschied wurde durch die Kulis kurz abgeschnitten, welche meinen Sessel aufhoben und, von dem Rest meines kleinen Gefolges begleitet, mit mir durch die Stadt in einem Trabe liefen, der sie wohl 12 km in der Stunde vorwärts brachte.

Wir kamen durch das westliche Thor aus der Stadt und durch die gedrängten Vorstädte auf das Land. So reisten wir etwa 50 km einer Straße entlang, die 2 m breit, solide mit Granit gepflastert

war. In verschiedenen Zwischenräumen, besonders nahe an den Dörfern, kamen wir durch hohe Steinthore, die reich mit den üblichen Schnitzereien und Vergoldungen verziert waren. Diese scheinbar sehr unnötigen Bauten ähneln in ihrem Zwecke unseren Triumphbogen und sind Erinnerungszeichen an verstorbene Würdige. Eine liebende Witwe verewigt die Tugenden ihres verstorbenen Mannes oder eine Gemeinde das Andenken eines Wohlthäters oder Ältesten, indem sie ein solches Thor errichtet, welches in großen vergoldeten Buchstaben über den Namen und die Verdienste des Verstorbenen berichtet.

Den ganzen Weg entlang wurde ich durch den Anblick unzählbarer Bettler überrascht, meist Frauen und Kinder, die wenig zu dem sonst gedeihlichen Aussehen der umliegenden Gegend paßten. Die Berge und Thäler zeigten eine Reihe von reizenden Ansichten; überall lugten weißbemalte Landhäuser aus den Obstbäumen hervor, die nun auch mit weißen Blüten überdeckt waren, und das Auge schweifte über endlose Reihen von Mais, Zuckerrohr, Mohn und anderen Feldern. Die schon weit vorgeschrittenen Gewächse und die köstliche milde Luft ließen glauben, daß es Mai statt Februar sei. Viele der tiefer liegenden Felder waren unter Wasser gesetzt, um sie zur Reissaat vorzubereiten, und die hierdurch gebildeten Miniatur-Seeen glitzerten im Sonnenlicht.

Wir kamen an vielen Dörfern und einzelnen Häusern vorbei. Beim Eingang in manche Dörfer war die Straße mit einem rohen Strohdach geschützt, unter welchem Kleinhändler aller Arten ihre Waren zum Verkaufe auslegten, während Gruppen von Nichtsthuern herumlungerten, scheinbar mit der ausschließlichen Beschäftigung, jeden Reisenden anzustarren, der vorüber kam.

In den offenen Straßen und Marktplätzen befanden sich mehrere ambulante Kaufläden, deren Eigentümer sich und ihre Waren vor Sonne und Regen durch riesige Regenschirme schützten, welche, so groß wie kleine Zelte, aus geöltem Papier mit Bambusgestellen gefertigt waren. Man sah sie in lebhaften Farben gemalt, mit den Annoncen des Eigentümers versehen und oft 5 m im Durchmesser haltend. Sie gaben der geschäftigen Scene eine malerische Charakteristik.

Die Ausdauer unserer Träger war merkwürdig. Sie schleppten uns dahin und begleiteten ihre Arbeit mit fröhlichem Geschrei. Bloß sechsmal im Tage rasteten sie, worunter zweimal, um in einem der vielen Gasthäuser an der Straße zu essen. Dort konnte man Reis, Gemüse, Schweinefleisch erhalten. In einem dieser Häuser nahm ich eine Mahlzeit ein, die aus etwas Geflügel, das Philipp vom Hotel mitgebracht

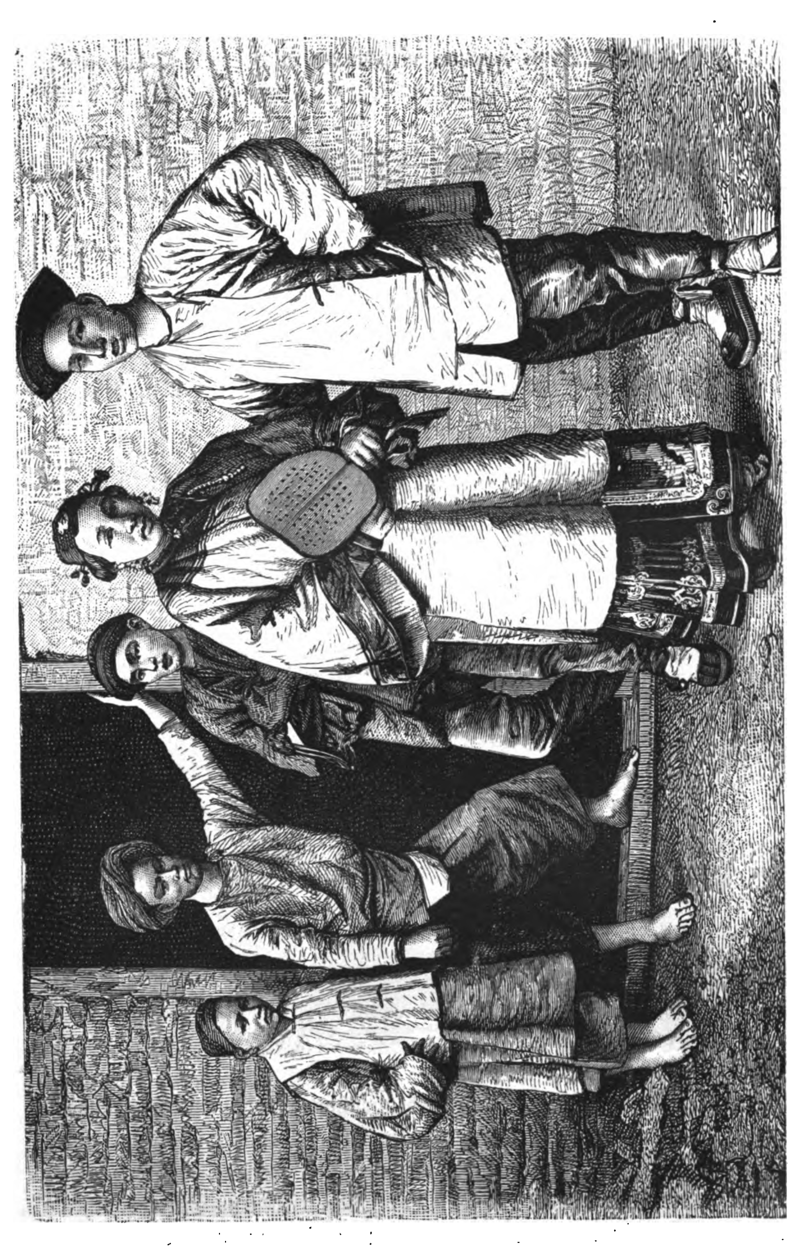
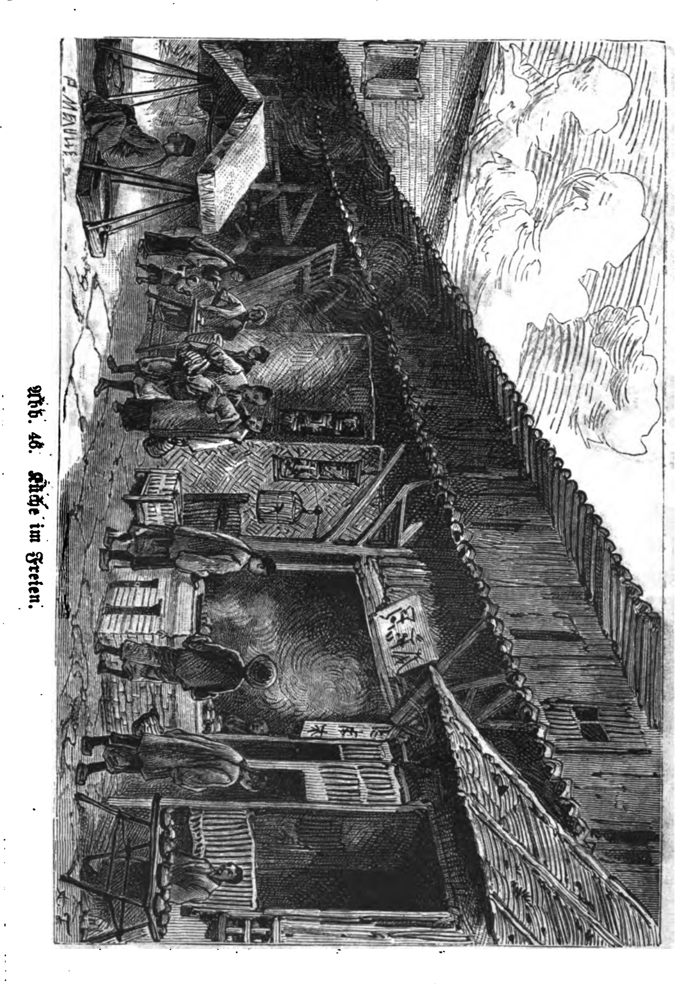


Abb. 45. Süd-Chinesen.

hatte, sowie Reis und kaltem gesalzenen Kohl bestand. Ich stieg nicht aus, sondern ließ mir meine Speisen in den Tragsessel reichen, da es die chinesische Würde einem vornehmen Manne nicht erlaubt, an solchen Stellen abzusteigen. Die Kulis stopften sich dermaßen voll, daß ich


Abb. 46. Küche im Freien.

über ihre Fähigkeit zur Weiterreise beunruhigt wurde; jedoch nahmen sie mich nach ihrer Mahlzeit und einer Pfeife Tabak wieder auf und trugen mich mit der anfänglichen Schnelligkeit weiter, während eine Anzahl elend aussehender Kulis, vom übertriebenen Opiumrauchen im letzten Stadium der Erschlaffung, uns folgten und die Träger baten, sie den Sessel tragen zu lassen. Unsere Leute handelten mit

den armen Teufeln im Laufe und schlossen ihr Arrangement, daß drei von denselben meinen Tragsessel 6 km weit zum Preise von 1½ Tschen per Kilometer und Mann tragen sollten. Die Eile, mit welcher sie die Plätze der Träger einnahmen, zeigte, wie schrecklich ihre Armut war.

Ich hatte geglaubt, daß die Bootsleute auf dem Jang-tse-kiang die schlecht bezahlteste Klasse in China seien; aber die Trägerkulis sind im Vergleiche zu ihnen wahre Sklaven. Wir hatten mit einem Tragsesselbesitzer in Tschung-Tsching abgemacht, daß er uns Sessel und Kulis nach Tschentu mitgebe, und zwar um 4 Taels per Mann inklusive der Sessel, und er hatte, der Sitte nach, die Kulis um 2½ Taels per Kopf gemietet (1 Tael = M. 6.69), was also für jeden Mann täglich 250 Tschen (ca. M. 1.69) betrug. Für diesen kleinen Betrag schleppten mich die armen Kerle beinahe sechs Stunden täglich und ernährten sich dabei auf eigene Kosten. Das letztere kostet sie 180 Tschen und ihr tägliches Opium weitere 50 Tschen. Sie bilden eine elende Klasse, sind ärmlich gekleidet und sehen heruntergekommen aus, was sich auf die Wirkungen des Opiums und harter Arbeit zurückführen läßt. Vom fortwährenden Tragen der Sänften sind die Muskeln ihrer Rücken und Schultern ausgebildet, daß sie wie Mißbildungen aussehen, während die Haut derjenigen eines Dickhäuters gleicht. Es scheint, daß sie selten lange leben, da harte Arbeit und Opium gewöhnlich ihre Konstitution zu Grunde richten, ehe sie dreißig Jahre alt sind.

Etwa um Mittag hielten wir an einem kleinen Rasthause, wo ich, als ich eintrat, die Skizze eines Dampfbootes an der Wand hängen sah, die der Wirt, wie er mir sagte, vor ein paar Wochen von einem reisenden Chinesen gekauft hatte. Man konnte das Bild nur der chinesischen Kunstproduktion zuschreiben; es bestand nur aus Schiffskörper und Rädern mit einem riesigen Kamin, der eine ungeheure Wolke Rauch ausströmte. Als ich den Eigentümer frug, was das Bild vorstelle, antwortete er: „Ein Feuerschiff, wie es die Leute in der Gegend von Hankeu benützen.“ Auf eine weitere Frage, ob dies nicht die Art Schiffe sei, welche von den Fremden benutzt werden, sagte er: „Ich weiß nichts von den Leuten in Hankeu, ich bin nie dort gewesen. Die Hankeuer benützen Feuerschiffe, und das ist alles, was ich davon weiß.“

Eine ziemliche Menge hatte sich um mich versammelt, während ich den mißmutigen Wirt über sein Bild frug, und mehrere Leute frugen mich über die Se Yang-jen i. e. westlichen Fremden, ob ich

schon welche gesehen hätte und ob es wahr sei, daß sie gelbhaarige Männer seien und wie Teufel aussehen?

Da ich sah, daß die Menge aus gutmütigen Kerls bestand, nahm ich meine Brillen ab, machte eine höfliche Verbeugung und frug, ob ich wie ein Teufel aussehe. — Während des ersten Augenblicks lachten sie unmäßig über das, was sie für einen guten Witz hielten, allein bald hörte ich ein paar sagen: „Seht seine Augen an!“ und es trat plötzliches Schweigen ein, das ich benützte, um dem Wirte zu sagen, er solle Wein bringen, damit meine Gäste auf meine Gesundheit trinken könnten. Dies machte einen sehr günstigen Eindruck auf meine Zuhörer und mehr als ein Dutzend der älteren Männer grüßten mich und tranken auf meine Gesundheit. Das kleine Gasthaus war bald gefüllt und jeder Tisch von Männergruppen besetzt, die den Yang-jen beobachteten. Sobald das Frühstück vorüber war, kam meine Sänfte heran, und als ich aufstand und mich verbeugte, standen sie ebenfalls auf und erwiderten das Kompliment, indem sie mir den größten Respekt bezeugten.

Etwa 2 km außerhalb der Stadt stieg ich aus, um zu Fuße zu gehen und nahm zufällig meine Brillen ab, um sie zu putzen, als ein kleines Mädchen, das mir begegnete, „Yang-jen! Yang-jen!“ rief. Dies erregte sofort die Aufmerksamkeit einer Anzahl Soldaten und jugendlicher Kandidaten für militärische Würden, die von dem jährlichen Wettschießen mit dem Bogen zurückkehrten. Sie umringten mich sofort und zischten mich aus; einer von ihnen packte mein Gewand und riß mich zurück. Die gewöhnliche Menge versammelte sich rasch und die Dinge fingen an, bedenklich zu werden; da kam mir der glückliche Gedanke, ihre Lachlust zu erregen, und ich machte deshalb meinem Verfolger eine ehrfurchtsvolle Verbeugung und, eine theatralische Stellung einnehmend, sagte ich mit einem Augenzwinkern zu den Nächststehenden: „Gewiß ist dieser ein großer Krieger!“

Nun war er aber bucklig und sehr häßlich und keineswegs heroisch aussehend, und die Menge wieherte in höhnischem Gelächter. Der Held, nun in großer Verlegenheit, ließ mein Gewand sofort fahren und fiel hin, während er sich zurückzog, worauf ich über ihn wegsprang und mich entfernte. Meine Kulis kamen in diesem Augenblick an und führten mich zu meinem Tragsessel, wobei sie mir mit lautem Lachen gratulierten, dem „großen Krieger“ entronnen zu sein.

Das Hauptereignis des Tages aber war unangenehmer Art. Eine geringe Distanz außerhalb des nächsten Ortes begegneten wir der Vorhut eines Militärmandarins von hohem Range, die aus zwei

berittenen Soldaten bestand, welche die Banner des Mandarinen trugen, auf denen in großen Lettern sein Name und sein Rang verzeichnet waren, gefolgt von Kulis, die mit seinem Gepäck beladen waren. Es gab genug Raum, um beide Parteien passieren zu lassen, und meine Träger hielten sich so nahe als möglich an den äußeren Rand der Straße, welcher durch ein gepflügtes, frisch überflutetes Feld gebildet wurde. Die Soldaten beorderten meine Leute, von der Straße herab und in das Feld zu gehen. Als sie dies natürlicherweise verweigerten, ritt einer der Soldaten ohne weiteres gegen meine Sänfte und stieß sie, sowie die Kulis Hals über Kopf in das Feld. Glücklicherweise war der gethane Schaden nicht groß, nur wurden wir durchnäßt und vom weichen, einen halben Meter tiefen Schmutz bespritzt, in dem ich meine Atlasstiefel ließ, als ich mich zur Straße emporarbeitete. Als wir uns jedoch wieder auf den Füßen befanden, fing einer der Soldaten überdies noch an, uns mit einer Flut von Schimpfwörtern zu überschütten. Ich war so aufgebracht, daß ich gegen ihn ansprang, um ihn von seinem Pony hinunterzureißen: allein ehe ich ihn erreicht hatte, stürzte mir das Blut aus der Nase, was mich zur Besinnung brachte, und, indem ich den Kulis befahl, mir etwas Wasser zu bringen, setzte ich meinen Weg fort, verfolgt von dem Gelächter der Soldaten.

Ungefähr um sechs Uhr abends erreichten wir die erste Nachtstation von Tschung-Tsching aus und stiegen in einem Wirtshause eines kleinen Dorfes ab. Mein Gepäck wurde in ein sehr schmutziges Zimmer gebracht, dessen Einrichtung aus zwei Betten mit Strohmatratzen bestand; es führte, wie auch alle andern Gastzimmer, direkt in die allgemeine, mittlere Halle. Nachdem alles hereingetragen worden war, brachte mir ein Kuli des Hauses eine kleine hölzerne Schüssel mit heißem Wasser und einem Lappen darin, um als Schwamm zu dienen. Während ich nun durch die Halle gegangen war, hatte ich gesehen, wie sich ein sehr schmutziger Kuli mit demselben Lappen gewaschen und dasselbe Becken benutzt hatte, weswegen ich frisches Wasser bestellte. Dies konnte jedoch nicht ausgeführt werden, da, wie mir der Kellner mitteilte, der Vorrat an heißem Wasser noch zu erschöpft war. Ich war deswegen trotz des Gedankens an meinen schmutzigen Vorgänger genötigt, das Wasser in meiner eigenen Waschschüssel zu gebrauchen; ich wusch mich deshalb und fühlte mich darauf sehr erfrischt. Wir nahmen dann unser Diner ein und rauchten unsere Pfeifen. Wenn ich mich auch sonst durch die frische Landluft ganz wohl fühlte, so schmerzten mich doch meine Knochen schrecklich von der beengenden Stellung, die ich während des Tages hatte einnehmen müssen und ich

war froh, mich auf mein Bett werfen zu können, nachdem ich zuerst die verdächtige Matratze durch meine eigenen Flanelldecken und Kissen ersetzt hatte. Etwa um acht Uhr sprang der Koch, der noch alle möglichen Dienste verrichtete, auf einen Tisch in der Vorhalle und hielt an die Kulis folgende Anrede: „Gäste! Wenn irgend welche von euch nicht genug zu essen hatten, redet; wenn irgendwer ein heißes Bad nehmen will, er rede; wenn jemand von euch Thee will, er sage es sofort, denn in einer halben Stunde werden die Feuer ausgelöscht sein und es ist euch dann nicht mehr möglich, etwas zu erhalten." Nachdem er sich auf diese Weise ausgesprochen hatte, nahm er hinter einer Art von Schenktisch in einer Ecke Posto und gab den Gästen der Reihe nach große, wattierte Bettdecken, mit denen sie sich in ihre Zimmer zurückzogen, um Opium zu rauchen, dessen Dämpfe bald alle Räume des Hauses erfüllten.

Etwa eine Stunde später, als wir eben zu Bett gehen wollten, kam der Eigentümer mit seiner Rechnung für Essen und Wohnung, wie es überall in diesen Absteighäusern Sitte ist. Für das Zimmer bezahlten wir jeder 400 Tschen, für Reis 200 Tschen, was auch eine Tasse Thee und zwei gekochte Eier einschloß, die uns, seinem Versprechen nach, frühe am andern Morgen gebracht werden sollten. Nachdem der Eigentümer sich entfernt hatte, kam der Koch um sein übliches Trinkgeld. Ich gab ihm 100 Tschen, was wirklich viel mehr war, als er erwartete. Der Kerl sah sie jedoch an, wie etwa ein Droschkenkutscher sein Trinkgeld, und bat um mehr; Philipp fuhr wütend auf und frug ihn, was er damit meine. Er antwortete ganz ruhig: „Oh, es ist nur Sitte. Wir bitten immer um mehr, als wir bekommen. Ärgern Sie sich nicht; ich bin ganz zufrieden, denn ich bekomme in der Regel nie mehr als zwanzig Tschen von den Herren und Mandarinen, welche dieses Zimmer bewohnen; die Kulis zahlen nie etwas und deswegen nehme ich von den Passagieren soviel als möglich." Nachdem er uns auf diese Weise über die Sitten des Hotels einigermaßen belehrt hatte, wünschte er uns höflich gute Nacht. Pünktlich um vier Uhr trat der Koch am andern Morgen in mein Zimmer mit einer Schüssel heißen Wassers, das den Lappen richtig enthielt. Ich bestand darauf, frisches Wasser zu erhalten, das er nach vielen Einwendungen brachte und dazu bemerkte, daß ich sehr anspruchsvoll sei. Er sei viele Jahre in einem Hotel gewesen und hätte nie erlebt, daß selbst ein Mandarin vom höchsten Range es verweigerte, sich mit dem „Hauslappen" zu waschen. Als ich angekleidet war, wurden die gekochten Eier und der Thee aufgetragen, und wir waren bald damit

fertig. Mein Tragsessel wurde mir bis in die Thüre meines Schlafzimmers gebracht und, nachdem ich mich wieder hineingezwängt hatte, machten wir uns noch vor Tagesanbruch auf den Weg.

Außer einigen früh abreisenden Personen, wie wir selbst, war noch niemand auf der Straße; aber Lichter und Hammerschläge in vielen Häusern bezeugten den Fleiß der Einwohner. Von der Spitze eines Hügels — eine Strecke weit von unserer Straße — hatten wir einen schönen Anblick der Sonne, die eben hinter einer hohen Bergkette im Osten aufstieg. So ging es denn fröhlich weiter.

5.

In den Straßen von Kanton.

— Hans Meyer —

Auf meinen Wunsch, noch heute einen Einblick in das Leben und Treiben von Kanton zu erhalten, wurde ohne Verzug mir ein sprachkundiger Führer mit zwei Tragstühlen und den dazu gehörigen Kulis bestellt.

Aong, mein Führer, war ein alter Herr mit falschem Zopf und dünnem, lang herabhängendem Schnurrbärtchen. Er übernahm die Leitung im ersten Tragstuhl, und ihm folgend verließ ich Shamien, das durch einen Kanal vom Stadtgebiet abgegrenzte Quartier der Europäer, überschritt eine Brücke, deren Eisengitter von einem Wächter geöffnet wurde, und war sofort mitten im Strudel der chinesischen Weltstadt.

Durch die Drachenstraße drangen wir in die Innenstadt vor, es war ein Gäßchen so schmal wie ein Durchschlupf in einer süddeutschen Kleinstadt. Rechts oder links reiht sich Laden an Laden oder vielmehr Bude an Bude, weder durch Thür noch Fenster verschlossen, lotrecht vor den Wänden aufgehängte lange Bretter, rot, grün, gelb, schwarz oder weiß lackiert und mit ebenso bunten, kolossalen chinesischen Schriftzeichen bedeckt, bilden Firma- und Reklameschilder; das Innere der Verkaufsstellen, wo der Händler am Rechenbrett hinter seinen Waren sitzt, strotzt von Farbe und Vergoldung, und auf dem Steinplatten- oder Ziegelgrund der Gasse flutet es ab und zu, daß dem Neuling Hören und Sehen vergeht. Kein Fuß breit ohne Menschen, Verkäufer, Ausrufer, Geschäftsleute, Handwerker, Soldaten, Kulis mit

Sänften, Bettler, Kinder, Reiter drängen, schieben und stoßen sich im wüsten Durcheinander; das schreit und lacht und heult und plärrt, daß man darüber die tausend anderen Geräusche, das Hämmern der Schmiede, das Schlagen der Gongs, das Klopfen der Fleischer, das Klappern der Verkäufer, das Klingeln der Garköche, und was es sonst alles noch sei, nur in einem dumpfen Brausen hört. Und das ganze wüste Bild ist in ein gedämpftes Halbdunkel gehüllt, da die Enge der Gasse nur wenig Licht eindringen läßt. Alle Altersklassen, alle Berufsstände sind da vertreten, vom Mandarinen mit der Pfauenfeder an bis herab zum bettelnden Krüppel; nur Frauen bekommt man selten zu Gesicht.

Es war mir schlechterdings unfaßlich, wie unsere Tragstühle, die doch die halbe Breite der Gasse einnahmen, sich den Weg bahnen konnten. Diese Arbeit fiel den Trägern des anführenden Aong zu, die meinigen hatten nichts zu thun, als sich unmittelbar an jener Fersen zu halten und sich gegenseitig Warnrufe und Verhaltungsmaßregeln über Weghindernisse, Straßenecken, entgegenkommende Sänften und Ähnliches zuzurufen. Und doch ging es im Geschwindschritt vorwärts. Die Menschenflut staute sich in einem Augenblick da, wo wir eindrangen, ich mußte spöttisch-neugierige Blicke hinnehmen und mir so manches höhnische „Fank-wei“ (fremder Teufel) gefallen lassen, dann schloß sich der Strom wieder hinter mir zusammen, um mich einen Schritt weiter demselben Schauspiel preiszugeben. So zogen wir durch die Drachenstraße, die Goldstraße, die Schatzstraße, die Seidengasse, die Apothekergasse, weiter und weiter ging es durch die unglaublichsten Atmosphären hindurch, bis endlich Aong Halt machte. Wir waren an der Blumenpagode. Wir traten ein in den inneren Tempelhof, dessen Ruhe wie die des Paradieses auf mich einwirkte, während das höllische Toben der Außenwelt dumpf über die Mauern herüberdrang.

Warum diese Pagode den Namen Blumenpagode trägt, konnte ich nicht ergründen. Sie ist ein achtseitiger schlanker Turm von neun Stockwerken und etwa 55 m Höhe; derselbe ist aber in den 13 Jahrhunderten seines Bestehens so baufällig geworden, daß niemand der Aufstieg gestattet wird, was ich ganz besonders bedauerte, da ich gern einen Blick aus der Vogelperspektive auf das tolle Treiben in den Straßen geworfen hätte. Im übrigen war wenig an dem Bauwerk zu sehen. Der greise, grinsende Kustos erhielt einige Caschs (bronzene Scheidemünzen), und wieder ging es in der brausenden Volksbrandung fort, näher und näher nach dem Mittelpunkt der Stadt.

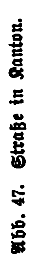


Abb. 47. Straße in Kanton.

Die Menge wurde immer dichter, der Lärm immer wüster, die Gerüche immer penetranter, die Kulis konnten nur noch langsam vorwärtskommen. Von neuem hielt Wong vor einem Tempel, dem

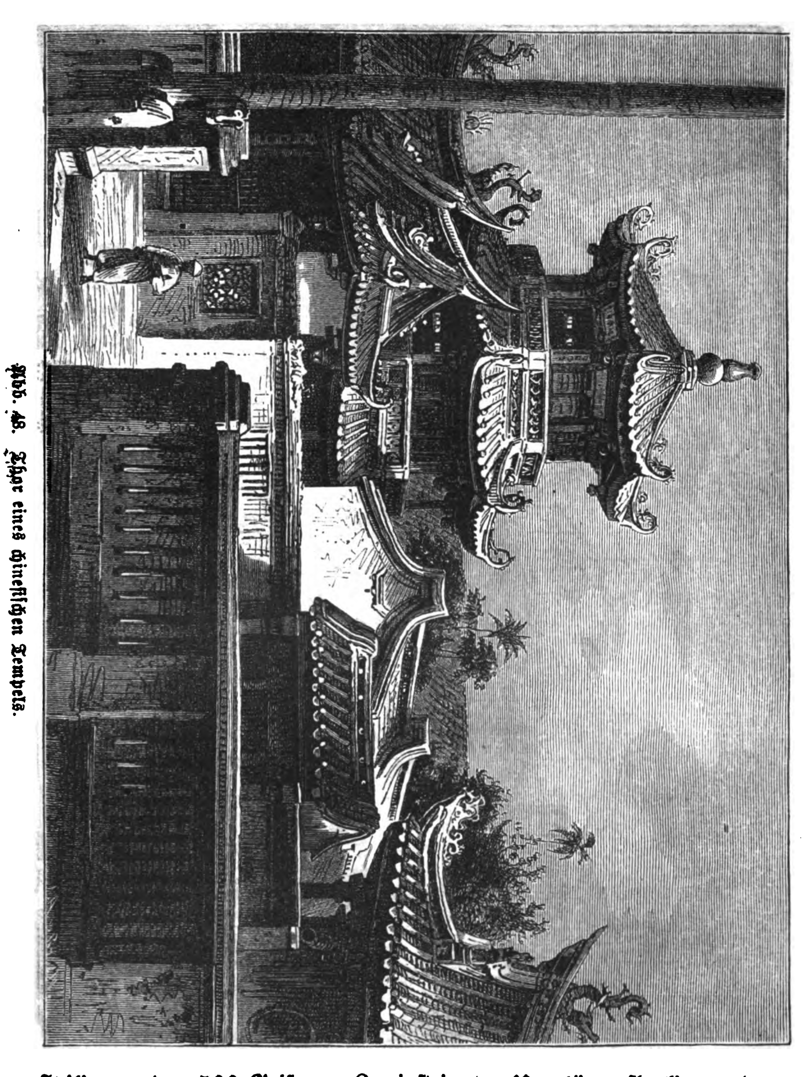


Abb. 48. Thor eines chinesischen Tempels.

Heiligtum der 500 Geister. Zwei steinerne Ungetüme flankierten das überdachte Portal; ein feister Bonze kam uns entgegen, ein freundliches Tschin-Tschin (guten Morgen, guten Tag, guten Abend, gute Nacht, lebe wohl u. s. w.) wurde gewechselt, und ich setzte meinen Fuß

in das komischste Gotteshaus, das ich je betrat. In einer langen Doppelhalle sitzen ringsum an den Wänden 500, sage und schreibe 500 lebensgroße vergoldete Menschenbilder nebeneinander, welche die Schüler Buddhas vorstellen sollen. Anfänglich fühlte ich mich etwas beklommen in dieser großen stummen Gesellschaft, als ich aber bemerkte, daß die meisten äußerst vergnügte Gesichter machten, manche sogar vor Vergnügen ihre dicken Mäuler und schiefen Augen derart verzerrten, daß ich sie im nächsten Augenblick einem Lachkrampf verfallen sah, da konnte ich mich nicht ernst halten, ich mußte mitlachen und that es so aus des Herzens Grund, daß auch Along lachte und der Bonze lachte und alle übrigen Chinesen lachten, die mit mir in den Tempel getreten waren. Eine Figur interessierte mich vorwiegend, und diese lachte nicht. Sie soll der Überschrift nach Marco Polo vorstellen und ist durch verschiedene Tracht vor ihren Genossen ausgezeichnet. Ich that dem Bilde des Kaisers Kien-Lung, das vorm Ausgange thront, im stillen Abbitte für die Profanation seiner Wohnstätte und ließ mir's gefallen, daß einige Bonzen mich in den weiten Priesterwohnungen herumführten und mich mit Thee und nochmals Thee bewirteten; dann bekamen die Leutchen ihre wohlverdienten Caschs, ein 20—30stimmiges Tschin-Tschin wurde laut, und wir waren wieder im Getümmel der Straße.

Abermals arbeiteten wir uns durch den Menschenknäuel. In Europa würde es ein Ding der Unmöglichkeit sein, sich dem Menschenstrom, der sich etwa aus dem Thor eines großen Theaters nach Ende der Vorstellung ergießt, entgegenzudrängen; der Chinese bringt hier ganz Ähnliches unter weit schwierigeren Umständen fertig. Die wandernden Verkäufer tragen ihre Waren auf Bambusstangen, die Arbeiter schleppen Bau- und Handwerksmaterial, die Kulis die Lasten auf Bambusstangen, und doch findet jeder seinen Weg, und nie habe ich gesehen, daß jemand dabei zu Schaden gekommen sei. Rechts und links hatten wir nun die Buden der Schuhmacher, weiterhin die der Stoffhändler, in einer andern Straße die Backwarenläden, dann die der Porzellanhändler, der Gold- und Silberarbeiter, der Barbiere, Geldwechsler und Kuchenbäcker, der Fleischer, Obsthändler, Blechschmiede, und Gemüsehändler; jedes Handwerk hat seinen bestimmten Bezirk und macht in der nächsten Straßenbiegung einem andern Gewerkszweig Platz.

Allmählich schwanden die Buden, die Menge lichtete sich, wir passierten einige Straßen, in denen nur einige krüppelhafte Bettler hockten und Kinder vor den vergitterten Hausthüren spielten; dann

hielten wir plötzlich vor einer hohen Quadermauer. Mein Führer schlüpfte vor mir her durch einen stockfinstern Thorbogen, ich packte Aong am Zopf, um in der Dunkelheit mir nicht den Schädel einzurennen, es ging einige tief ausgetretene Stufen hinan, und wir standen auf der riesigen Stadtmauer, die sich um ganz Kanton herumzieht. Nach einem kurzen Marsch auf der 6—8 m dicken mit Zinnen und plumpen, verrosteten Vorderladerkanonen versehenen Mauer erreichten wir den höchsten Punkt Kantons, die sogenannte Rote Pagode. Sie ist als Pagode ein Riesenbau, um so imposanter, als sie ganz frei über der Stadtmauer steht. Ihre Gestalt nähert sich dem Bilde, das wir Nichtchinesen uns gemeinhin von einer Pagode machen. Diese Rote Pagode ist mehr Tempel als Turm, ist vierseitig, fünfstöckig und hat zwischen den Stockwerken weit vorspringende Simse, die, um das Bild vollständig zu machen, eigentlich noch mit Glocken und Glöckchen behängt sein sollten. Das sind sie aber nicht, und unsre landläufige Darstellung von einer Pagode ist grundfalsch, denn eine Pagode ist niemals ein Tempel oder gar ein grinsendes Götzenbild, sondern immer nur ein Turm, sei er nun rund und hoch wie ein Minaret oder kantig und gedrungen wie eben diese Rote Pagode.

Auf Holztreppen kletterten wir zum obern Stockwerk empor, der Ausblick schien unbegrenzt. Im Süden dehnte sich das gewaltige Häusermeer aus, von dem ein dumpfes Brausen bis hier herauf drang. Tempeldächer und Pagoden hoben sich da und dort hervor, hohe, luftige Holzgerüste, Warten und Ausluge überragten die mit Wasserkrügen gegen Feuergefahr bedeckten Ziegeldächer, fern von Shamien leuchteten die weißen Türme der katholischen Kirche herüber, und dahinter schlängelte sich der Perlfluß von Nordwesten nach Südosten, weit im Hinterland von zwei neunstöckigen Pagoden bewacht. Im Osten waren die Konturen der Weißen-Wolken-Berge sichtbar, und im Südwesten schimmerten die Sai-Chiu-Berge durch den Dunst. Hinter uns im Norden hatten wir die weite, dörferreiche Ebene und dicht vor dem Wall die mit Gräbern übersäeten Sandhügel, die der Stadt schon seit anderthalb Jahrtausenden als Beerdigungsstätte dienen. In die Straßen konnte ich wegen der Enge und Höhe der Mauern nicht hineinblicken, dafür hielt mich aber der Farbenreichtum in Land und Luft schadlos; es war ein reiner und ungetrübter Genuß nach der überanstrengenden Nervenarbeit in der Stadt selbst.

Aber Aong trieb zum Weitermarsch. Inmitten einer großen lärmenden Menge machte er endlich wieder Halt. Durch eine weite

offene Pforte, die von Hellebarden tragenden Soldaten bewacht wurde, schritten wir in einen engen Hof und durch diesen in eine säulengestützte, von mattem Zwielicht spärlich erleuchtete Halle. Hier hatte Justitia ihren Sitz. Mitten in der Gerichtshalle lagen vor einem Tisch, an dem ein alter ehrwürdiger Chinese mit riesengroßer Hornbrille Platz genommen hatte, im Halbkreis die beiden streitenden Parteien auf den Knieen, die Hände auf den Boden gestützt. Neben ihnen stand je ein Advokat und ringsum ein andächtiges Publikum. Es handelte sich um Vorenthaltung eines Erbteils. Die Advokaten plaidierten, der Richter stellte Fragen, that dazwischen ein paar Züge aus einer langen Metallpfeife, die von einem Diener gehalten wurde, und fällte schließlich das Urteil des Inhalts, daß die beklagte Partei zu zahlen habe und außerdem wegen „dolus“ (wie ich vermute) geprügelt werden sollte. Während eine andere Partei ihre Klagen vorbrachte, nahm der Büttel einen nach dem andern von den Verurteilten vor sich, ließ sie mit ausgestreckten Gliedmaßen vor sich auf den Bauch legen, zog ihnen den entsprechenden Bestandteil des Gewandes herunter und applizierte unter lautem Zählen jenen von der Vorsehung eigens für derartige Zwecke ausgestatteten Körperteil die verordnete Anzahl Prügel mit einem gespaltenen Bambus, daß sich die Haut zu blauroten Striemen aufblähte. Trotzdem habe ich keinen der Maltraitierten unter der Prozedur schreien hören; sie zogen sich nach Beendigung wieder an, rieben sich die empfindsame Stelle und drückten sich scheu zur Thür hinaus. Aong, der schon einigemal wegen privater Prügelei offizielle Hiebe bekommen hatte, behauptete, nur die ersten Schläge thäten empfindlich weh, die folgenden fühle man kaum mehr. Ich hatte nach Maßgabe eigener Jugenderfahrungen gerade das Gegenteil vermutet.

So wohnte ich zwei Sitzungen bei. Die Entscheidung wurde mit viel Würde gegeben, auch wurden regelmäßig einige väterliche Ermahnungen hinzugefügt, das Publikum lauschte lautlos den weisen Worten, kurzum, der Eindruck wäre auf mich der eines hochernsten Vorganges gewesen, wenn nicht die drastische Durchhauerei daneben stattgefunden hätte.

Einige Straßen weiter liegt ein Teil von den Kantoner Gefängnissen, deren die Stadt vier besitzt. Dorthin wendeten wir uns aus der Gerichtshalle, und das dort sich bietende Bild wirkte auf mich in völlig konträrer Weise. Ich habe schon manchen Jammer und vieles Widerliche gesehen, aber nichts, das auch nur entfernt an das Elend der Gefängnisse von Kanton heranreichte. Um einen offnen

Hofraum reihten sich ein halbes Hundert von Verschlägen, so niedrig, daß ein Mensch kaum aufrecht darinnen stehen kann, Höhlen voller Unflat und ohne Luft noch Licht. In dem einen Verschlag kauerte eine Anzahl krummgeschlossener Verbrecher, wirklich krummgeschlossener, denn Füße und Hände lagen in einer gemeinsamen Fessel; in einem andern krochen hohläugige Gestalten über den Boden, mit lautem Gerassel einen schweren kettenverschmiedeten Klotz nach sich schleppend; an dritter Stelle streckten halbverhungerte Sträflinge die kettenbeladenen Hände hinter dem Gitter hervor und bettelten stöhnend um eine Gabe, sie trugen um den Hals ein schweres, eisenbeschlagenes Brett, das sie am Auflegen des Kopfes hindert und sie sehr rasch dem Ermattungstod nahe bringt, und so ging es fort und fort durch Pein und Grauen bis zu dem Schrecken der Folterkammer. „Genug!“ rief ich Aong zu und stürzte hinaus, weithin von dem Jammern und Ächzen der Unglücklichen verfolgt.

Nach der nervenerschütternden Exkursion durch die Gefängnisse wurden friedlichere Bahnen betreten. Wir lenkten in die Bezirke der Arbeitsbuden ein, und dort vergaß ich bald im Anschauen der rührigen Emsigkeit chinesischer Handwerker die düstern Erlebnisse. In den Werkstätten der Goldschmiede sah ich die dünnen Metallfäden zum Filigran ausziehen, beobachtete die Verlötung der Teilchen und ihre Emaillierung mit winzigen Stückchen der blauen Feder einer Eisvogelart; bei den Seidenstickern zog mich der frappierende Reichtum der Tier- und Pflanzenmuster an, die namentlich den Rundfächern doppelseitig aufgestickt werden; bei den Malern interessierte mich weit mehr als die Technik die minutiöse Arbeitseinteilung, die das Bild aus einer Hand in die andre wandern läßt und dem einen die Aufpinselung des Gesichtes, dem zweiten die der Hände, dem dritten die des Kleides, dem vierten die des Schmuckes und so fort überträgt. Unter den Brillenschleifern zersägte ein Teil mit aufgespannten feinen Drähten ansehnliche Quarzkrystalle in dünne Scheibchen, die andern polierten diese Scheibchen und fügten sie großen Horngestellen ein; die Holzschneider arbeiteten mit nur zwei oder drei Messern oder Meißeln Druckplatten, Figurenreliefs und Nippsachen aus Brettern und Holzklötzen; die Seidenweber stellten an Webstühlen mit vielem Eifer und noch mehr Lärm olivengrüne und rosenrote Brokate her; die Kupferschmiede hämmerten kreisrunde Messingplatten zu Gongs aller Größen zurecht; die Elfenbeinschnitzer bohrten mit unglaublicher Geduld mikroskopisch kleine Arabesken und Figürchen in durchbrochener Arbeit aus den Elefantenzähnen, die Drucker zogen von den geschwärzten Holz-

clichés mit der Geschwindigkeit eines Taschenspielers die überpinselten Bogen ab, und überall summte und pochte und schwirrte und regte es sich, wie man es sonst nur in den Bazaren von Stambul oder Damaskus sehen und hören kann.

Am Nachmittag besuchte ich einige einheimische Speisewirtschaften, wo die hungrigen Söhne des Himmels an kleinen Tischen leckere angebrütete Enteneier, Katzenfilet, Rattenragout, Fledermauspasteten und ähnliche verführerische Gerichte aufgetafelt erhielten. Endlich gegen Abend ging es nach den Handelsgärten Kantons, welche auf der Insel Fati inmitten des Perlflusses liegen. Da waren künstliche Tropfsteingruppen mit Porzellanmännlein und =Weiblein und springenden Wassern, da waren Sträucher und Bäume zu Pagoden, Drachen, menschlichen Gestalten, Delphinen und Schmetterlingen zugestutzt. Häufig hatte man durch große Glasaugen oder sonstige Zuthaten den Reiz des Wunderlichen noch erhöht, und dazwischen lustwandelten fröhliche Chinesen und freuten sich über all den tollen Unsinn und die natürliche Unnatur.

Bald bestiegen wir wieder unser flottes Boot und steuerten durch das Wirrsal von Dschunken, Böten und Kähnen dem Kai Shamiens zu.

6.
In der Wüste Gobi.

— N. von Prschewalski —

Wir verlassen die letzten Ausläufer des Nan=schan und richten unsern Marsch nach Norden. Vor uns liegt die Wüste von Ala=schan, ein endloses Sandmeer, über das eine gelblich=graue Atmosphäre sich lagert. Hier wechselt Triebsand mit Salzflächen und lehmhaltigem Lößboden ab. Die ganze Wüste macht den Eindruck von feststehenden hohen Sandwellen, welche die furchtbaren Stürme je nachdem zerstören oder neu errichten. Werden Mensch oder Tier hier von einem Sturm überrascht, so kommt es wohl vor, daß sie rettungslos daniedergeworfen und unter den Sandwellen verschüttet werden. Hier und da erheben sich auch auf Salzflecken oder Lößstrecken einzelne abgesonderte, für sich bestehende thonhaltige Hügelgruppen.

Das Ala=schangebirge im Osten und das Chan=ula=Gebirge im Norden bilden eine natürliche Grenze für diese gewaltige Ebene, die

wohl in einer früheren Zeitperiode das Becken eines gewaltigen centralasiatischen Meeres bildete. Die ganze Gegend ist wasser- und infolgedessen vegetationsarm. Die wenigen Bäche und Flüsse, die von den Bergen kommen, versanden alsbald. Die Ezsin-gol ist der einzige größere Fluß. Er fließt an der Westgrenze der Wüste und soll nach seinem Ausfluß zu ein oder zwei Seeen bilden. An dem einzigen Bach, welcher vom Ala-schan kommt, liegt die Stadt Dyn-juan-in.

Es läßt sich denken, daß das organische Leben mit der Einförmigkeit des Landes übereinstimmt. Die Vegetation beschränkt sich meistens auf die Salzflora und einige verkrüppelte Gesträuche. Der armselige Boden kann nur schwach organisches Leben erzeugen und erhalten. Eine blühende Pflanze erscheint als ein greller Widerspruch zu diesem Reich, in welchem der Tod die Zügel der Herrschaft führt.

Den Eindruck, den die öde, gleichförmige, jeglichen Lebens bare Wüste auf den Reisenden macht, ist unbeschreibbar. Soweit das Auge reicht, wechseln Sandhöhen mit Salzflächen ab. Mühselig schleicht die Karawane dahin durch die glühende Hitze — nirgends winkt in der Ferne ein schattenverheißender Wald. Nur hie und da erblickt der Wanderer eine flüchtige Antilope. Die huschenden Eidechsen sind das einzige lebende Element, was sich zeigt. Nur selten ertönt der unheimliche rauhe Ton einzelner Steppenvögel und unterbricht für wenige Augenblicke die erdrückende Totenstille.

Selbst die Nacht bringt keine Erquickung; denn alsdann strahlt der Boden die Glut, die er des Tages eingesaugt, mit verstärkter Gewalt wieder aus.

Die Flächen und Hügel von Flugsand, welche eine Höhe von 15—20, selten über 30 m erreichen, werden von den Mongolen wegen ihrer Unermeßlichkeit Tyngri-Himmel genannt. Diese Hügel bestehen aus feinem Sand, in dem der Fuß bei jedem Schritt tief versinkt. Dabei sind die Hügel sehr steil und der Sand auf der Seite, die dem Sturm ausgesetzt, so locker, daß man nur mit der äußersten Anstrengung vorwärts dringen kann.

Von Zeit zu Zeit stürzt man in ein trichterförmiges Sandloch, aus dem man sich mühsam wieder herausarbeiten muß. Die seltenen Brunnen sind höchstens 1 bis $1^1/_2$ m tief, salzhaltig und meistens halb versandet.

Von dem 41. ° nördl. Breite dehnt sich bis zum 45. ° nördl. Breite der mittlere Gürtel der Wüste Gobi aus, der sich ebenso von

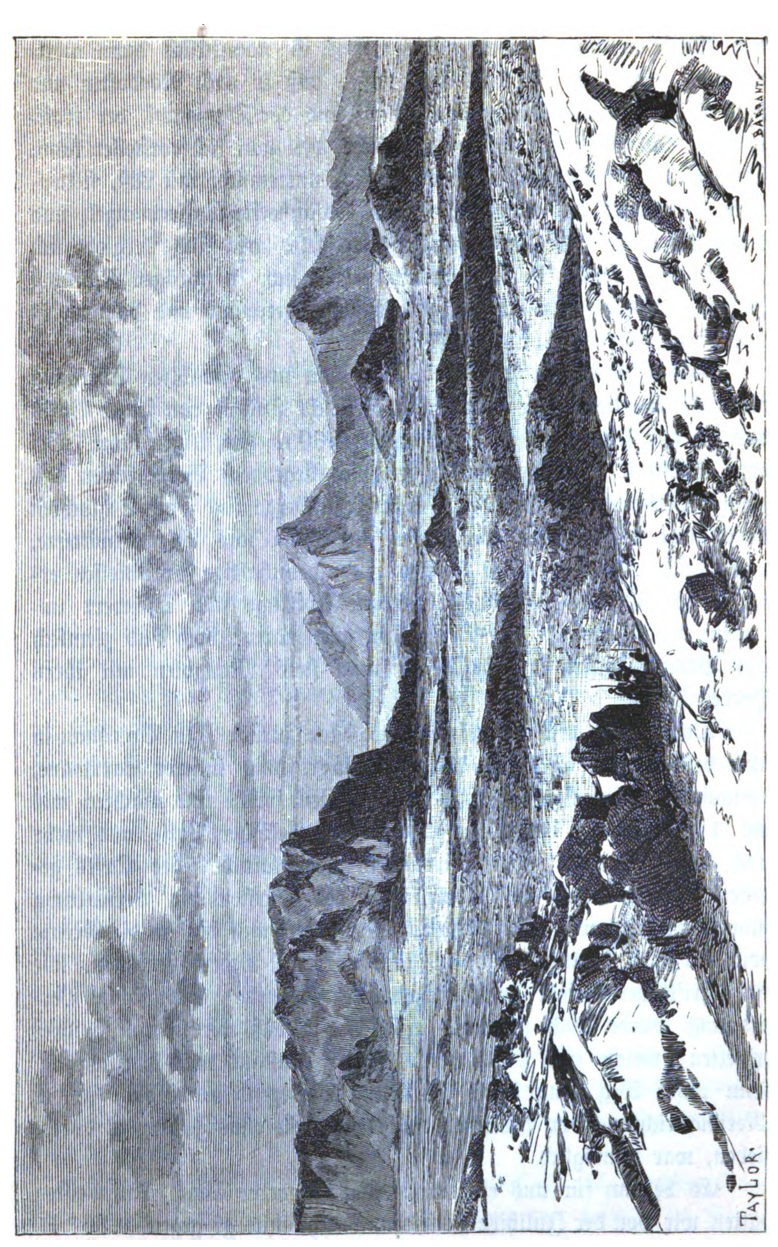


Abb. 49. Wüste Gobi.

den im Norden anstoßenden Steppen als von der angrenzenden Wüste von Ala-schan unterscheidet. Dieser Teil ist namentlich dann merkwürdig, wenn man in das Auge faßt, daß er nach Nordosten und nach Westen in die Wüsten von Chami und der Dsungarei, der trostlosesten, wildesten, traurigsten Landstriche, die man sich vorstellen kann, übergeht. Der Boden besteht aus Kies, untermischt mit Löß, stellenweise Salzflecken und Triebsand; dazu der äußerste Wassermangel, und die Bemerkung, daß Flora und Fauna sehr arm sind, ergiebt sich von selbst. Mitten in dieser Wüste erhebt sich, in schräger Richtung laufend, plötzlich das in der Mitte scharf getrennte und dadurch in zwei Teile fallende Churchu-Gebirge.

Das Churchu-Gebirge ist an dem von uns gewählten Übergang kaum 10 km breit. Es erhebt sich vielleicht 300 m von seiner Basis aus, so daß seine absolute Höhe kaum 1800 m übersteigen kann. Bei dem südöstlich wie nordwestlich von uns liegendem Berge schien das gleiche Verhältnis zu bestehen. Sämtliche Berge sind von Schluchten durchfurcht, die einzelnen Bergrücken sind schmal und steil; verwitterte, wenn auch nicht sehr große schiefer- und syenithaltige Granitfelsen erheben sich überall. Geröll bedeckt die Abhänge und erschwert ungemein den Ubergang. Die Berge sind quellenarm; doch sind ziemlich viel Brunnen gegraben, an denen man stets Mongolen mit ihren Herden trifft.

Doch kehren wir zu unserer Karawane zurück. In Dyn-juan-in also beschäftigten wir uns mit der Ausrüstung unserer Karawane, vertauschten die untauglichen Kamele, kauften frische und machten uns am 14. Juli auf den Weg. Dank dem Pekinger Passe und mehr noch den Geschenken, welche wir dem „Tosalaktschi" des Ortes gegeben, der während der Abwesenheit des Fürsten die Verwaltung führte, erhielten wir zwei Führer. Sie sollten uns bis an die Grenze von Ala-schan begleiten und sich dort um zwei andere bemühen, wie ein schriftlicher Befehl der Verwaltung anordnete. Eine solche Verordnung wurde auch fernerhin erlassen, so daß wir überall Führer erhielten, welche uns begleiteten. Dieser Umstand war sehr wichtig, denn unser Weg ging durch die wildeste Gegend der Gobi, in der Meridianrichtung von Ala-schan nach Urga; sie ohne Führer zu durchziehen, war unmöglich.

Es begann für uns eine lange Reihe schwerer Tage. Am meisten hatten wir von der Julihitze zu leiden, welche mittags gegen + 36° R. im Schatten stieg und häufig selbst während der Nacht nicht unter + 20,4° R. fiel. Kaum hatte sich am Morgen die Sonne über

den Horizont erhoben, so begann auch schon die drückende Hitze. Am Tage umgab uns die Hitze von allen Seiten, von oben von der Sonne, von unten vom glühenden Boden. Wenn auch ein Luftzug entstand, so kühlte er die Atmosphäre nicht ab; im Gegenteil bewegte er nur die untere glühende Luftschicht und vergrößerte die Hitze. Am Himmel sah man an solchen Tagen nicht ein Wölkchen, ja er selbst erschien dann in einer gewissermaßen schmutzigen Farbe. Der Boden wurde bis zu + 51° R. und der lose Sand wohl noch mehr erhitzt, denn die Temperatur betrug an solchen Stellen in der Tiefe von $^2/_3$ m noch + 21° R.

Das Zelt schützte uns durchaus nicht vor der Hitze; die Schwüle war in ihm, trotzdem die Seitenwände aufgehoben waren, noch größer, als in der freien Luft. Vergebens begossen wir hin und wieder nicht nur das Zelt, sondern auch den Boden, auf welchem es aufgeschlagen war, mit Wasser; — nach einer halben Stunde war alles trocken, wie vorher, und wir wußten wieder nicht, wohin vor der unerträglichen Hitze.

Die Trockenheit der Luft war furchtbar; Tau bildete sich gar nicht, Regenwolken wurden in der Luft aufgelöst und sendeten kaum einige Tropfen auf die Erde. Wir hatten einigemal Gelegenheit, diese interessante Erscheinung zu beobachten. Besonders geschah dies in Süd-Alaschan. Der aus einer in die Wüste getriebenen Wolke fallende Regen gelangte nicht zur Erde, sondern verwandelte sich in der unteren glühenden Luftschicht wiederum in Dampf. Dies ereignete sich jedoch nur, wenn die Wolken klein waren und darum die Atmosphäre nicht hinlänglich abkühlen konnten.

Um der Hitze so viel wie möglich, wenn auch nur während des Marsches, auszuweichen, standen wir noch vor Sonnenaufgang auf. Aber die Zubereitung des Thees und das Beladen der Kamele raubte uns sehr viel Zeit, so daß wir nie vor vier, manchmal auch erst um fünf Uhr, den Marsch antraten. Auf meiner Karte bildet der Weg von Dyn-juan-in nach Urga eine Linie, deren Länge kaum 60 cm beträgt; aber diese Linie ist um den Preis von 44 Märschen, welche größtenteils während der furchtbarsten Tageshitze zurückgelegt wurden, erkauft worden.

Unsere Reise war im Anfange nicht glücklich. Am sechsten Tage nach unserm Auszuge aus Dyn-juan-in wären wir beinahe im Sande umgekommen. Am 19. Juli morgens verließen wir dem See Dschարataidabasu und nahmen unsere Richtung nach dem Chanula-Gebirge. Wie der Führer sagte, betrug die Entfernung gegen 25 km. Während

des Marsches mußten wir aber zwei Brunnen und zwar einen vom andern in einer Entfernung von 8 km finden.

Nachdem wir ein solches Stück Wegs zurückgelegt hatten, kamen wir wirklich an den ersten Brunnen, bei welchem wir unsere Tiere tränkten, und, nachdem dies geschehen, bewegten wir uns weiter, in der sichern Hoffnung, daß wir nach weitern 8 km den zweiten Brunnen finden und dort anhalten würden, da die Hitze unerträglich wurde, trotzdem es erst in der siebenten Stunde morgens war. Das Vertrauen, den zweiten Brunnen zu finden, war so groß, daß unsere Kosaken rieten, das vorrätige Wasser aus den Tönnchen zu gießen, um dasselbe nicht unnötigerweise mitzuschleppen; zum Glücke gab ich nicht den Befehl zur Ausführung des Rates. Nachdem wir 10 km zurückgelegt hatten, waren wir noch nicht an den Brunnen gekommen. Nun erklärte der Führer, daß wir von der Richtung abgewichen seien, und ritt auf den nächsten Sandhügel, um von ihm aus die Gegend zu beschauen. Etwas später gab uns der Mongole ein Zeichen, ihm dahin zu folgen, und als wir angelangt waren, versicherte er uns, daß, obgleich wir den zweiten Brunnen verfehlt hätten, wir bis zum dritten, bei welchem wir unser Nachtlager aufschlagen wollten, nur 5 oder 6 km hätten.

Wir marschierten in der bezeichneten Richtung. Indes nahte sich die Mittagsstunde, und die Hitze wurde unerträglich. Ein heftiger Wind bewegte die untere, erhitzte Luftschicht und beschüttete uns gleichzeitig mit Sand und salzigem Staube. Unsern Tieren wurde das Gehen furchtbar schwer; besonders war dies mit unsern Hunden der Fall, welche über einen bis zu + 48° R. erhitzten Boden laufen mußten. Als wir die Qual unserer treuen Hunde sahen, hielten wir einigemal an, tränkten sie und begossen ihnen und uns die Köpfe. Endlich war aber der Wasservorrat erschöpft; wir hatten nicht mehr als einen halben Eimer, und diese geringe Menge mußten wir für den äußersten kritischen Fall aufbewahren. Ist es noch weit zum Brunnen? fragten wir häufig unsern Führer und erhielten immer die Antwort, daß wir nahe seien, da er sich hinter dem nächsten Sandhügel befinde. So gingen wir gegen 10 km, ohne Wasser zu finden. Nun entschloß ich mich, meinen Begleiter mit dem mongolischen Führer voraus nach dem Brunnen zu schicken. Der Führer hörte nicht auf zu versichern, daß das Wasser nahe sei; als er aber 2 km von der Karawane entfernt war, zeigte er meinem Begleiter von der Höhe eines Hügels den Ort, wo sich der Brunnen befinde, und es stellte sich heraus, daß die Entfernung noch reichlich 5 km betrage. Unsere Lage war

wirklich fürchterlich. Wir hatten nur noch wenige Gläser Wasser; wir nahmen jeder nur einen Schluck in den Mund, um wenigstens die trockene Zunge zu befeuchten; unser ganzer Körper glühte, als wenn er sich im Feuer befände; der Kopf wirbelte, wie bei einer nahenden Ohnmacht.

Ich ergriff nun das letzte Mittel. Ich befahl einem der Kosaken, einen Kessel zu nehmen und mit dem Führer dem Brunnen zuzueilen; wenn der Mongole unterwegs Miene machen sollte, zu entfliehen, so befahl ich dem Kosaken, ihn zu erschießen.

Schnell entschwanden im Staube, welcher sich in der Luft erhob, diejenigen, welche wir nach Wasser gesendet hatten, und wir gingen ihrer Spur in der drückenden Erwartung nach, daß unser Los entschieden sei. Endlich nach einer halben Stunde, zeigte sich der zurückeilende Kosak. Was brachte er uns? Rettung oder Untergang? Wir gaben unsern Pferden die Sporen, trotzdem sie sich kaum mehr bewegen konnten, und eilten jenem Kosaken entgegen. Mit einer Freude, welche nur derjenige begreifen kann, der an der Schwelle des Todes gewesen, aber gerettet worden ist, hörten wir, daß der Brunnen wirklich an der bezeichneten Stelle sei, und empfingen einen Kessel frischen Wassers. Nachdem wir uns sattgetrunken und die Köpfe begossen hatten, gingen wir in der bezeichneten Richtung und erreichten bald den Brunnen Boro-Sondschi. Dies ereignete sich um zwei Uhr nachmittags, so daß wir also in der furchtbaren Hitze neun Stunden ohne Unterbrechung marschiert waren und 34 km zurückgelegt hatten.

Der Hauptweg, welchen die Karawanen der nördlichen Pilger, welche nach Tibet gehen, einschlagen, wendet sich vom Gebirgsrücken Chan-ula etwas gegen Westen und zieht sich dann schon in das Chalchagebiet. Wir aber schlugen diesen Weg nicht ein, weil an ihm nicht eine hinlängliche Anzahl von Brunnen ist.

Eigentliche Wege giebt es aber in der Wüste überhaupt nicht; auf Hunderten von Kilometern findet man nicht einmal einen Fußsteig. Deshalb wählten wir die gerade Richtung nach Norden.

Anfangs erhebt sich die Gegend bedeutend höher, als die von Ala-schan, doch bald beginnt sie niedriger zu werden und sehr steil gegen die Galbyn-Gobi abzufallen, deren absolute Höhe kaum 1000 m beträgt. Von hier aus beginnt wieder eine steile Erhöhung nach Norden, gegen das Churchu-Gebirge, welches eine ziemlich scharfe Grenze zwischen der gänzlich unfruchtbaren Wüste im Süden und ihrem mehr steppenartigen Teile im Norden bildet. Die Oberfläche

der Galbyn-Gobi besteht aus kleinen Steinchen oder aus salzhaltigem Lehm und ist fast ohne jegliche Vegetation. Ja selbst die ganze Fläche von Ala-schan bis an den Churchurücken bildet eine zusammenhängende Wüste, die so wild und unfruchtbar ist, wie die von Ala-schan, und nur einen etwas andern Charakter hat. Besonders trifft man den Flugsand, welcher in Ala-schan überwiegt, hier schon in verhältnismäßig geringerer Masse; dafür aber zeigen sich nackter Lehm, Kies und unbewachsene verwitterte Felsen auf nicht hohen Bergrücken, die wie Inseln umherliegen.

Die Vegetation bilden, wie schon früher, häßliche Sträucher, wie der Saxaul-Strauch. Als charakteristisch für die hier beschriebene Gegend muß ich auch die Rüster betrachten, welche große Gebüsche bildet. Außerdem findet man hier manchmal auch wilde Persikosträucher, welche man in der Ala-schaner Wüste nicht findet.

Das Tierleben ist sehr arm. Manchmal geht man einige Stunden ununterbrochen, ohne ein Vögelchen zu treffen. Dennoch leben hier überall Mongolen in der Nähe der Brunnen oder Quellen, welche man in der Wüste selten findet. Von Haustieren haben sie Kamele, und (doch nicht in großer Anzahl) Schafe und Ziegen.

Während der Zeit unserer Reise in der ersten Hälfte des Monats August herrschte eine sehr große Hitze, obgleich sie nie so excessiv wurde, wie in Ala-schan. Der Wind wehte fast ohne Unterlaß Tag und Nacht und erreichte oft die Gewalt eines Sturmes, der die Luft mit Salzstaub und Sand erfüllte. Der letztere verschüttet häufig die Brunnen, welche noch öfter durch die Regen vernichtet werden, die hier, wenn auch selten, dafür aber mit ungewöhnlicher Heftigkeit fallen. Dann bilden sich während einer oder zweier Stunden ganze Flüsse, welche die Brunnen mit Schlamm oder Sand füllen, da dieselben immer an niedrigen Stellen gegraben werden. Hier ohne einen Führer, welcher die Örtlichkeit genau kennt, durchzukommen, ist unmöglich; — dem Wanderer droht auf jedem Schritte Gefahr. Es giebt nicht eine einzige Oase; überall Mangel an Leben, tiefes Schweigen! — ein Thal des Todes in des Wortes krassester Bedeutung!

Der Gebirgszug Churchu, welcher in der von uns eingeschlagenen Richtung die nördliche Grenze des wildesten und wüstesten Teils der Gobi bildet, zieht sich als deutlich ausgeprägter Rücken von Südost nach Westnordwest.

Die Breite des Gebirges, wo wir es überschritten, beträgt etwas mehr als 90 km und seine Erhebung über die umliegenden Thäler mehr als 300 m. Wasser, d. h. Quellen, sind im allgemeinen selten,

und es ist, wie alle benachbarten Berggruppen, im höchsten Grade traurig und leblos. Die Abhänge sind fast gänzlich kahl; nur hin und wieder findet man einen Strauch wilden Persikos oder Ginster, und in den trockenen Betten der Wildbäche in geringer Anzahl andere von den Mongolen Chara und Dyrisun genannte Sträucher und noch seltener die Rüster. Vögel sieht man nur sehr selten, und auch die Zahl der Gattungen ist gering; man sieht den Lämmergeier, den Kondor, den Turmfalken, das Rebhuhn und die Felsenamsel.

Trotz der Unfruchtbarkeit des Schurchu-Gebirges lebt auf ihm ein großes und seltenes Tier, der Steinbock, den die Mongolen „Ullan-jeman", d. h. den roten Bock nennen. Wir trafen ihn nur einmal, und es ist begreiflich, daß wir begierig waren, ein Fell von ihm für unsere Sammlung zu erhalten. Dies aber gelang uns nicht, aus dem ganz einfachen Grunde, weil wir keine zum Besteigen der Felsen und steilen, mit Geröll besäeten Abhänge eingerichteten Stiefel bei uns hatten. Zu einem solchen Dienste eignete sich durchaus die selbst-fabrizierte Fußbekleidung, in der wir paradierten, nicht. Trotzdem kroch ich mit meinem Gefährten im vollen Sinne des Wortes einen halben Tag auf allen Vieren im Gebirge umher, und wir überzeugten uns, nachdem wir uns gänzlich ermüdet hatten, daß man, mit einer solchen Fußbekleidung ausgerüstet, keines dieser vorsichtigen Tiere erlegen könne.

Im Norden des Churchu-Gebirges verändert sich der Wüsten-charakter ziemlich bedeutend. Der öde Flugsand endet hier und wechselt mit Lehmboden, welcher mit größern oder kleinern Steinen bedeckt ist. Es muß jedoch hinzugefügt werden, daß der Flugsand sporadisch in der ganzen Wüste Gobi vorkommt, doch hat er hier schon nicht so das Übergewicht, wie in Ala-schan. Der beständige Wind weht den Lehm zwischen dem Steingerölle heraus, so daß sie wie auf einer frisch beschütteten Chaussee liegen. Das topographische Relief der Gegend bleibt jedoch unverändert, und sie ist, wie früher, eben oder wellenförmig. Nur hin und wieder sieht man zerstreut einige nicht hohe Hügel, welche sich manchmal als Rücken dahin ziehen oder vereinzelte Gruppen bilden. Diese Hügel bestehen aus Lehmschiefer, Gneiß und stellenweise aus neueren vulkanischen Gebilden und besitzen fast gar keine Vegetation. Die letztere ist auch in der Ebene armselig. Auf den salzreichen Ebenen findet man hier, wie vorher, Salzpflanzen, und da, wo der Boden etwas besser wird, überwiegen der niedrige Beifuß und der Lauch, welche die eigentliche Charakterpflanze der Gegend bildet. Den Wüstenflor beschließen der „Dyrisun" und einige

andere krautartige Pflanzen. Übrigens befindet sich hier, wie in der ganzen Wüste Gobi, die Vegetation in direkter Abhängigkeit vom Regen. Kaum hat dieser aufgehört, so beginnen sich unter dem Einflusse der brennenden Sonnenstrahlen die bis dahin schlummernden Pflanzenkeime mit einer unglaublichen Schnelligkeit zu entwickeln, und in der bis dahin öden Wüste erscheinen in kurzer Zeit grünende Oasen. Dann kommen die Antilopen, die mongolische Lerche beginnt ihr helles Lied, die Mongolen eilen mit ihren Herden herbei, und der glückliche Winkel wird von rauschendem Leben erfüllt, das in der Mitte des Todes herrscht! Unter dem Einflusse der brennenden Sonne verdunstet die Feuchtigkeit mit der Zeit an der Oberfläche, die Pflanzen werden gelb und von den Hufen der zahlreichen Haustiere der Mongolen zertreten; diese ziehen hinweg, die Antilopen verschwinden, die Lerche entflieht, und die Wüste wird wieder, wie sie war, ruhig wie ein Grab.

Im Innern der Gobi trifft man ziemlich häufig auf Bewohner, welche wohlhabend sind, wie es allgemein in Chalcha der Fall ist. Ungeheure Herden von Schafen gehen in der Steppe beim Lager umher; auch zahlreiche Kamele, Pferde und Rinder weiden hier.

Sowie wir die Grenzen der Chalcha überschritten, gingen wir nun in Eilmärschen auf Urga los, das jetzt unser gelobtes Land wurde. Wirklich gingen wir ja nun schon nicht mehr durch den wildesten Teil der Gobi, wo Wassermangel, Hitze, Stürme und so vieles andere sich gegen uns vereinte und Tag für Tag unsere Kräfte schwächte. Es ist hinreichend, zu sagen, was für Wasser wir häufig tranken, als wir uns im Norden des Churchu-Gebirges befanden. Kurz vor unserer Ankunft daselbst war ein Platzregen gefallen, der fast alle Brunnen vernichtet und zeitweise Seeen gebildet hatte, zu denen, wie gewöhnlich, Mongolen mit ihren Herden herbeieilten. Manchmal hatte ein solcher See kaum hundert Schritt im Durchmesser und höchstens 1 m Tiefe; an ihm standen aber gegen zehn mongolische Jurten. Alltäglich wurden hier ungeheure Herden zur Tränke getrieben, welche ins Wasser gingen, es entsetzlich trübten und sogar Unrat hineinfallen ließen; solches Wasser sättigte sich überdies auch mit Salz aus dem Boden und wurde während des Tages von der Sonne bis auf 20 Grad erwärmt. Für den Neuling war der Anblick einer solchen Flüssigkeit schon hinreichend, um ihm Ekel zu erregen; aber wir, wie die Mongolen, waren gezwungen, sie zu trinken, kochten sie indes vorher mit Ziegelthee.

Die Fata morgana zeigte sich, wie der böse Geist der Wüste,

fast täglich vor uns und stellte uns bis zu einem solchen Grade trügerisch wogenbewegtes Wasser vor, daß sich darin sogar ganz deutlich die Felsen der benachbarten Hügelreihen wiederspiegelten. Hierzu kamen nun noch die große Hitze und die häufigen Stürme, welche uns selbst während der Nacht nicht erlaubten, von den schwierigen Märschen des Tages auszuruhen.



Abb. 50. In der Gobi-Steppe.

Jedoch nicht bloß uns zeigte sich die mongolische Wüste so feindlich! Auch die Seevögel, welche sich in der ersten Hälfte des Monats August zu zeigen begannen, litten ebenfalls vom Wasser- und Nahrungsmangel. Ganze Herden von Gänsen und Enten ließen sich auf unscheinbaren Pfützen nieder, und kleine Vögel kamen häufig in unser Zelt geflogen und ließen sich, entkräftet vom Hunger, mit den Händen ergreifen. Oft fanden wir aber auch gefiederte Pilger tot, und es ist

sehr wahrscheinlich, daß der Flug durch die Wüste sehr viele Opfer kostet.

Allgemach aber verändert die Gobi wiederum ihren Charakter, und diesmal sehr vorteilhaft, denn die wilde Wüste gestaltet sich zur Steppe, die je weiter, desto fruchtbarer wird. Das Gerölle, welches bis hierher den Boden bedeckte, weicht anfangs dem Kiese, dann dem Sande, der in nicht großer Menge dem Lehme beigemischt ist. Gleichzeitig verliert aber auch die Gegend den Charakter einer Ebene und wird wellenförmig. Nicht hohe Bergesrücken, welche in diesem Teile der Gobi fast ganz ohne Felsen, dafür aber sehr abschüssig sind und sich in allen möglichen Richtungen kreuzen, sind die charakteristischen Merkmale der Gegend. Mit diesem Charakter zieht sich die Gegend gegen 160 km nach Norden hin; später, auf der Grenzscheide der wasserlosen Wüste und des Baikalbeckens, steigen felsige Terrassen empor, und die anfangs nicht hohen Berge gruppieren sich endlich zum Gangindaban-Gebirge, hinter welchem die reich bewässerten Gegenden der Mongolei liegen.

Die mageren Weiden der mittleren Gobi werden von nun an durch ausgezeichnete Wiesen ersetzt, welche sich noch in dem Maße, wie man Urga näher kommt, verbessern. Die Salzkräuter und der Lauch, welche ausschließlich in dem mittleren Teile der Gobi herrschen, verschwinden nun, und ihre Stellen nehmen verschiedene Kräuter, unter ihnen Lupinen, Kompositen, Nelken u. a. ein. Von Anbeginn zeigt sich auch schon ein reiches Tierleben. Die Antilope geht hier auf reichen Wiesen, der Pfeifhase eilt hier überall in seine Höhlen, Murmeltiere wärmen sich an der Sonne, und aus den Wolken herab schallt das Lied der Feldlerche.

Doch giebt es auch hier, wie sonst, wenig Wasser; Seeen und Flüßchen giebt es gar nicht, und nur selten findet man Quellen oder Brunnen. Die letzteren sind, wie in der Gobi, gar nicht tief. Auf der ganzen Strecke von Ala-schan bis Urga haben wir nirgends einen Brunnen tiefer als 2½ m gefunden.

Je mehr wir uns Urga näherten, desto mehr wuchs unsere Ungeduld, es zu erreichen; jetzt rechneten wir nicht mehr nach Monaten oder auch nur nach Wochen, in denen wir das Ziel unserer Reise erreichen sollten, sondern nur nach Tagen. — Endlich, nachdem wir den nicht hohen Bergrücken Gangin-Daban überschritten hatten, erreichten wir die Ufer des Tolly, des ersten Flusses, den wir in der Mongolei fanden. Mit dem Wasser erschienen auch Wälder, welche die schroffen Abhänge des Chan-ula-Gebirges beschatteten. Unter



Abb. 51.



Urga.

diesen fröhlichen Eindrücken beendeten wir unsern Marsch und erschienen am 5. September in Urga, wo wir aufs freundlichste empfangen wurden. —

7.
Unter den Chalcha-Mongolen.

— Wilhelm Radloff —

Wir zogen am linken Ufer des Flusses Boroburgasun abwärts. Das Flußthal ist schmal, und die Ufer sind ziemlich steil. Die Uferberge sind kahl und mit Geröll bedeckt. Nur an den Rändern tritt der Felsen vor. Der Graswuchs ist sehr gering und nur in einzelnen Büscheln. Blumen sind fast nirgends zu sehen. Weiter abwärts wächst dicht beim Flusse kurzes Weidengestrüpp. An den Uferbergen sieht man viele Pfade sich emporschlängeln; dieselben sollen zum größten Teil von den Argali (Wildschafen) herrühren, die hier in großer Zahl leben. Bald verschwinden die Weidengebüsche gänzlich aus dem Flußthale, und die Uferberge verändern ihren Charakter. Sie erscheinen jetzt meist in terrassenförmigen Abstufungen, die an vielen Stellen mit grünen Grasplätzen bedeckt sind, ein Zeichen, daß wir schon bedeutend herabstiegen. Nach 12 km erreichten wir den Fluß Sossula, der in den Boroburgasun fließt. Bei der Mündung dehnt sich das Thal aus, durch das man den recht breiten Weg sich nach NO. hinschlängeln sieht. Das weite Thal des Sossula ist mit dichtem, kurzem, feinem, grünem Grase bedeckt. Etwa 4 bis 6 km höher am Flusse sind an drei Stellen je 5 bis 6 Filzjurten der Chalcha zu sehen, in deren Nähe einige Schafherden weiden.

Man bewirtete uns hier mit allem, was man bieten konnte, und wies mir eine eigene Jurte zur Wohnung an. Die hiesigen Chalcha sind im vorigen Jahrhunderte angesiedelt worden. Man sieht auf den ersten Blick, daß die Leute hier viel weiter fortgeschritten sind als die altajischen Bergkalmücken; dies beweist schon die reinliche Kleidung und bessere Jurteneinrichtung. Alles macht den Eindruck einer gewissen Wohlhabenheit, man möchte sagen, von Reichtum. Der Wirt bot mir sogleich den Ehrenplatz zum Sitz an. In der Jurte, deren Boden zum Teil mit Teppichen bedeckt war, standen rund an der Jurtenwand chinesische Kasten aufgeschichtet, im Hintergrunde ein Schrank mit Buddhabildern; dergleichen Schränke sollen immer da

aufgestellt werden, wo sich ein Lama befindet. Unter den anwesenden Gästen, die sich bald in nicht geringer Zahl einfanden, erblickte ich viele Lama, darunter sogar mehrere im Kindesalter. Zuerst bewirtete man uns natürlich mit Thee (Ziegelthee mit Milch und Fett), der nicht sehr schmackhaft war, da er nicht heiß aufgetragen wurde. Dann wurden länglich-ovale, in Form einer Preßwurst gefertigte, süßliche Käse herum gegeben, die recht sauber aussahen, Kümmelkäse und zuletzt Milchbranntwein. Alles Vorgesetzte sah ganz reinlich und einladend aus. Mir reichte man Porzellanschalen, alle übrigen tranken aus gelblackierten, chinesischen Holzschalen. Die Sitte des Pfeifenreichens als Begrüßungsformel ist hier ganz wie bei den Altajern, nur wird die Sitte mit mehr Ceremonien ausgeführt. Bei der Überreichung hält der Altajer die Pfeife mit der rechten Hand und legt die horizontal ausgestreckte linke unter die Pfeife, der Mongole dagegen neigt zuerst den Kopf, bietet dann die Pfeife mit der linken Hand und legt die rechte Hand mit der schmalen Seite horizontal vor die Stirn. In Pfeifen herrscht hier ein großer Luxus, die meisten derselben haben Spitzen, die einen Wert von 15—30 Mark haben sollen.

Nachdem ich in meiner Jurte gespeist, trieb ich mich bei den Jurten umher und besuchte mehrere derselben. Bei den gelegentlichen Gesprächen erfuhr ich manches über die hiesigen Verhältnisse. Die Bewohner der Stationen sind Chalcha. Ihr gewöhnlicher Dienst besteht darin, daß sie alle offizielle Korrespondenz zur nächsten Station zu führen haben. Anderer Dienst, als Postdienst, liegt den hiesigen Ansiedlern nicht ob, auch sind sie von jeder Abgabe befreit. Diese Dienstleistungen sind für diese Nomaden in keiner Weise drückend, das bezeugt die hier herrschende Wohlhabenheit.

Am Abend besah ich mir das zu den Jurten zurückgekehrte Rindvieh. Es war nicht sehr zahlreich, bestand aber wenigstens aus 30 melkenden und etwa 15 Sarlyk-Kühen, von denen auch hier die Hälfte ohne Hörner war. Die mongolischen Sarlyk sind sehr friedfertig und lassen sich, wie ich mich durch den Augenschein überzeugen konnte, ohne jeglichen Widerstand melken. Die bedeutenden Schafherden waren seitwärts von den Jurten fortgetrieben. Die Hunde der Mongolen haben alle eine merkwürdig klingende, sehr heisere Stimme; sie sind so böse, daß mich mein Wirt bat, nie ohne Begleitung die Jurte zu verlassen. Freundlich begleiteten mich daher stets zwei Mongolen. Die Schafe sind sehr groß und reichwolliger als die kirgisischen.

Die hiesigen Chalcha scheinen sehr strenge Buddhisten zu sein. In den Händen der Lama, ja sogar auch der älteren Leute, die nicht

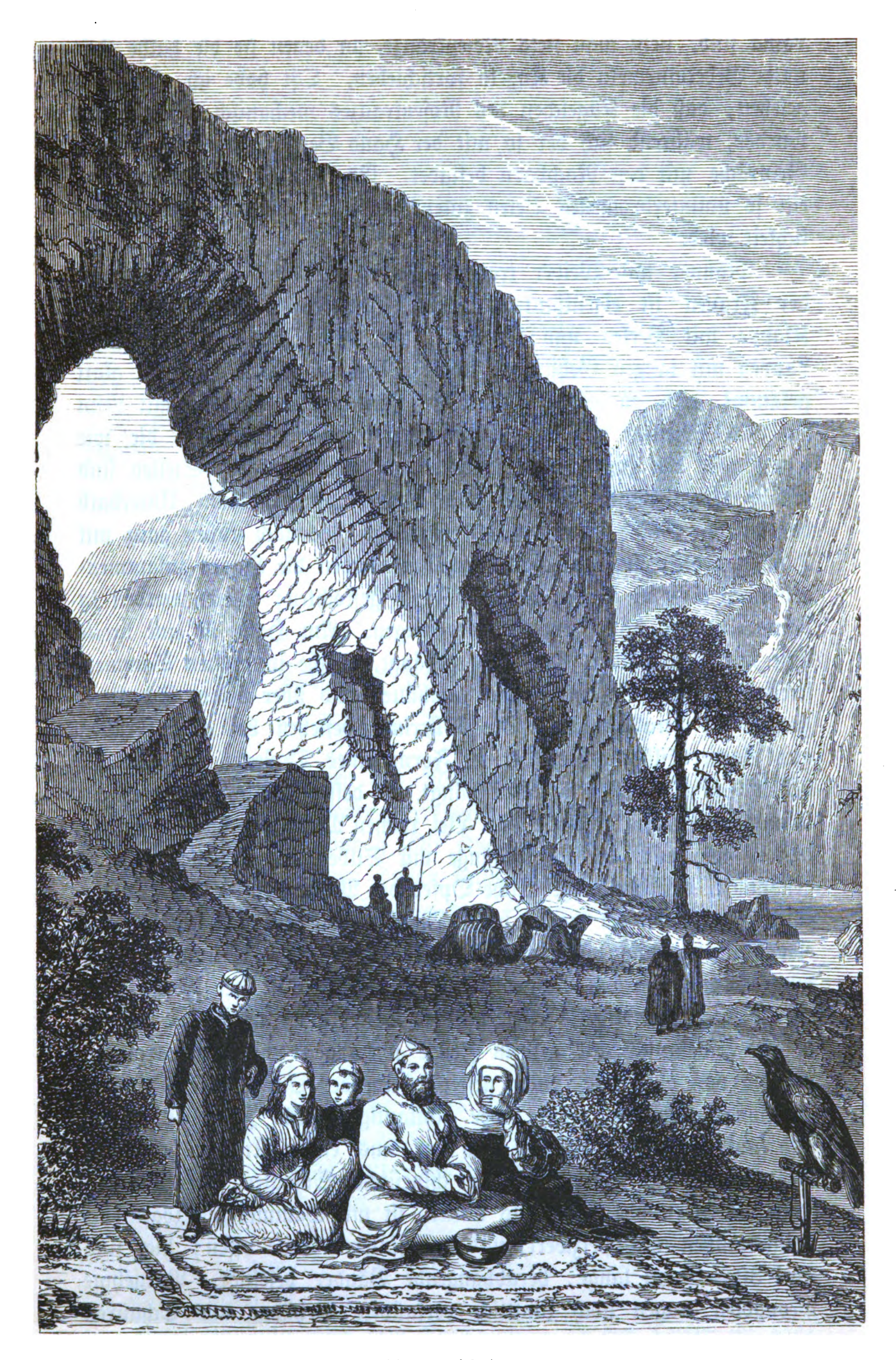


Abb. 52. Chalchas.

Lama sind, sieht man stets Rosenkränze, an denen sie die halbe Zeit unter Gebetmurmeln die Kugeln fortschieben. Oft habe ich aber auch gesehen, daß die Kügelchen des Rosenkranzes mechanisch fortgeschoben wurden, während sich der so mit der Hand Betende in einem eifrigen Gespräche mit den Nachbarn befindet. Es ist nicht wunderbar, daß ein so ununterbrochenes Beten zuletzt zu einer vollkommenen Äußerlichkeit wird.

Männer und Weiber tragen dieselben Mützen. Die Haartracht der Frauen ist eigentümlich: breite Stirnbänder in Form einer Klappe mit Perlen und Korallen, von den Ohren herabhängende Lappen mit langen Gehängen, kleine Ohrringe. Das Haar ist glatt gekämmt, und an beiden Seiten des Hinterkopfes wird es mit Leim zu zwei Scheiben von 8—10 cm Breite zusammengeklebt, die wie eine Haube den Hinterkopf einrahmen, an zwei oder drei Stellen sind Stäbe eingeklemmt, die das Haar vom Kopfe abhalten. Unterhalb der unteren Stäbe ist eine Wulst eingelegt, die nach außen ganz mit Haaren bedeckt ist; unterhalb derselben werden die Haare zusammengebunden und die Enden in zwei Zöpfe geflochten; letztere werden in Futteralen aus schwarzem Zeuge getragen. Am Halse ist eine breite Litze mit Perlen über jeden Zopf gehängt, welche in breiten Sammetstreifen endigen, die die Flechten umhüllen und über beiden Schultern zur Brust herabhängen. Die Ohrringe bestehen bei allen Frauen aus einem Silberdrahte, der in Form eines Dreieckes gebogen ist, dessen Spitze am Ohrläppchen hängt, an dessen Basis aber noch ein besonderer Behang befestigt ist. Bei reichen Mongolen sind die Stirnbänder wie auch die Zopfbehänge mit Silber und Korallen so reich geschmückt, daß das unglückliche Opfer der Mode mehrere Kilogramme Silber am Kopfe zu tragen hat. Die Mongolen-Mützen bestehen aus einem Mützenkopfe und nach oben gebogenem, den Mützenkopf rund umgebendem, hartem Rande. Der Mützenkopf ist der Form nach ein schiefstehender Kegel, dessen vordere Seite kürzer ist als die hintere, er ist gewöhnlich mit gelbem Zeuge überzogen und mit parallelen Nähten von oben nach unten gesteppt, auf der Spitze ist ein glattes, manchmal gesticktes, sechs- oder achtkantiges Stück Zeug aufgenäht, und auf demselben befindet sich der aus einem Knoten bestehende Mützenknopf, das Würdezeichen der chinesischen Soldaten. Der Mützenrand, der vorn viel höher als hinten, ist mit Sammet überzogen (bei Wintermützen mit Pelzwerk) und am hinteren Teile offen; hier sind zwei 30—40 cm lange, herabhängende Bänder befestigt. Vornehme Mongolen tragen noch künstlich verknüpfte Behänge aus Schnüren

mit Quasten an der Mütze. Die Frauen tragen Röcke und Pelze, fast wie die Männer, nur haben dieselben einen senkrechten Schlitz auf der Brust, der mit Messingknöpfen geschlossen wird. Die Ärmel sind bis zum Ellbogen mit andersfarbigem Zeuge besetzt oder haben breite Pelzaufschläge. Auf den Schultern tragen die Frauen unter den Röcken und Pelzen, wie es scheint, Holzreifen, über denen die Ärmel um die Schultern zu hohen Puffen aufgebauscht sind. Über diesen Pelzen tragen sie Jacken mit weiten, runden Ärmelausschnitten. Auch die Mädchen tragen die Mongolen-Mützen der Männer. Wenn die Mütze sich ein wenig auf die Seite verschoben hat, so kleidet sie ein jugendliches Mädchengesicht ganz vortrefflich, während der Kopfputz der Frauen trotz seines Reichtums selbst das hübscheste Gesicht entstellt.

Um meine Pferde nicht überanzustrengen, blieb ich die Nacht hier.

8.

Der Lob-Nor und seine Anwohner.

— N. von Prschewalski —

Wir kehrten an den Lob-Nor zurück. Den Tarim, die ihm zufließende große Wasserader, erreichten wir an der Stelle, wo er in den seichten See Kara-buran fällt oder vielmehr denselben durch seine Erweiterung bildet. Kara-buran heißt wörtlich „schwarzer Sturm“, welchen Namen die Eingeborenen dem See gegeben haben, weil sich in demselben bei Sturm ein starker Wellenschlag bildet.

Der eigentliche See Kara-buran ist 30—35 km lang und 10 oder 12 km breit. Übrigens hängt die Größe des Sees stark von dem Wasserstande im Tarim ab: bei hohem Niveau überschwemmt der Kara-buran weit seine flachen Ufer; bei niedrigem bilden sich hier Salzmoore. Die Tiefe des Sees beträgt 1—$1^1/_2$ m, oft noch weniger; hin und wieder giebt es tiefe Stellen von 2 m und noch mehr. Die freie, nicht mit Schilfrohr erfüllte Wasserfläche ist weit größer als beim Lob-Nor, besonders wenn man die viel geringere Ausdehnung des in Rede stehenden Sees berücksichtigt. Der Tarim verliert sich in demselben nur auf eine kurze Strecke, im übrigen ist sein Bett deutlich zu erkennen.

Beim Ausflusse aus dem Kara-buran ist der Tarim ein ganz

ordentlicher Strom, aber bald schrumpfen seine Wasser wieder zusammen. Die Ursache hiervon sind zum Teil die vielen Kanäle, durch welche die Eingeborenen das Wasser des Flusses, des Fischfanges wegen, seitwärts ableiten. Andrerseits erdrückt ihn die nahe Wüste, welche immer mehr und mehr den bewässerten Raum beengt, mit ihrem glühenden Atem jeden übrigen Tropfen Feuchtigkeit verschlingt und schließlich den Tarim in seinem weiteren Laufe nach Osten hemmt. Der Kampf ist beendigt: die Wüste hat den Fluß besiegt, der Tod das Leben überwunden. Aber noch vor seinem Ende bildet der bereits machtlose Tarim durch die Erweiterung seiner letzten Wasser den ausgedehnten schilfreichen Morast, der seit alter Zeit unter dem Namen des Sees Lob-Nor bekannt ist.

Die Form dieses Sees oder richtiger Morastes zeigt eine unregelmäßige Ellipse, die stark von Südwesten nach Nordosten ausgezogen ist. Die größte Länge beträgt in dieser Richtung etwa 90 oder 100 km; die Breite übersteigt nicht 20 km. So versicherten wenigstens die Eingeborenen. Ich selbst habe nur das südliche und westliche Ufer zu erforschen und zu Boot vom Tarim bis zur Hälfte der ganzen Länge des Sees zu befahren Gelegenheit gehabt; weiter zu gelangen war bei dem seichten Wasser und dem dichten Schilfrohr unmöglich. Dieses letztere wuchert auf dem ganzen Lob-Nor und läßt nur an dessen Südufer einen schmalen, 1—3 km breiten Strich freien Wassers offen. Außerdem sind noch im Röhricht überall kleine freie Stellen wie Sterne zerstreut.

Nach der Aussage der Eingeborenen war der See noch vor einem Menschenalter tiefer und viel reiner. Seitdem aber der Tarim weniger Wasser zuführte, wurde der See allmählich seichter und vermehrte sich das Röhricht. Das dauerte so an die zwanzig Jahre fort; jetzt aber sieht man, daß der Wasserreichtum des Tarim wieder zunimmt; da das Wasser jedoch in dem früheren, jetzt mit Röhricht bewachsenen Rahmen des Sees nicht mehr den nötigen Raum findet, überströmt es dessen Ufer.

Auf diese Weise hat sich ein Gürtel freien Wassers gebildet, der sich längs des Südufers des Lob-Nor hinzieht. Hier sind auf dem Grunde die Wurzeln und Stämme der Tamarisken zu sehen, die einst auf trockenem Boden gewachsen sind. Dabei ist die Tiefe höchstens 1 m, selten 1½—2 m; 300, ja sogar 500 Schritt vom Ufer ist es nicht tiefer als 30 cm. So seicht ist der Lob-Nor überall und nur an einigen tiefen Stellen hat man 3, zuweilen 4 m. Das Wasser ist überall klar und süß. Salzig ist es eben nur unmittelbar an den

Ufern, auf welchen sich die Salzmoore ausbreiten, die jeder Vegetation entbehren und deren Oberfläche wie Wasserwogen gewellt sind. Diese Salzmoore umlagern den ganzen Lob-Nor. Auf dem Südufer erreichen sie eine Breite von 8—10 km, aber auf dem Ostufer dehnen sie sich nach der Mitteilung der Bewohner der Gegend sehr weit aus, um sich schließlich mit der Sandwüste zu vermischen. Jenseit der Salzmoore zieht sich — wenigstens auf dem von mir erforschten Südufer — ein schmaler, dem Seeufer parallel laufender Streifen, der mit Tamarisken bewachsen ist, hin, und über demselben hinaus breitet sich die mit Kieselgerölle bedeckte Ebene aus, die stark, aber allmählich zum Fuße des Altyn-tag hinansteigt. Diese Ebene war in längst vergangener Zeit wahrscheinlich der Rand des Sees Lob-Nor, der damals mit seinem Wasser alle jetzigen Salzmoore bedeckte, folglich viel größer, wahrscheinlich auch tiefer und reiner war. Welche Ursachen darauf das Seichtwerden des Sees herbeigeführt haben, und ob sich dieses periodisch wiederholt, kann ich nicht sagen. Übrigens wird das Faktum des Austrocknens fast bei allen mittel-asiatischen Seeen bemerkt.

Jetzt zum Tarim.

Am Westrande des Lob-Nor, neben dem Dorfe Abdally, ist dieser Fluß noch 40 m breit; die größte Tiefe beträgt bei mittlerem Wasserstande 4½ m und die Geschwindigkeit der Strömung 55 m in der Minute, das Bett ist muldenförmig. Unterhalb des Dorfes Abdally vermindern sich die Maße des Tarim schnell, so daß er 20 km unterhalb nur eine Breite von 14—16 m hat und sich noch 20 km weiter auf 1 - 1½ m verengt, obgleich er dabei eine Tiefe von 2—3 m (oft mehr) und eine bedeutende Schnelligkeit der Strömung behält. Als ein solcher Kanal fließt der Tarim, starke Windungen machend, noch 20 km weiter und verliert sich schließlich ganz im Röhricht. Weiter nordostwärts und auch schon vorher erstrecken sich Rohrsümpfe, die größtenteils ganz unzugänglich sind. Selbst im kleinen Nachen ist es unmöglich, durch das überaus dichte Röhricht zu dringen, das eine Höhe von 6 m erreicht und dessen Stengel beinahe 3 cm im Durchmesser haben. Wie eine fortlaufende Allee begleiten diese Rohrriesen die Ufer des Tarim, auf dessen Grunde in den seichteren und ruhigeren Stellen Hippuris wächst. Am ganzen Lob-Nor findet man außer dem Schilfrohr noch Typha und Butomus; andere Wasserpflanzen giebt es, wenigstens im frühen Frühlinge, nicht.

Fische sind in dem See im Überfluß vorhanden. Das Fischen beginnt im frühesten Frühling und endet im Spätherbst; man bedient

sich dabei kleiner Netze, in die sich die Fische verwickeln. Das gebräuchlichste und gewöhnlichste Verfahren, das von den Einheimischen am ganzen unteren Laufe des Tarim und zum Teil auch am Lob-Nor beobachtet wird; ist folgendes: Nachdem sie eine geeignete Stelle ausgesucht haben, graben sie einen Kanal vom Tarim, dessen Niveau größtenteils höher ist als die umliegende Niederung, und lassen das Wasser in die Ebene fließen. Allmählich bildet sich daselbst ein seichter, aber zuweilen sehr umfangreicher See, in welchen durch denselben Kanal Fische aus dem Flusse gelangen. Im Mai wird der Abzugskanal zugeschüttet und das Zuströmen des Wassers hört auf. Im Laufe des Sommers trocknet der künstliche See bei der ungemein schnellen Verdunstung aus, und Wasser bleibt nur noch an den tieferen Stellen, in denen sich die Fische sammeln. Im September schreitet man zum Fange. Zu diesem Behufe wird abermals eine kleine Öffnung im Abzugskanal gemacht und ein Netz vor derselben aufgestellt. Sobald die Fische des Sees, denen der lange Aufenthalt in den kleinen Räumen der tieferen Stellen unbehaglich geworden, frisches Wasser spüren, eilen sie dem Flusse zu und geraten in die Netze. Auf diese Weise wird ein reicher Fang erzielt, so daß in dieser Zeit die Wintervorräte eingesammelt werden können. Dabei sind die Fische, die in dem stillen, mit dem Satze des Bodens geschwängerten Wasser verweilt haben, wie die Lob-Norer behaupten, fett und schmackhaft.

Wenn im Winter der Frost die zahlreichen Wasservögel des Lob-Nor nach dem Süden treibt, wird das tierische Leben daselbst sehr ärmlich. Nur in den Röhrichten trifft man kleine Scharen von Bartmeisen. Fügt man hierzu noch die seltenen Fasane, und, wie wenigstens von den Einheimischen behauptet wird, Schwäne und Rohrdommeln, dann hat man das ganze Verzeichnis der ornithologischen Winterfauna des Lob-Nor beisammen.

Dafür wimmelt es im buchstäblichsten Sinne im Frühlinge, besonders im Anfange desselben, von Wasservögeln. In der That dient auch der inmitten der wilden, wasserlosen Wüste belegene Lob-Nor den auf der Wanderung von Süden nach Norden begriffenen Vögeln, besonders den Wasser- und Sumpfvögeln, als eine willkommene Station. Wenn das Tarim-System nicht wäre, würde der Weg der Wanderung ohne Zweifel ein anderer sein. Dann würden die Vögel auf der Hälfte des Weges von China nach Sibirien keinen Ruhepunkt finden, und in einem Zuge könnten sie den Flug vom Himalaya bis über den Tien-Schan hinaus nicht aushalten.

Wenn der Reisende den engen, vielfach sich windenden und an

den Ufern mit ungeheurem Röhricht bewachsenem Tarim hinabfährt, bemerkt er plötzlich am Ufer drei, vier Nachen und hinter denselben einen kleinen freien Platz, auf welchem einige viereckige Rohrverschläge stehen. Das ist ein Dorf. Sobald die Bewohner desselben einen fremden Menschen sehen, verbergen sie sich und gucken verstohlen durch die Rohrwände ihrer Wohnungen. Wenn sie bemerken, daß die Ruderer der Böte ihre Landsleute sind, dann kommen sie ans Ufer und sind beim Landen behilflich. Man steigt ans Ufer und schaut um sich. Überall Morast, Röhricht — weiter nichts; kein trockenes Fleckchen. Wilde Enten und Gänse plätschern unmittelbar neben den Behausungen, und in einem dieser Dörfer wühlte sich ein altes Wildschwein fast zwischen den Gebäuden in den Sumpf ein. So wenig gleicht der dortige Mensch einem wirklichen Menschen, daß ihn selbst das vorsichtigste Tier nicht fürchtet!

Betreten wir die Wohnung selbst. Dieser viereckige Verschlag besteht aus Rohr, welches das einzige Material für alle Bauten ist; selbst die Pfeiler in den Ecken und in der Mitte der Front bestehen aus Rohrbündeln. Dasselbe Rohr ist auf der Erde ausgebreitet und bildet eine, wenngleich auch nur dünne Decke auf dem Morastboden; wenigstens sitzt man nicht unmittelbar im Schlamme. In einigen Wohnungen fand ich noch Mitte März das Wintereis unter dem Rohr auf dem Boden. Jede Längenseite eines solchen Hauses mißt 6 m; auf der Südseite ist die Öffnung für den Eingang; das Dach ist gleichfalls mit Rohr gedeckt, aber so schlecht, daß es nicht einmal vollständig gegen die Sonne schützt, geschweige denn gegen Unwetter. Ebenso sind die Wände beschaffen; der Wind geht eben so leicht durch dieselben, wie durch das im Freien stehende Rohr.

In der Mitte der Wohnung ist eine kleine Grube für das Feuer ausgegraben; als Brennmaterial dient wiederum nur Rohr. Diese Pflanze leistet den Bewohnern der Gegend am Lob-Nor unschätzbare Dienste; denn nicht nur, daß sie ihnen Bau- und Brennmaterial liefert, die jungen Frühlingssprößlinge des Rohrs werden als Speise gebraucht und die Rispen im Herbst zur Herstellung von Betten gesammelt. Aus denselben Rispen endlich kochen im Sommer die Lob-Norer eine braune zähe Masse von süßem Geschmack aus, die als Zucker gebraucht wird.

Ein anderes für die Eingeborenen fast ebenso wichtiges Gewächs ist die Seidenpflanze (Asclepias), ein Kraut, das, gleich unserem Hanf, eine Faser liefert, aus welcher ein Gespinst hergestellt wird, aus dem man wieder die Leinwand zur Kleidung und die Netze zum

Fischen bereitet. Die Seidenpflanze wächst im Überflusse am ganzen unteren Tarim, am Lob-Nor aber seltener, so daß die Seeanwohner im Frühling und Herbst nach dem Tarim fahren müssen, um diese Pflanze einzusammeln.

Die aus Asclepias-Gewebe angefertigte Kleidung besteht aus Rock und Beinkleidern, die Kopfbedeckung im Winter aus Schaffell, im Sommer aus Filz. Zur Fußbekleidung, die nur im Winter getragen wird, dienen elende Schuhe aus ungegerbten Fellen; im Sommer gehen alle barfuß. Im Winter wird der Rock der Wärme wegen mit einem Futter von Entenbälgen, die mit Salz gegerbt sind, versehen; die Federn derselben Enten liefern mit den Rispen des Schilfrohrs zusammen das Bett, das ist aber schon Luxus.

Viele legen sich ohne weiteres auf dem nackten Rohr, das über den sumpfigen Boden der Wohnung ausgebreitet ist, zum Schlafen nieder, eine Decke wird nicht gebraucht; der zerlumpte Rock, den der Seeanwohner am Tage trägt, bedeckt ihn auch nachts. Der Erwärmung wegen rollt er sich, Arme und Beine zusammenziehend, zu einem Knäuel zusammen, wobei er oft noch auf dem Rücken liegt. So habe ich zuweilen unsere fünf Ruderer ganz dicht nebeneinander liegen sehen, wie einen Haufen Tiere.

Die Nahrung der Lob-Norer besteht vorzugsweise aus Fischen, die im Sommer frisch, im Winter gedörrt gegessen werden. Die frischen Fische kochen sie in Wasser, welches sie alsdann statt des Thees trinken; die gedörrten Fische werden, nachdem sie mit Salzwasser angefeuchtet worden, am Feuer gebraten. In keinem der beiden Fälle reinigen sie die Fische von den Schuppen, die erst beim Essen beseitigt werden. Zur Abwechselung mit den Fischen, ihrer Hauptnahrung, dienen im Frühlinge, zum Teil auch im Sommer und Herbst, Enten, die sie mit Schlingen fangen; als Leckerbissen genießen die Lob-Norer im Frühling die jungen Triebe des Schilfrohres. Brot und Hammelfleisch essen sie nicht, weil sie beides nicht haben. Viele können auch gar kein Hammelfleisch essen, weil es auf die an eine solche Speise nicht gewöhnten Magen schädlich wirkt.

Der arme und physisch schwache Lob-Norer ist auch moralisch arm. Die ganze Welt seiner Begriffe und Wünsche ist in dem engen Rahmen des ihn umgebenden Lebens enthalten; außerhalb desselben kennt er nichts. Böte, Netze, Fische, Enten, Rohr — das sind die einzigen Gegenstände, die eine stiefmütterliche Natur dem Unglücklichen hat zu teil werden lassen. Es ist begreiflich genug, daß bei einer solchen Ausstattung und in Ermangelung jedes Einflusses von außen

weder eine geistige noch moralische Entwickelung möglich ist. Der enge Kreis der Vorstellungen des Seeanwohners geht nicht über die Ufer des heimischen Sees hinaus, die übrige Welt existiert für ihn nicht. Der ewige Kampf mit der Not, mit dem Hunger, mit der Kälte hat seinem Charakter den Stempel der Apathie und des Trübsinns aufgedrückt; er lacht fast nie. Seine geistigen Fähigkeiten reichen auch nicht weiter als es nötig ist, Fische oder Enten zu fangen und die anderen Lebensbedürfnisse zu befriedigen.

Der Winter ist zwar nicht lang, aber doch die schwerste Zeit für den Seeanwohner. In ihren Rohrwohnungen leiden diese Unglücklichen fast eben so stark wie im Freien von den Nachtfröften, die bis zu 20 Graden steigen.

Am Tage ist es in der Sonne zwar ziemlich warm, aber es erscheint dann ein anderer Feind, der Hunger. Gut, wenn im Sommer viele Fische gefangen wurden und ein hinlänglicher Vorrat beschafft werden konnte; aber es giebt Jahre, wo der Fischfang unzureichenden Ertrag giebt, und dann kommt es im Winter vor, daß Menschen den Hungertod erleiden müssen. Nicht viel besser ist der Sommer. Die Menschen haben es dann freilich warm und sind satt, dafür erscheinen aber Myriaden von Fliegen und Mücken, welche alles Lebende die runden 24 Stunden hindurch, besonders bei stillem Wetter, entsetzlich quälen. Schon Mitte März erscheinen diese Insekten, um erst im Spätherbst zu verschwinden. Welche Qualen müssen von ihnen die armen Kinder, die ganz nackt umherlaufen, erdulden! Aber auch den Erwachsenen ist es selbst in der Nacht nicht möglich, Ruhe vor ihnen zu finden.

So beschaffen ist die Existenz der Lob-Norschen Dulder, die der ganzen übrigen Welt unbekannt sind und die von dieser nichts wissen. In dem feuchten Rohrverschlage unter den halbnackten Bewohnern eines der Dörfer sitzend, drängte sich mir unwillkürlich die Frage auf, wie viele Jahrhunderte des Fortschritts trennen mich von den mich umgebenden Menschen? Mit stumpfsinniger Verwunderung betrachteten mich die Lob-Norschen Wilden, aber nicht weniger interessierten sie auch mich. Es war eben zu viel Anziehendes und Originelles in allem, was mich umgab, in diesem entfernten, unbekannten See, in dem Kreise dieser Leute, die lebhaft an das ursprüngliche Dasein der Menschheit erinnerten.

9.

Von Järkand nach Kaschgar.

— Robert Shaw —

Wir saßen auf und ritten weiter. Nicht lange, so kam vor uns eine niedrige lange Linie zum Vorschein, in welcher ich das Ziel meiner langen Reise erkannte: es war die Mauer von Järkand. Während wir über ein vollkommen plattes Land dahinzogen, fiel ein Gegenstand besonders in die Augen, der sich gerade vor uns über der Mauer erhob. Es war ein hohes viereckiges Gerüst, wie bei einem im Bau begriffenen Turme, oben mit einer höheren und einer tieferen Plattform. Als Mullah Sherif, mein Begleiter, meinen forschenden Blick bemerkte, flüsterte er mir in persischer Sprache zu, es sei das Hinrichtungs-Gerüst! Dies ist das erste, was ein Fremder von der Stadt Järkand sieht.

Nachdem wir außerhalb der Stadt durch einen kleinen Bazar gezogen waren, traten wir durch ein in der Mauer befindliches Thor ein, das nach meiner Beurteilung 8—10 m hoch war und nach oben, wo es 3—4 m breit war, sich verschmälerte. Eine kurze Strecke in der ersten Straße hinab zogen wir unter dem Gerüst hin, das ich gesehen hatte. Es steht auf dem Dache eines festen Gebäudes, das ich für die Zelle der zum Tode Verurteilten halte. Unser Weg führte uns nicht durch die besten Teile der Stadt, aber die Gassen, die wir sahen, waren voller Verkehr, und längs derselben standen Kaufläden aller Art. Die Läden wurden meistens von Frauen besorgt, und an mehreren Stellen sah ich eine richtige Wiege stehen, mit einem kleinen Kinde darin, das die Mutter mit dem Fuße einwiegte. Gleich darauf passierten wir eine zweite hohe Mauer, die ich für noch eine Stadtmauer hielt, die aber, wie ich fand, nur die Umgrenzung eines der Kollegien war. Die Gassen sind 3—4 m breit und von den Häusern haben manche ein oberes Stockwerk.

Nach einem Ritt von zwanzig Minuten durch krumme Gassen zogen wir durch ein anderes Thor hinaus und setzten über ein Stück freies Terrain, das gegen 600 Schritt breit war und die Altstadt von der Neustadt trennte. Die Mauern der Neustadt sind von demselben Material, wie jene der Altstadt, aber von einem tiefen Graben umgeben und in Zwischenräumen von sonderbaren pagodenähnlichen Gebäuden überragt. Der Thorweg war im ähnlichen Stile gebaut, während rings um denselben eine große Anzahl von Turki-Soldaten

in roten Tunikas und Hosen versammelt waren. Drinnen lungerten noch viele in malerischen Stellungen umher; sie sangen und tanzten und zeigten dabei eine so einstudierte Ungezwungenheit, eine so sorgfältige Nonchalance, daß ich sofort entdeckte, zu welchem Zwecke die Versammlung stattfand. Auch waren sie in ihren Uniformen nicht hinlänglich zu Hause, um mich glauben zu machen, daß sie dieselben für gewöhnlich trügen. Zwei bis drei machten den Gänsemarsch, und ich bin noch im Zweifel, ob sie Rekruten darstellen sollten, die man einexerzierte, oder Schildwachen, die auf ihrem Posten auf- und abgingen. Eine kurze Strecke die Gasse hinab kamen wir an eine Artillerie-Kaserne, vor der eine Reihe kleine Geschütze und Haubitzen standen. Die Artilleristen waren blau gekleidet und mein Auge ruhte sofort auf einer Gruppe, die bessere Kleider als die anderen trugen; es waren dem Anscheine nach Offiziere.

Einige hundert Schritt weiter führte die Gasse auf einen freien Raum, jenseits dessen wieder eine Mauer und ein Thor war. Ehe wir dies erreichten, hielten wir an und saßen ab, und ich wurde links in ein Haus geführt. Wir gingen durch drei Höfe und kamen am Ende des dritten an eine Art Pavillon. Das platte, vorn vorspringende Dach bildete eine breite Veranda, die auf hohen Säulen ruhte; in der Mitte war eine Nische, die bis zur andern Wand ging; dort stand eine Art Divan, mit Matten und Teppichen bedeckt, auf welchen die Besucher sich setzen konnten, auf jeder Seite der Nische gingen Thüren in behagliche Zimmer, die mit Teppichen belegt waren, und in welchen helle Feuer brannten. Man teilte mir mit, daß dieses Haus für mich bestimmt sei, und daß, nachdem ich ein wenig geruht hätte, man mich abholen werde, um den Gouverneur zu besuchen. In einigen Minuten kam der Bruder desselben, der mich in Jârkand willkommen hieß.

Mein Aufenthalt in Jârkand dauerte indes nicht lange: auf den 4. Januar schon hatte ich bestimmt nach Kaschgar aufzubrechen. Doch, wenn man einen Zug von 27 Pferden bildet, so ist der Aufbruch stets mühsam, und es wurde bald zwölf Uhr, ehe wir fortkamen.

Wir ritten an der Seite der Neustadt hin. Dadurch hatte ich Gelegenheit, mir die Verteidigungswerke anzusehen. Von der Straße aus steigt ein kleines Glacis bis zum Rande des Grabens hinauf, der gegen 7 m tief und ebenso breit und auf beiden Seiten mit in der Sonne getrockneten Backsteinen bekleidet ist. Die Eskarpe oder innere Seite geht von oben in eine mit Zinnen versehene Erdwand

über, die vor dem anrückenden Feinde durch das Glacis verborgen ist. Innerhalb dieses Walles ist ein zweiter Graben, aus welchem die Hauptmauer der Stadt sich erhebt. In der Nähe des Thores ist die Mauer außerordentlich stark; sie ist dort (nach mutmaßlicher Schätzung) 16 m dick. Das Thor ist durch ein Außenwerk geschützt, und steht dadurch mit dem Walle in Verbindung, der die beiden Gräben trennt. Durch diesen Wall führt ein zweites Thor auf den freien Platz hinaus, der zwischen den beiden Städten liegt. Nachdem wir etwa 6 km über Jârkand hinaus waren, machten wir Halt und zogen dann weiter durch ein dichtbevölkertes Land.

Ungefähr 12 km von Jârkand jedoch betraten wir plötzlich einen Landstrich, der aus Sandhügeln bestand, welche mit grobem Gras bedeckt waren. Wir durchzogen diesen Strich in schräger Richtung und brauchten dazu 16 km, aber gerade hinüber muß seine Breite viel weniger betragen. Das Terrain sieht aus, als wäre es durch eine große Wasserflut herabgeführt und auf der fruchtbaren Ebene angehäuft worden. In der Mitte überschritten wir eine breite Einsenkung, die sich rechts und links so weit erstreckte, als wir sehen konnten, und voller Sümpfe und Wasserlachen war, die ein kleiner Bach miteinander verband. Das Bächlein war vielleicht der letzte Rest des Gebirgsstromes, der den Sand herabführte.

Als wir aus diesem höher gelegenen sandigen Striche wieder heraustraten, kamen wir auf eine Ebene, die bis zum Fuße eines Gebirgszuges anstieg, den man jetzt (wie man sagt ungefähr 24 km weit nach Westen) sah, und der dem Anscheine nach von Norden nach Süden läuft. Während ich diese Entfernung niederschreibe, fällt mir der Kontrast zwischen dem Klima des hiesigen Landes und Indiens gewaltig auf. Denn von Kangra bis zur Kette des äußeren Himalaya ist es 24 km, und in Kangra sieht es aus, als hingen die Berge über der Stadt. Man glaubt, man könne jede Schlucht und jeden Felsen zählen, so deutlich sind die Formen zu sehen. Hier aber zeigt sich in einer Entfernung von 24 km das Pamir-Gebirge als ein weit entfernter Gebirgszug, von dem man nur den Umriß erkennen kann. Am Fuße der ansteigenden Ebene stehen einzelne Dörfer, aber nicht so dicht beisammen, wie in der Umgegend von Jarkand. Welche Geheimnisse mögen wohl in seinem Gebirge verborgen liegen, auf das noch so wenige europäische Augen einen Blick geworfen haben! Hier auf diesem Punkte scheint es seinen Namen „Bam-i-Dunya“ oder „Oberes Stockwerk der Welt“ kaum zu verdienen. Man sieht hauptsächlich einen niedrigern Gebirgszug, eine lange, fast gerade Linie,

während die Riesen des Gebirges hinter demselben stehen und dem Anschein nach eine höhere und weiter entfernte Kette bilden.

Am folgenden Tage ging unser Marsch nordwestlich, durch eine steinige Wüste am Fuße des Gebirges. Einen Teil des Weges entlang hatten wir rechts von uns einen Dschungel von niedrigem Gestrüpp, der voll wilder Tiere, Tiger u. s. w. sein soll. Ungefähr in der Mitte des Weges hielten wir an einem einsamen Serai mit einer Moschee und zwei Brunnen an. Diesem Orte gegenüber fing die äußere und näher stehende Hügelkette an sich nach Westen hinzuziehen, während der höhere Gebirgszug dahinter im Nebel nicht zu sehen war. Gerade ehe wir unsern Bestimmungsort erreichten, sahen wir ihn jedoch in mehreren sehr hohen Spitzen am Himmel emporsteigen. Er hatte sich, wie es schien, in einer einzigen geraden Linie fortgesetzt, obgleich die vor ihm stehende, niedrigere Kette nach Westen hin zurückgetreten war.

Während dessen kamen wir auf angebautes Land und zogen gleich darauf in das große Dorf Kizil ein. Dies Wort bedeutet „rot", ein wegen der Farbe des Bodens wohlverdienter Name. Meine Vermutung, daß derselbe Eisen enthalten müsse, bestätigte sich bald, indem ich mehrere Öfen zum Schmelzen des Erzes erblickte.

Am Nachmittag ging ich ein Stückchen die Gasse hinab, um einen Eisenschmelzofen in Thätigkeit zu sehen. Er ist gerade wie ein etwa 1½ m hoher Würfelbecher, mit einem Dach darüber, das in der Mitte eine Öffnung hat, damit der Rauch hinausziehen kann. Rings um den Würfelbecher sitzen unter dem Dache sechs Knaben und Mädchen, die mit jeder Hand einen Blasebalg von Fell — im ganzen also zwölf Blasebälge — drücken. Durch eine Öffnung sieht man die glühende Masse, nebst einem Strom geschmolzenen Erzes, der langsam abwärts läuft. Eine etwa ½ m tiefe Grube zeigt die mit Ziegeln zugemauerte Thür des Ofens, durch welche das Metall täglich herausgenommen wird. Das Erz wird von einem Manne mit dem Hammer zerschlagen und zum Schornstein hineingeworfen, während ein zweiter durch dieselbe Öffnung Holzkohle zuführt. Das Metall ist sehr gut und feinkörnig; wenn es zu Werkzeugen verwendet ist, sieht es fast aus wie Stahl. Das Erz ist ein schwarz aussehender Stein, der aus dem 30—40 km entfernten Gebirge gegraben wird; er bricht rechtwinkelig, oder mit geraden scharfen Kanten. Als wir von dem Schmelzofen zurückkehrten, machte es uns Spaß, einen vier bis fünf Jahr alten Buben zu beobachten, der einen Esel zur Tränke an den Dorfteich brachte. Obgleich seine Wohnung nur etwa sechzig

Schritte entfernt war, so wollte er diesen Weg doch nicht zu Fuße zurücklegen; aber es machte ihm Schwierigkeit, auf den Esel zu kommen. Zuerst versuchte er an seinen Vorderbeinen hinauf zu klettern; da dies jedoch nicht gehen wollte, so führte er ihn an die Wand und bestieg dann triumphierend seinen Rücken. Er setzte sich fast auf den Schwanz, brachte ihn mit der Peitsche in einen Eselsgalopp und verschwand in einem benachbarten Hofe. In Turkestan fängt man beizeiten an zu reiten.

Während wir auch am nächsten Tage noch immer in einer mehr westlichen als nördlichen Richtung und parallel mit dem links vor uns stehenden hohen Gebirgszuge ritten, näherten wir uns allmählich dem langen Saume niedriger Sandhügel, die man gestern rechts von uns undeutlich sehen konnte. Nachdem wir 18 km weit abwechselnd durch grasreiche Ebenen, die jetzt dürr und verwelkt aussahen, und Dorfkultur gezogen waren, machten wir an einem einsamen „Langar" oder Rasthause am Saume des sandigen Striches Halt. Während wir hier vor einem Feuer saßen, schloß sich uns ein Mirza-Baschi oder Oberster der Schreiber an, den man mir entgegen sandte. Mit ihm ritten wir vollends nach Jang-Hissâr. Zuerst setzten wir schräg über die Reihe Sandhügel. Ihre Rücken waren den Wellen des Meeres sehr ähnlich, wenn sie nach einem Sturme wieder nachlassen und in langen Reihen, die durch breite Zwischenräume von fast stillem Wasser voneinander getrennt sind, sich an das Ufer heranwälzen. Durch dieselbe Verwirrung hindurch zeigte sich doch immer dieselbe Ordnung; auch die Größe der Hügel ist ungefähr dieselbe. Sie bestehen aus in Schichten gelagertem Sande, der in manchen jener Rücken so fest wie Stein geworden ist und nach Norden streicht. Die Zwischenräume waren jetzt mit verwelkter Vegetation bedeckt. Nachdem wir etwa 10 km weit schräg über den Strich geritten waren, kamen wir an die fruchtbaren Ufer eines kleinen Flusses, der sich durch die Hügel eine Schlucht gemacht hatte.

Wir erstiegen das hohe Ufer des Flusses und befanden uns nun in einem gut bevölkerten, aber noch immer von den niedrigen Sandrücken durchzogenen Distrikte. Als wir den letzten derselben überschritten, sahen wir zu unseren Füßen eine reizende Landschaft. So weit das Auge sehen konnte, erstreckte sich eine hochkultivierte Ebene, welcher Obstgärten und Haine von Bäumen, die rings um die zahlreichen zerstreuten Häuser standen, fast das Ansehen eines Waldes gaben. Eine kurze Strecke weiter auf der Ebene bezeichneten die dichter zusammengedrängten Obstgärten und Häuser die Stadt Jang-Hissâr.

Am Nachmittag machte ich einen Spaziergang um die benachbarte Gegend herum. Die Felder sind alle mit einem bis 5 cm dicken Schnee bedeckt, und die zahlreichen Teiche sind alle fest zugefroren. Es giebt hier viele (künstliche) Wassergräben, die unter- und übereinander hinweglaufen, damit sie zu verschiedenen Niveaux passen.

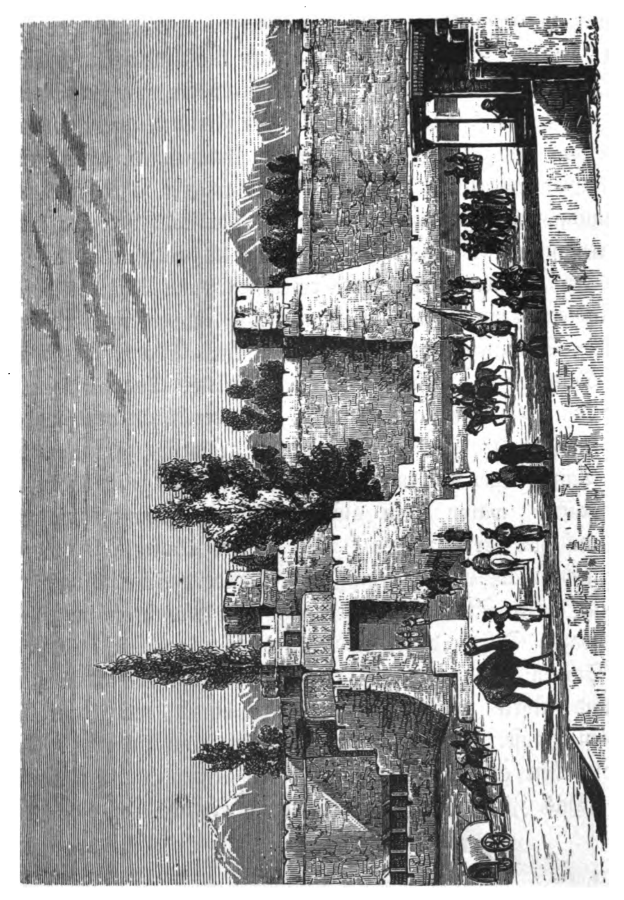


Abb. 53. Ein Fort bei Kaschgar.

Sie sind in der jetzigen Jahreszeit fast alle trocken, da man nur Wasser in sie läßt, wenn man es zur Bewässerung braucht. Die Maisstoppeln von der letzten Ernte auf den hier ringsum liegenden Feldern treten durch den Schnee hervor.

Am nächsten Tage ging es von Jang-Hissâr weiter. Die Gegend bestand abwechselnd aus angebauten Dorfländereien und aus grasreichen Ebenen, die mit Rindern und Pferden bedeckt waren. Wir

überschritten während des Tages vier Flüsse. Der erste nahm mit seinen zahlreichen Kanälen ein Bett ein, das 1/2 km breit war. Die Überschreitung des ersten Kanals machte einige Schwierigkeit, da das Eis mürbe war und die Pferde waten mußten. Die übrigen Kanäle wurden auf dem Eise oder auf zeitweiligen Brücken überschritten. Ein breiter Damm erhielt das Wasser auf der einen Seite desselben in beträchtlich höherem Niveau als das übrige, so daß es gleichsam zwei besondere Flüsse bildete. Auch ein breiter künstlicher Durchstich führte Wasser dem höheren Niveau entlang. Nachdem wir das Bett dieser Ströme verlassen hatten, sahen wir die Festung oder Neustadt von Kaschgar vor uns mitten in einer freien, baumlosen, aber zum Feldbau benutzten Gegend. Als wir näher kamen, sahen wir, daß die Verteidigungswerke genau denjenigen der Neustadt von Jarkand ähnlich waren, aber der Platz ist kleiner. Wir zogen an mehreren stumpfen Winkeln der Mauer vorüber und erreichten dann auf der Ost-Nord-Ost-Seite ein Thor. Danach kamen wir an einer Wache vorüber, wo Reihen Soldaten saßen, durch ein zweites Thor rechts wieder an Reihen Soldaten vorüber und in ein drittes Thor hinein, durch welches man die Neustadt betrat. Vor den Soldaten waren ihre Waffen aufgestellt; sie bestanden aus gewaltig großen Musketen, welche „Taifur" genannt und von je vier Mann gehandhabt werden. Diese „Taifur" waren vorn auf eine Gabel gestützt, während ihre Kolben auf der Erde ruhten. Am dritten Thore saß unsere ganze Reisegesellschaft ab, und wir gingen dreihundert Schritte weit zu Fuße durch eine breite Straße, die gedrängt voll Menschen in hellfarbigen Röcken war. Durch diese hindurch hielten zahlreiche Diener mit weißen Stäben für uns einen Weg frei; einer derselben ging uns voran und führte uns rechts eine Gasse hinab, nach dem für mich bestimmten Hause. Es war dem Anschein nach ein neues Gebäude, mit zahlreichen großen Höfen, in deren letztem mein Quartier sich befand. Das Ziel meiner Reise hatte ich erreicht.

10.

In Lasa, dem „ewigen Heiligtum".

— Evariste R. Huc —

Der Weg über das Gebirge ist überaus beschwerlich. Sobald man es aber überstiegen hat, wird einem das Herz um so leichter,

je weiter man vorwärts kommt. Man ist wieder in einem bewohnten Lande, sieht viel schwarze Zelte der Nomaden, begegnet Pilgerscharen und erblickt Herden auf der Weide. Allmählich, je näher man Lasa, dem heiligen Wohnorte des Mensch gewordenen Buddha, des Tale-Lama, kommt, verändert sich der Charakter der Bewohner: man trifft in der Einöde schon einige bebaute Felder und statt der Zelte Wohnhäuser; der Hirt macht dem Ackerbauer Platz.

Endlich erreichten wir Pampu. Es liegt nahe bei Lasa und wird von den Pilgern als Vorhalle zur heiligen Stadt betrachtet. Hier wird die schöne Ebene von einem großen Flusse durchzogen, aus welchem man Bewässerungskanäle abgeleitet hat. Man kann Pampu nicht eigentlich ein Dorf nennen, auf den Terrassen liegen einzelne Gehöfte umher, alle reinlich angeweißt, von hohen Bäumen überschattet, und mit einem Türmchen, das aussieht, wie ein Taubenhaus, von denselben flattern Fähnchen mit tibetanischen Inschriften herab. Wir waren länger als drei Monate durch eine abscheuliche Wildnis gereist, hatten nur wilde Tiere und Räuber gesehen; es ist also begreiflich, daß die Ebene von Pampu uns das herrlichste Land in der Welt dünkte, und daß wir mit lebhafter Teilnahme jedes Haus, jeden Pflug, jede Furche betrachteten. Am auffallendsten war uns der hohe Stand der Temperatur in diesem bebauten Lande, denn Ende Januar lag auf Flüssen und Kanälen nur eine leichte Eisdecke und fast kein Mensch trug Pelzkleider. In Pampu mußte sich unsere Karawane umgestalten, denn gewöhnlich nimmt man die Yaks nicht weiter mit, sondern ladet das Gepäck auf Esel, die sehr klein, aber stark sind. Wir benutzten einen zweistündigen Aufenthalt, um uns äußerlich wieder etwas zu civilisieren. Denn Kopf- und Barthaar waren wirr und wild, das Gesicht war von Rauch geschwärzt, von der Kälte aufgerissen, abgemagert, und unsere ganze Erscheinung so elend, daß es uns selbst jammerte, wenn wir in den Spiegel sahen. Unsre Bekleidung stand mit dem übrigen im Verhältnis. Die Bewohner von Pampu sind wohlhabend, lustige, muntere Menschen, die abends vor den Gehöften sich versammeln, nach dem Takte hüpfen und dazu singen. Nach dem Tanze bewirtet der Bauer seine Gäste mit einem säuerlichen Getränk, das aus gegohrner Gerste bereitet wird, es ist ein Bier, dem aber Hopfen mangelt.

Die Eselkarawane befand sich in Ordnung, wir brachen auf und waren nur noch durch einen Berg von Lasa getrennt, freilich dem allerjähesten, den wir auf unsrer ganzen Reise gefunden hatten. Die Tibetaner und Mongolen erklimmen ihn mit großer Andacht, denn

wer den Gipfel erreicht, hat dadurch vollkommene Sündenvergebung erlangt. Jedenfalls kann ein so mühsam zu ersteigender Berg als eine Bußübung für den Reisenden betrachtet werden. Wir waren morgens 1 Uhr aufgebrochen, kamen erst um 10 Uhr auf die Höhe und hatten fast immer zu Fuß gehen müssen. Als wir die gewundenen Pfade hinabstiegen, war Sonnenuntergang nahe. Als wir in ein breites Thal abbogen, lag zu unsrer Rechten Lasa, die Metropole der buddhistischen Welt. Wir erblickten Tausende von Bäumen, welche die Stadt umgaben, ihre hohen weißen Häuser mit flachen Dächern und emporragenden Türmen, die zahlreichen Tempel mit vergoldeten Dächern, den Buddha La, über welchem der Palast des Tale Lama emporragt. Das alles verleiht dieser Buddhastadt ein majestätisches, imponierendes Ansehen.

Endlich waren wir am Ziel unsrer Reise, ihre Mühseligkeiten und Gefahren hatten wir überstanden; jetzt hatten wir andre Aufgaben zu lösen. Wir nahmen einen Führer und suchten eine Wohnung. Die Häuser der Stadt sind fast alle groß, haben mehrere Geschosse und ein flaches, sanft abgeneigtes Dach, damit der Regen abfließen kann. Das Mauerwerk ist weiß angestrichen, nur Fenster- oder Thüreinfassungen werden rot oder gelb gemalt. Diese beiden Farben sind bei den reformierten Buddhisten sehr beliebt und heißen Lamafarben. Die Häuser sehen immer wie neu aus, da sie alle Jahre neu angestrichen werden, aber im Innern sind sie unsauber, verräuchert, übelriechend und alle Gerätschaften liegen unordentlich durcheinander. Wir nahmen eine Wohnung in einem großen Hause, in welchem etwa fünfzig Parteien sich eingemietet hatten. Wir mußten eine 26 Stufen hohe Leiter hinaufsteigen, sie war eng, hatte kein Geländer und wir kletterten nun mit Händen und Füßen hinan. Wir hatten ein großes viereckiges Zimmer und daneben eine kleine Kammer. In jenem war ein kleines Fenster mit drei Holzstangen und oben in der Decke ein Loch, durch dasselbe hatten Licht, Regen, Wind und Schnee freien Zutritt und der Rauch fand freien Ausgang. In der Mitte der tibetanischen Zimmer steht ein Gefäß aus gebranntem Thon, das als Ofen dient. Zur Feuerung lag in einem Winkel ein Vorrat trockenen Kuhmistes aufgespeichert. Wir waren somit von vornherein auf der Höhe tibetanischer Civilisation.

Lasa ist nicht eben eine große Stadt, sie hat nur etwa zwei Wegstunden im Umfang und keine Ringmauer. Außerhalb der Vorstädte liegen viele Gärten mit prächtigen Bäumen, so daß die Stadt von grünem Laub umgeben ist. Die Hauptstraßen sind gerade, breit

und ziemlich reinlich, aber die Vorstädte über alle Beschreibung schmutzig. Die Häuser hat man aus Bruchsteinen, Backsteinen oder wohl auch aus Erde aufgeführt, alle werden geweißt. In einer Vorstadt liegt ein Viertel, in welchem alle Häuser aus Ochsen- und Schöpsenhörnern gebaut sind, wunderliche aber sehr dauerhafte Gebäude, die recht angenehm ins Auge fallen. Die Ochsenhörner sind glatt und weißlich, die Hammelhörner schwarz und rauh. Mit diesem seltsamen Baumaterial bildet man an den Wänden eine unendliche Menge verschiedener Figuren. Die Lücken zwischen den Hörnern sind mit Mörtel ausgefüllt, diese Häuser werden nicht geweißt und behalten so ihr phantastisches Aussehen.

Der Palast des Tale Lama verdient seinen über alle Welt verbreiteten Ruhm. Unweit vom nördlichen Teile der Stadt, höchstens eine Viertelstunde von derselben entfernt, erhebt sich ein kegelförmiger Felshügel mitten in dem weiten Thale, wie eine Insel aus einem See. Er führt den Namen Buddha La, d. h. Buddha-Berg, Gottes-Berg. Auf diesem gewaltigen, von der Natur gebauten Sockel haben die Verehrer des Tale Lama einen prachtvollen Palast errichtet, in demselben regiert die Fleisch gewordene lebendige Gottheit. Das Gebäude besteht aus einer Vereinigung mehrerer Tempel von verschiedener Größe und Schönheit, jener in der Mitte hat vier Geschosse und ragt über alle anderen hervor. Seine Kuppeln und die Säulen des Peristyls sind vergoldet. Hier thront der Tale Lama, von diesem hohen Heiligtum übersieht er weit und breit die Gegend, und blickt an hohen Festtagen auf die unzähligen Scharen der Andächtigen, welche aus der Ebene heranziehen und am Fuße des heiligen Berges sich zur Erde werfen. Die übrigen Paläste, welche um den großen Tempel gruppiert liegen, werden von einer Menge Lamas aller Klassen bewohnt, es ist ihr Amt den lebendigen Buddha zu bedienen und ihm stets gewärtig zu sein. Von Lasa bis Buddha La führen zwei herrliche Baumgänge. In ihnen sieht man täglich viele fremde Pilger ihren buddhistischen Rosenkranz beten und Lamas vom Hofe in prächtiger Tracht auf reich angeschirrten Pferden reiten. Es herrscht um den Buddha La immer eine große Lebhaftigkeit, aber jedermann beobachtet Ernst und Schweigsamkeit, es scheint, als ob alle mit religiösen Gedanken beschäftigt seien.

In der Stadt dagegen herrscht Unruhe und Gedränge, alles schreit und kauft oder verkauft. Andacht und Handelsgeschäfte ziehen ununterbrochen Fremde herbei, und Lasa ist dadurch zu einem Sammel-

platz für Menschen aus allen asiatischen Völkern geworden: es ist ein ewiges Kommen und Gehen. Die ansässige Bevölkerung aber besteht hauptsächlich aus Tibetanern und Chinesen. Die Tibetaner gehören zu dem großen mongolischen Menschenstamme, haben schwarzes Haar, spärlichen Bart, kleine enggeschlitzte Augen, vorstehende Backenknochen, kurze Nase, breitgespaltenen Mund und dünne Lippen; die Hautfarbe ist leicht angedunkelt, unter den höheren Ständen findet man aber eben so weiße Gesichter wie in Europa. Die Tibetaner sind von mittlerem Wuchs, eben so gewandt und beweglich wie die Chinesen, und dazu so stark und kräftig wie die Tartaren, gymnastischen Übungen und dem Tanz leidenschaftlich ergeben, ihr Gang ist leicht und man möchte sagen nach dem Takt. Auf der Straße summen sie fast immer ein Gebet oder ein Volkslied vor sich hin. Sie haben einen offnen hochherzigen Charakter, sind so fromm wie die Mongolen, aber nicht so leichtgläubig. Die Reinlichkeit lieben sie nicht besonders, wohl aber Luxus und prachtvolle Kleider. Das Kopfhaar scheren sie nicht, sondern lassen es auf die Schulter herabfallen, manchmal wird es auch abgestutzt. Seit kurzem haben die Stutzer von Lasa angefangen es zu flechten wie die Chinesen und mit Gold, Edelsteinen und Korallen zu verzieren. Sie tragen eine hutförmige Mütze mit breitem Aufschlagrande, sie ist von schwarzem Sammet und hat einen roten Quastenbüschel. Aber an Festtagen setzen sie einen roten Hut auf, der an den Rändern mit langen buschigen Franzen geziert ist. Ein langer Rock wird auf der rechten Seite vermittelst vier Spangen aufgehäkelt und mit einem roten Gürtel um den Leib zugebunden, die Stiefel sind von rotem oder violettem Sammet. Diese einfache Tracht läßt sehr hübsch. Die Frauen kleiden sich ähnlich wie die Männer, nur haben sie noch einen kurzen Überwurf und flechten das Haar in zwei Stränge, die auf den Nacken herabfallen. Jene aus den untern Ständen tragen eine kleine gelbe Mütze, die fast ganz genau den bekannten Jakobinermützen gleicht, vornehme Damen haben keinen andern Kopfputz, als eine aus feinen Perlen verfertigte, sehr zierliche Krone.



Abb. 54. Ein Tibetaner.

Die Tibetaner und Mongolen verehren den Tale Lama wie eine Gottheit, er übt auf das Volk einen wahrhaft erstaunlichen Einfluß.

Ihn selbst haben wir nicht gesehen. Im allgemeinen können Andächtige oder Neugierige ohne Schwierigkeit seines Anblickes teilhaftig werden, wir kamen durch einen wunderlichen Vorfall um denselben. Unser Führer hatte versprochen, uns nach Buddha La zu führen, und wir waren im Begriff dorthin zu gehen, als man sich plötzlich einbildete, wir würden dem Tale Lama die Blattern mitteilen! Diese Krankheit war allerdings in Lasa ausgebrochen und wahrscheinlich von der großen Pekinger Karawane eingeschleppt worden, eben derselben, mit welcher wir gekommen waren. Man bat uns daher, den Besuch zu verschieben. Doch fand sich keine Gelegenheit wieder. Dagegen wurden wir mit Neujahrsfeiern gesättigt. Wir waren vor noch nicht zwei Monaten in Lasa angekommen und hatten dort schon zweimal Neujahr gefeiert, einmal das europäische und einmal das chinesische, nun kam die Reihe an das tibetanische.

Das Neujahr ist für die Tibetaner ein hoher Fest- und Freudentag, zu welchem man während der letzten Tage des 12. Mondes Vorkehrungen trifft, insbesondre sich mit Vorräten von Thee, Butter, Tsamba, Gerstentrank, Rind- und Hammelfleisch versorgt. Man langt die besten Kleider hervor, reinigt und kehrt aus, alles gewinnt ein sauberes Aussehen, insbesondre werden die Hausaltäre in den besten Stand gesetzt, die Götzenbilder neu angepinselt, Pyramiden, Blumen und andre Zierraten aus Butter verfertigt und in die kleinen Heiligenschreine vor Buddhas Idol gestellt. Der erste Lukso oder Festgebrauch beginnt um Mitternacht. Niemand geht schlafen, sondern harrt mit Ungeduld der feierlichen, geheimnisvollen Stunde, mit welcher das neue Jahr anhebt. Wir unsrerseits waren zur Ruhe gegangen, plötzlich erschallte durch die ganze Stadt ein Freudengeschrei, wir hörten Glocken, Cymbeln, Seemuscheln, Tamburine und alle andern tibetanischen Instrumente, es war ein entsetzliches Geräusch. Gern wären wir aufgestanden, aber es war zu grimmig kalt und wir blieben unter unsern Decken liegen. Bald aber wurde gewaltig an unsre Thür gepocht, wir mußten aufstehen, uns ankleiden und öffnen. Einige unsrer Bekannten luden uns zum Neujahrsschmaus ein, jeder hatte einen kleinen irdenen Topf, in welchem Kügelchen aus Honig und Weizenmehl in heißem Wasser schwammen. Einer der Bekannten bot uns eine lange silberne Nadel dar, an welcher sich unten ein Haken befand, und forderte uns auf, aus dem Topfe Kugeln heraus zu fischen. Alles Sträuben half nichts. Bis zum hellen Tage waren wir genötigt Kügelchen zu fischen. Der zweite Lukso oder Festgebrauch besteht darin, daß man nach einem besondern Ceremoniell Besuche

abstattet. Schon vom frühen Morgen an eilen die Tibetaner durch die Gassen, in der einen Hand halten sie einen Topf mit Thee, in der anderen eine große lackierte und vergoldete Schüssel, die mit einem Kuchen in Pyramidenform gefüllt ist; obenauf stecken drei Gerstenähren. Ohne Kuchen und Thee, in welchem Butter zerlassen ist, darf man an jenem Tage keinen Besuch machen. Wer in ein Haus tritt, um zum Neujahr Glück zu wünschen, wirft sich dreimal vor dem festlich geschmückten und beleuchteten Hausaltar nieder, verbrennt etwas Cedern- und andres wohlriechendes Holz in einem großen kupfernen Becken, bietet den Anwesenden ein Näpfchen Thee und reicht die Schüssel mit Kuchen dar. Dasselbe geschieht nachher von seiten der Hausbewohner. Kinder mit Schellensträngen über ihren grünen Röcken laufen über die Straße von Haus zu Haus und geben Konzerte, die recht anmutig sind. Im allgemeinen hat der Gesang einen sanften und melancholischen Ausdruck, aber es fehlen ihm rasch getragene feurige Refrains nicht. Alle die kleinen Sänger bezeichnen fortwährend den Takt vermittelst eines langsamen Hin- und Herbewegens, sie wiegen ihren Körper wie in Pendelschwingung. Sobald aber der Refrain eintritt, stampfen sie mit den Füßen in starkem Takt, der bei dem Schellengeklingel und dem Klappen ihrer eisenbeschlagenen Schuhe etwas Melodisches hat, besonders wenn man ihn in einiger Entfernung hört. Als Belohnung erhalten die Sänger einige Butterkugeln und in Nußöl gebackene Kuchen. An den Hauptplätzen und vor den öffentlichen Gebäuden spielen den ganzen Tag über Komödianten und Seiltänzer. Die Tibetaner haben aber nicht, wie die Chinesen, eigentliche Repertoire der Theaterstücke, sondern ihre Komödianten sind fortwährend auf der Bühne und singen, tanzen oder produzieren allerlei Kraftstücke, besonders zeichnen sie sich im Ballet aus, sie drehen sich im Reigen, springen und schlagen Pirouetten mit einer bewundernswürdigen Beweglichkeit. Ihre Tracht besteht in einer hohen, mit Fasanenfedern gezierten Mütze, einer schwarzen Maske mit einem ungeheuren weißen Barte, langen weißen Beinkleidern und einem grünen Rock, der bis auf die Kniee herabhängt und mit einem gelben Gürtel zugebunden wird. Auf diesem Rock hängen an langen Fäden dicke Büschel von weißer Wolle, die sich schwingen, wenn der Tänzer seine Körperbewegungen macht; sobald er sich dreht, fliegen sie horizontal mit ihm im Kreise und schlagen um ihn herum ein Rad.

Das Merkwürdigste aber, was wir in der Neujahrszeit in der Hauptstadt von Tibet gesehen, ist der Lha Ssa Moru, welcher am dritten

Tage des ersten Mondes stattfindet. Dann kommen die Insassen sämtlicher Klosterortschaften, also unzählige Schwärme von Lamas, lärmend nach der Stadt, zu Fuß und zu Pferde, auf Eseln und Yaks, alle bringen Gebetbücher und Küchengeschirr mit. Wahre Lawinen von Lamas ergießen sich über die Stadt von den umliegenden Bergen herab. Sehr viele finden Unterkommen in öffentlichen Gebäuden oder in Privathäusern, die übrigen lagern sich auf den Plätzen, in den Straßen oder dicht außerhalb der Stadt. Dieses Einströmen der Lamas, eben der Lha Ssa Moru, dauert volle sechs Tage, während dieser Zeit sind die Gerichtshöfe geschlossen, die Behörden gleichsam außer Wirkung gesetzt und alles ist diesen geistlichen Horden preisgegeben. In der Stadt herrscht eine unbeschreibliche Verwirrung. Die Lamas rennen in hellen Haufen umher, schreien fürchterlich, singen Gebete ab, rennen gegen einander, haben Zank, und blutige Balgereien pflegen nicht auszubleiben. Die Lamas sind im allgemeinen nicht gerade zurückhaltend oder bescheiden, während jener Festtage kommen sie aber nicht etwa nach Lasa, um sich mit weltlichen Dingen zu beschäftigen, sondern aus Andacht, um den Segen zu erhalten und einen Pilgergang nach dem berühmten Kloster Moru zu unternehmen, das mitten in der Stadt liegt. Daher der Name für jene sechs Festtage.

Während aber so die Lamas ihr geräuschvolles Fest feierten, mußten wir Vorbereitungen zur Abreise treffen. Der chinesische Befehlshaber ließ unsre Reiseeskorte antreten, er sprach in kurzen Sätzen heftig zu den Leuten, welche alle auf die Knie gefallen waren: „Ihr Soldaten, wie viele sind da? Ich glaube fünfzehn, ja wohl, fünfzehn. Also ihr fünfzehn Soldaten, ihr geht in eure Provinz zurück und seid dann aus dem Dienst entlassen. Ihr begleitet diese Ausländer bis nach Sse tschuen, ihr sollt ihnen getreue, aufmerksame und willfährige Diener sein. Begreift ihr diese Worte?“ — „Ja, wir begreifen sie.“ — „In den Dörfern der Tibetaner nehmt euch wohl in acht, belästigt das Volk nicht, an den Halteplätzen paßt auf, ihr dürft nirgends plündern oder stehlen. Versteht ihr mich?“ — „Ja, wir verstehen.“ — „Laßt die Herden in Ruhe, schont die Früchte auf dem Felde, nehmt euch in acht, daß kein Waldbrand entstehe. Habt ihr mich begriffen?“ — „Ja, wir begreifen.“ — „Und vertragt euch untereinander, schimpft und zankt nicht, ihr seid alle des Kaisers Soldaten. Verstanden?“ — „Verstanden.“ — „Wer sich schlecht beträgt, soll unnachsichtlich bestraft werden. Begriffen?“ — „Begriffen.“ — „Nun, da ihr mich versteht, so gehorcht und zittert.“

Die fünfzehn Soldaten schlugen dreimal mit der Stirn auf die Erde und standen auf.

So schieden wir von Lasa.

11.

Kao-li-mön, das Thor von Korea.

— Ferdinand von Richthofen —

Nur an einem einzigen Orte an der ganzen chinesisch-koreanischen Grenze ist der Verkehr zwischen beiden Nationen — freilich nur zu bestimmten Meßzeiten — gestattet; dies ist Kao-li-mön, das Thor von Korea.

Ich kam von Süden und erwartete einen größeren Platz zu finden, mit Grenzmauer und Festungsthor, oder wenigstens einen monumentalen Bau. Nichts von alledem. Das berühmte Kao-li-mön ist ein kleines Wachthäuschen mit einer Durchfahrt für einen chinesischen Karren. Daran schließen sich westlich einige Gasthäuser und die Warenhäuser der Chinesen, östlich die Warenlager der Koreaner unter freiem Himmel. Der Ort liegt in einem kleinen Thal, das sich von Südost nach Nordwest zieht. Der Bach wendet sich dann im Bogen über Nord und Ost nach Südost zurück, und ist einer der Zuflüsse des großen koreanischen Flusses Yalu-Kiang. Dieser Bogen umschließt das steilwandige Granitmassiv des Fong-whang-schan. Seine polygone Gestalt, die imposanten, massiven Formen des Unterbaues und die Zerrissenheit des Oberbaues in Pyramiden und Obelisken geben diesem ungefähr 800 m hohen Gebirgsstock einen festungsartigen Charakter und machen ihn zu einer vortrefflichen Grenzmarke. Südlich vom Thal bestehen die Berge auch aus Granit. Aber sie steigen mit sanften, vielfach unterbrochenen Gehängen an, die in ein üppiges Grün gekleidet sind. Sie bilden einen langen Rücken von ungefähr 550 m Meereshöhe. Der schmale Thalboden ist mit Feldern bedeckt, und mehrere Dörfer sind darauf zerstreut; eine Fahrstraße für zweirädrige Karren windet sich hindurch. So geht es fort bis zu dem Wachthaus in einer Linie, die an demselben vorüber quer durch das Thal zieht. Östlich davon erweitert sich das Thal mit gleichbleibendem Charakter seiner beiden Seiten. Aber der Boden des Thales ist nicht mehr angebaut, und es ist kein Haus zu sehen; nur

eine weite Grasfläche mit einem Saumpfad, der sich hindurchwindet. Ein kleiner Graben, der sich vom Wachthaus quer durch das Thal an beiden Abhängen hinaufzieht, trennt beide Gebiete: Anbau und Bevölkerung im Westen, Wildnis im Osten.

Dieser Zustand ist eine Folge der eigentümlichen Grenzregulierung zwischen China und Korea. In früheren Jahrhunderten machten die Koreaner häufig räuberische Einfälle in die benachbarten chinesischen Gebiete, und es gelang stets nur durch die kostspielige Zuführung von Streitkräften die Koreaner zurückzutreiben. Mehr als dies konnten die Chinesen nie erreichen, eine beständige Unterjochung von Korea gelang ihnen nicht. Ich glaube es war, als die Chinesen am Ende des 16. Jahrhunderts den Koreanern gegen einen Einfall der Japaner Hilfe leisteten, daß die beiden Nationen ein dauerndes Friedensbündnis schlossen. Es wurde darin unter anderem stipuliert, daß beide Länder durch ein neutrales Grenzgebiet geschieden werden sollten. Dasselbe hat eine Breite von 50—80 km, und umfaßt teils bergiges, teils sehr fruchtbares Land. Damals standen darauf viele Dörfer und Städte, die jedoch alle zerstört wurden. Jeder freie Verkehr zwischen beiden Nationen sollte aufhören. Nur am Kao-li-mön darf dreimal im Jahre, im April, Juni und Oktober, eine Messe stattfinden, zu der eine gewisse Anzahl Koreaner die Erlaubnis haben zu kommen, aber ohne Waffen und ohne Frauen. Außerdem dürfen nur Gesandschaften und der Briefbote auf dieser Straße passieren. Nach dem letzten Tage des Meßmonats wird jeder Koreaner auf chinesischem Gebiet und jeder Chinese in Korea mit dem Tode bestraft. Die Anwohner des neutralen Gebiets dürfen 7—8 km weit in demselben ihr Vieh hüten, Holz schlagen und Gras sammeln. Aber niemand darf sich ansiedeln oder den neutralen Boden überschreiten. Am Kao-li-mön wachen chinesische Beamte, und da wo der Saumweg die koreanische Grenze passiert, ist ein Thor mit koreanischen Beamten.

In dieser Maßregel hat sich China einen Schutzwall gegen Korea errichtet, der kräftiger ist als die große chinesische Mauer. Es giebt auf der Erde keine schärfere Grenzscheide zwischen zwei Nationen, als die zwischen China und Korea ist. Korea ist den Leuten wie ein weit entferntes Fabelland. Aber die alten Überlieferungen üben doch immer noch insofern einen Einfluß aus, als die Chinesen eine gewaltige Furcht vor ihren kriegerischen Nachbarn bewahrt haben. Gemischte Ehen sind unter solchen Verhältnissen unmöglich; die Koreaner haben daher ihre Nationalität rein bewahrt. Ebenso ist

es mit der Sprache. Es giebt wohl keinen Chinesen, der Koreanisch spricht. Aber gebildete Koreaner verstehen nicht nur die chinesischen Schriftzeichen, sondern sprechen auch den Mandarin-Dialekt vollkommen. Es ist wohl bekannt, daß die koreanische Sprache von der

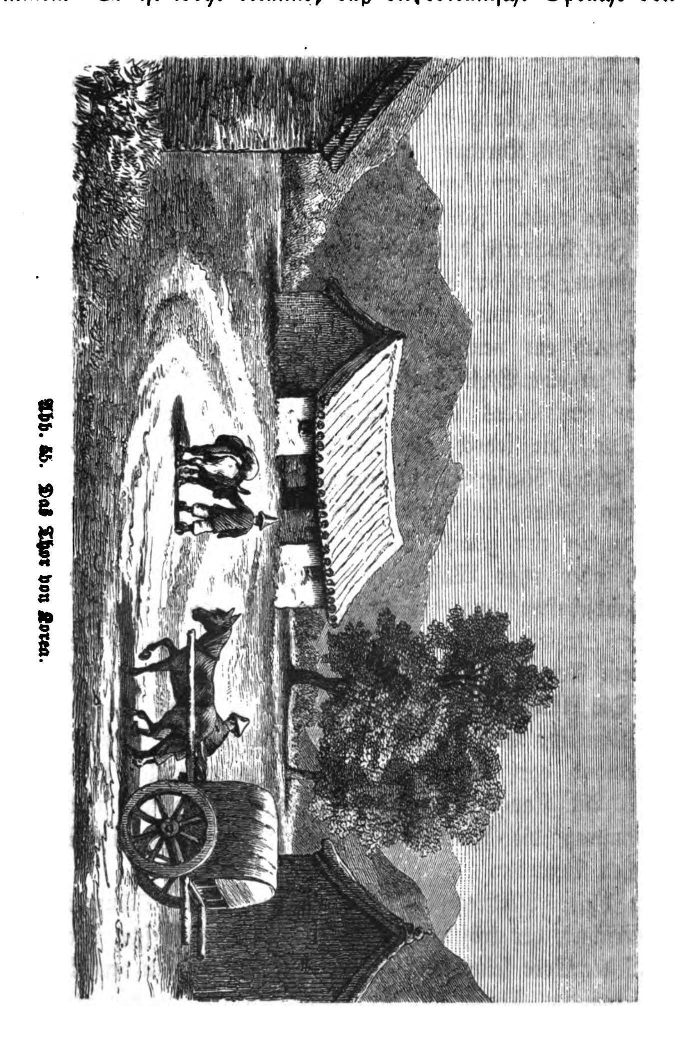


Abb. 46. Das Thor von Korea.

chinesischen ganz verschieden ist, ebenso wie die japanische Sprache. Chinesische Bildung und Gelehrsamkeit sind daher den Koreanern vollkommen zugänglich, und sie können sich das Beste daraus entnehmen. Doch wie weit auch dieser Einfluß gehen mag, so beein-

trächtigt er doch in keiner Weise die nationale Sonderung von Chinesen und Koreanern.

Ich hatte das Glück, gerade zur Meßzeit (am 9. Juni) nach dem Kao-li-mön zu kommen. Es waren ungefähr 300 Koreaner da, und etwa die dreifache Anzahl Chinesen. Der Unterschied zwischen beiden ist erstaunlich; und wenn man, wie ich, lange Zeit unter Chinesen gereist ist, so kann man sich des allergünstigsten Eindrucks durch die Koreaner nicht erwehren. Dies gilt allerdings wesentlich von den gebildeten Klassen, von denen ich hier zunächst spreche, Kaufleuten und Beamten aus den nächsten Städten. Die Koreaner sind von besserem Körperbau und gefälligerer Gesichtsbildung als die nördlichen Chinesen und stehen in beiden Beziehungen ungefähr auf gleicher Stufe mit der besseren Klasse der Kanton-Chinesen. Ihre Physiognomie erinnert weit mehr an die der Japaner als an die der Chinesen; aber auch von jenen sind sie vorteilhaft verschieden, sie sind größer und hübscher als die japanischen Männer. Die Nase ist nicht so abgestumpft, wie bei den Japanern und Chinesen, und bei vielen europäisch geformt, das Kinn mehr hervortretend, die Augenbrauen stehen mehr in gerader Linie. Sie lassen den Bart wachsen, und bei vielen wächst er gut, wenn ich auch eigentliche europäische Vollbärte nicht zu sehen bekam. Bei den meisten war er dünn, aber lang. Das Haupthaar ist lang und schwarz. Die Unverheirateten teilen es in der Mitte und flechten es hinten in einen Zopf, der aber an Länge und Üppigkeit hinter dem chinesischen weit zurücksteht. Sie heiraten gewöhnlich im Alter von 19 bis 20 Jahren. Dann scheren sie eine Tonsur in der Mitte des Kopfes und binden von allen Seiten das Haar in einen wohlgepflegten, auf dem Scheitel befindlichen Knoten auf. Ein feines schwarzes Gittergeflecht von einem starken Binsengewächs schützt den Knoten, welcher mit einem schwarzen Bande um Stirn und Hinterhaupt befestigt ist. Dies hält auch das heraufgestrichene Haar in Position und sieht man nicht ein Härchen herabhängen. Auf dem Gitter endlich sitzt ein breitkrämpiger Hut mit kleiner Mütze ganz aus demselben feinen netzartigen Geflecht bestehend und durch eine Perlenschnur unter dem Kinn befestigt. Er hat gar keinen erkennbaren Zweck, ist aber vorgeschriebene Tracht, und, wenn man sich einmal mit der Form versöhnt hat, durchaus elegant. Er ist leicht wie eine Feder.

Eine Eigenschaft, welche die Koreaner hoch über die Chinesen erhebt, ist ihre skrupulöse Reinlichkeit; so weit ich von denen urteilen darf, welche ich sah, werden sie in dieser Beziehung von keiner euro-

päischen Nation erreicht. Weiße, chinesische Schuhe, weiße Strümpfe, eine weiße, weite Hose, die über den Knöcheln zusammengebunden wird, eine kurze weiße Jacke, und ein bis an die Knöcheln reichendes, schlafrockartiges Obergewand von ganz leichtem, weichem Zeuge, das vorn überklappt und auf der rechten Seite zusammengebunden wird, dies ist die allgemeine Kleidung. Mit Ausnahme der Kinder und der Arbeiter, die auch oft ein grobes, gelbliches Zeug tragen, waren bei allen diese Kleider von untadelhafter Weiße und Reinheit. Die Stoffe sind gut gewebt und bestehen, nach ihrem Glanz zu urteilen, wahrscheinlich aus der Faser einer nesselartigen Pflanze. Die am besten Gekleideten tragen über dem weißen Obergewande noch einen eleganten Überwurf aus einem lose gewebten hechtblauen oder smaragdgrünen Seidenzeug.

Dieselbe Sorgfalt, wie auf ihre Kleidung, verwenden die Koreaner auf ihren Körper. Ihre Haut ist von einem helleren Gelb als die der Chinesen, und außerordentlich rein. Dieselbe Reinlichkeit fand ich in ihren Wohnungen, bis auf den Kochplatz und das spiegelblanke metallene Geschirr, in dem ihr Reis aufgetischt wurde.

Das erste Entgegenkommen der Koreaner war so taktvoll und gewinnend, daß ich sofort günstig für sie eingenommen wurde. Daß sie eine nicht unbedeutende Neugier an den Tag legten und manchmal zurechtgewiesen werden mußten, ist natürlich, da kaum einer von ihnen vorher einen Fremden gesehen hatte. Aber es zeigte sich bei ihnen durchweg ein Anstandsgefühl, das sie stets zu rechter Zeit von selbst mein Zimmer räumen ließ, wenn die Umstände es wünschenswert machten, während bei den Chinesen selbst das Hinausweisen mit Worten nie hinreichend war. Dabei wird man sich jenen gegenüber schnell eines anderen Verhältnisses bewußt, als gegenüber den Chinesen. Diese betrachten uns mit derselben Neugier, die den deutschen Kleinstädter in eine Menagerie oder eine Ausstellung von Zulukaffern führt. Sie wollen uns gesehen und befühlt, wo möglich auch ein Wort mit uns gesprochen haben; die Fütterung ist ihnen das Anziehendste. Nicht so die Koreaner. Sie verließen bei unseren Mahlzeiten von selbst das Zimmer, und kehrten wieder, sobald wir damit fertig waren. Dagegen zeigten sie im Gespräch ein Interesse an uns, und suchten in unsere Gedanken einzugehen und von uns zu lernen. Mehrere von ihnen hatten auf eigenen Wunsch die Zahlwörter der deutschen Sprache schnell gelernt; ein Chinese hat mich niemals danach gefragt. Trotz ihrer Abgeschlossenheit zeigten sie aber auch mehr Kenntnis vom Auslande, als die Chinesen außerhalb der den

Fremden geöffneten Hafenplätze besitzen. Sie kannten die europäischen Länder dem Namen nach, darunter auch Pulussu oder Preußen, und sie wußten, daß dieses an Rußland grenzt. Trotz ihrer Lernbegier erkennt man doch schnell heraus, daß bei diesen Leuten nicht bloß der kalte, nüchterne Verstand herrscht, wie bei den Chinesen, deren ausschließlich auf das Reale und Materielle gerichteter Sinn unser Verhältnis zu ihnen immer so indifferent erhält. Es ist bei den Koreanern in Rede und Gebärde sofort ein Gemütsleben zu erkennen, ein anziehendes sympathisches Element, das unsere Teilnahme erregt. Sie haben dies in noch höherem Grade als die Japaner, die sich darin schon vorteilhaft von den Chinesen unterscheiden. In der Unterhaltung zeigten sie sich intelligent und geweckt, dabei von mehr männlichem und offenem Charakter als die Chinesen. Dennoch läßt sich eine gewisse Vorsicht und Scheu nicht verkennen, die aber wahrscheinlich das Resultat künstlich geschraubter socialer Verhältnisse ist, da sie mit ihrem Charakter im Widerspruch steht. Ein gutes Beispiel ihrer Vorsicht giebt folgende Begebenheit. Ich hatte einige besonders intelligente Koreaner zu einem Spaziergang verleitet, und lagerte mit ihnen unter einem Baum, in der Hoffnung, nun, da ich sie von der großen Menge entfernt hatte, recht viel von ihnen über ihre Landesverhältnisse erfragen zu können. Die Unterhaltung war lebhaft und heiter. Sie erfuhren einiges vom Ausland, lernten auch die deutschen Zahlen ziemlich schnell, wiewohl erst nach mehrfacher Wiederholung, und die Aussprache blieb unvollkommen. Ich fragte nun auch nach den koreanischen Zahlwörtern und schrieb sie der Reihe nach von 1 bis 1000 in mein Notizbuch, mit den richtigen Accenten. Halb spöttisch forderten sie mich dann auf, nun auf koreanisch zu zählen. Natürlich las ich die ganze Reihe der Zahlwörter mit der größten Leichtigkeit und mit richtiger Aussprache ab. Dies verblüffte die Leute vollkommen. Wahrscheinlich meinten sie, daß ich bei solchen Fortschritten in einem Tage die ganze koreanische Sprache lernen würde. Es war nichts mehr aus ihnen herauszubringen, und einer nach dem andern zogen sie still in das Dorf zurück. Von dem Moment an habe ich nur wenig von ihnen gelernt.

Der Unterschied zwischen Koreanern und Chinesen zeigt sich sofort, wenn man sie sieht. Der Koreaner hat eine militärische, der Chinese eine schlaffe Haltung; ersterer hat etwas Entschiedenes und die bessere Sorte von Selbstbewußtsein. Der Chinese hat das letztere auch, aber es ist mehr passiv: lediglich die Eitelkeit, dem „Reich der Mitte“ anzugehören. Nationalsinn aber hat er nicht.

12.

Ein Ausflug nach Söul, der Hauptstadt von Korea.

— P. Mayet —

In Chemulpo betraten wir den Boden Koreas. Unser Konsul besorgte zur Reise nach der Hauptstadt sowohl Pferde als Tragstühle mit je acht Trägern. Unverzüglich machten wir uns dann auf den Marsch.

Der Weg landeinwärts führte zuweilen durch kleine Dörfer. Zwischen den strohgedeckten Lehmhütten, die von hohen Strohzäunen umgeben waren, trieben sich einzelne Schweine und Hühner umher, vereinzelt sah man mit einem Ochsen pflügen. Die Gegend war trostlos öde: Sanddünen, aus denen Granitfelsen hervorragen, und zwischen den Hügeln eingebettet lehmige Reis- und Maisfelder, auch Äcker mit Pferdebohnen, aber alles von der Dürre dieses Sommers zu Heu verbrannt, so daß die Leute es oft nicht für die Erntearbeit wert gehalten hatten, und wo Reisbündel geschnitten waren, da waren sie vom dürftigsten Wachstum und mit wenig Körnern.

Da es zu regnen begonnen hatte, der Weg schlüpfrig wurde und die Gurtschnalle meines koreanischen Sattels gebrochen war, so mußte ich die andern vorauslassen und das Pferd mit dem Tragstuhl vertauschen. Leider waren zwei meiner Träger ganz junge Leute. Die Wege wurden nässer und nässer, der Lehm buk sich in Klumpen an den Füßen an, die Leute hatten Mühe, nicht auszugleiten, und ich blieb immer weiter und weiter zurück. Der Regen goß in Strömen herab, der Weg wurde zu einem schmalen Damm zwischen zwei wassererfüllten Gräben, zuweilen ging er über schmale höckerige Brücken, auf denen der tief herabreichende Rohrstuhl anstieß. Ich suchte mich in die Stimmung eines Koffers zu versetzen, dem es ganz gleichgültig sein soll, wenn er ins Wasser geworfen wird. In der Dunkelheit fiel alle paar Schritt einmal ein Träger, bald einer derer vorn, bald hinten. Gegen 7½ Uhr, zwei Stunden nach Sonnenuntergang, war es stockfinster. Die Leute hatten keine Laternen mitgenommen. Endlich eine Hütte. Sie war verschlossen, auf Klopfen und Rufen erst lange keine Antwort, endlich wurde die Thür furchtsam halb geöffnet; ich trat sofort so hinein, daß sie nicht wieder geschlossen werden konnte, und musterte den von einem spärlichen Talgdocht erleuchteten Raum durch, um eine Laterne zu entdecken. In jede Hütte ist eine Art Backofen von Lehm hineingebaut, doch werden

nicht Brote, sondern Menschen darin gebacken. Das Herdfeuer außerhalb des Backraumes hat seine Feuer- und Rauchabzüge unter dem Fußboden des letzteren. Derselbe ist mit ein oder zwei fensterartigen kleinen Thüren versehen. Ich öffnete eine derselben, um auch dort nach Laternen zu suchen. Drei Koreaner, vor ihrem Abend-Reis hockend, schmorten dort und sahen sehr erstaunt den fremden rotbärtigen Kopf zwischen sich erscheinen. Es gab hier keine Laternen, ebensowenig in der nächsten durchsuchten Hütte. Ich ließ Strohbündel als Fackeln anzünden; sie verlöschten zischend im Regen und hinterließen den Weg nur um so dunkler. In die nächste Hütte ließ ich dann den Sessel hineintragen, lehnte aber die freundliche Einladung, im Backofen Schlaf zu suchen, ab. In der Hütte war es erträglich reinlich, nur denen, die in dem kleinen Backofen zu 22 aneinander gepackt lagen, wurde es natürlich übel und wehe.

Mit erstem Tageslicht ging es am nächsten Morgen weiter. Ein Fluß wurde von den Trägern durchwatet, ich passierte ihn glücklich. Jenseit des durchwateten Flusses kam erst ein Stück Weges zwischen Feldern, dann eine weite Sandebene, die sich längs des Ufers des großen Stromes, in dessen Nähe Söul liegt, hinzieht. Den Fluß übersetzte ich auf einem Fährboot bei dem Orte Mapu, das jenseitige steile Ufer wimmelte von Hunderten weißgekleideter Koreaner, die mich offenbar schon erwarteten. Häßliche kleine schwarze Schweinchen trieben sich in Masse zwischen ihnen umher.

Gegen den Schmutz der Straßen staken die Leute in hohen Holzpantinen mit spitz aufwärts geschnäbelter Schuhspitze; zum Schutz der durchsichtigen aus Roßhaar, gespaltenem Bambus, Seide oder auch Baumwolle gefertigten Hüte trugen sie ein großes lampenschirmähnliches spitzes Futteral aus gelbem Ölpapier darüber. Gelegentlich trug einer auch ein aus einigen dünnen Bambushölzern bestehendes Hutgerüst auf dem Kopf, um gelegentlich gegen Sonne oder Regen den Lampenschirm darüber stülpen zu können. Der Chinese, wie er auf den Theekisten oder in den Ladenfenstern unserer großstädtischen Theehandlungen traditionell abgebildet ist, und wie er in China gar nicht existiert, hier in Korea steht er leibhaftig vor uns, wenigstens bei Regenwetter. Das ist so gekommen. Nachdem China in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts von den Mantschus erobert worden, erlitt die Tracht dort mancherlei Veränderungen, die Koreaner aber, deren Land nicht unmittelbar unter die Herrschaft der Mantschus kam, behielten die alte Kleidung bei. Die Kleidung besteht unten aus weißen baumwollnen Pumphosen, oben aus einer

ganz kurzen, blauseidenen wattierten Jacke mit langen, eng anschließenden Ärmeln. Die Frauen tragen außerdem noch einen weißen Rock. Wie den Ägypterinnen kommt es ihnen vor allen Dingen auf die Verhüllung des Gesichtes an; daher schreiten sie, oben durch den über den Kopf gezogenen grünseidenen Mantel wie Türkinnen anzuschauen, vermummt daher, springen eilig bei Seite, oder springen in das erste beste fremde Haus, wenn man ihnen begegnet, sind aber natürlich doch zu neugierig, um nicht aus ihrer Vermummung möglichst nach den Fremdlingen zu lugen.

Von Mapu aus stiegen wir ein breites Thal auf, welches einen überraschenden Wechsel der Kultur zeigte, statt der verdorrten Reis-üppige Gemüsefelder, viele Kakibäume mit ihren goldnen, süßen Früchten in den Dörfern. Die Berge zu beiden Seiten waren bis zur Spitze auf Stunden Ausdehnung mit wohlgepflegten kleinen Grabhügeln bedeckt.

Durch das Westthor zog ich in Söul endlich ein. Der Weg zu der deutschen Mission führt durch ein endloses Gewinde krumm verlaufender, enger, ungepflasterter Gassen, die an beiden Seiten unmittelbar an den Häusern von schmutzigen, ungespülten Rinnsteinen begleitet werden. Ein unerfahrener Beobachter würde diese Straßen schmutzig nennen, die Kenner Pekings aber versichern, daß Koreas Hauptstadt sich vorteilhaft in Reinlichkeit vor Chinas Hauptstadt auszeichnet. Der aus den kleineren, ärmeren, im Raum beengten Häusern einfach auf die Straße herausgeschaffte Dung- und Küchenabfall bleibt dort in Haufen während des Herbstes und Winters liegen, nur im Frühling und Sommer wird der Dung sofort auf die Felder gebracht. Der Gestank war arg; Typhus und andere Fieber sind bei dieser Unreinlichkeit natürlich häufig und treten mit ungemeiner Heftigkeit auf. Die Häuserchen rechts und links der Straße sind von Stein und Lehm gebaut. Der untere Teil der Hausmauern, etwa bis zur Mannshöhe, besteht aus kleinen Bruchsteinen, jeder Stein ist von Strohseilen umbunden und so mit den andern zu einem zusammenhängenden Ganzen verknüpft; alle Fugen sind mit Lehm ausgeschmiert. Der obere Teil der Mauer besteht aus Bambusgeflecht mit Lehm, oder auch aus Ziegeln. Ganz kleine viereckige Papierfenster werfen Licht nach innen. Die Gemächer sind Miniatur, so groß im Geviert, daß ein Mann lang oder quer drin liegen kann. Sie werden von außen von der Straße her mit Fichtennadelgestrüpp geheizt, welches auf der Straße einen ätzend scharfen, stinkigen Qualm verbreitet. Abends bei Sonnenuntergang, wenn

jedes Haus die Öfen anheizte, war es schier unerträglich auf den Straßen und ein dicker schwarzer Rauchnebel lagerte dann dicht über ihnen. Über jedem Feuerloch ist natürlich die Mauer rußig schwarz, und da etwa alle 3 m Entfernung sich ein Feuerloch befindet, so sieht die ganze Stadt dadurch noch schmutziger und unansehnlicher aus. Die Hütten sind teils mit Stroh, teils mit Ziegelraupendächern gedeckt.

Unser Quartier bestand aus einer Reihe von ummauerten Höfen, durch Thore miteinander verbunden. In jedem Hofe stehen eine Anzahl Häuser, nur die zwei innersten Höfe enthalten bloß je ein Haus. Die Gebäude auf den äußern Höfen sind ziemlich dürftig und verfallen, je weiter man aber nach innen kommt, desto stattlicher werden die Häuser.

Das von dem Konsul bewohnte Haus war von einem freundlichen, aber kunstlosen Garten umgeben. Ein lang gestreckter Hügel darin, von dem die deutsche Flagge wehte, bot eine herrliche Rundschau auf die Stadt und die nahen Gebirge. Söul liegt in einem weiten Thalkessel, rings von steilen, stark verwitterten Granitbergen umgeben, die auf der Nordseite kahl, auf der Südseite ziemlich gut mit Fichten bewaldet sind. Im Osten ist die abgrenzende Hügelkette niedriger, im Westen öffnet sich der Kessel nach dem Hang-Jang-Flusse zu und mit dem Thal steigen die Vorstädte ein Stück Weges mit hinab. Der Platz der Hauptstadt ist von der jetzigen Dynastie offenbar seiner leichten Verteidigungsfähigkeit halber gewählt, der ganze Kessel ist eine große zu einer Festung umgewandelte Heerlagerstätte; daher die winkligen, engen, kleinen Gassen, welche hier und da von gewaltig breiten, platzähnlichen Straßen unterbrochen sind, die zum Sammeln, Aufstellen und Ordnen der Heereskörper dienen.

Das Ganze ist von einer gewaltigen Mauer umgeben, die auf dem Rücken der hier sichtbaren großen, bis 600 m hohen Berge hinläuft, ihren Abhängen und Windungen folgt, steil auf und ab durch die Wälder kletternd. Sie hat 7—8 m Höhe; die Steilheit der Berge macht es meist schon schwierig, auch nur bis zu ihrem Fuß zu kommen. Sie ist von mächtiger Dicke aus Granit-Quadern aufgebaut, meist so mit dem innern Terrain der Stadt verbunden, daß dieses unmittelbar an ihre mit Schießlöchern versehene ca. 1—1½ m hohe Brustwehr heranführt und den Massen der Verteidiger freien Zugang gestattet.

Allabendlich genossen wir vom Hügel im Garten der deutschen Mission den Sonnenuntergang, während mit lauten, wohlklingenden

Fanfaren die Thore des Schlosses und die Wohnungen der Adligen geschlossen wurden. Das war angenehmer, als in den unerquicklichen, schmutzigen, qualmigen Straßen spazieren zu gehen.

13.
Die japanische Inlandsee.

— Joseph von Doblhoff —

Wir traten hinaus in die Straße von Korea und durchkreuzten eine große Bai; fern im Westen erhob sich in offener See der weiße Schaum des heranrollenden Meeres, welches sich an verborgenen Klippen brach. Das Schiff rollte gewaltig; fast alle Passagiere wurden seekrank. Mich hielt allein die Verheißung des Kapitäns aufrecht, daß wir gegen 4 Uhr nachmittags den Eingang in die japanische Inlandsee und damit ruhigeres Wasser haben würden.

Näher und näher kamen wir allgemach dem Eingang in die Inlandsee und prüften aufmerksam die dunkelbraunen Klippen vor uns, an denen die Brandung hoch hinaufspritzte: aber es war noch unmöglich, in der Felsenmauer, auf welche wir zusteuerten, irgend eine Öffnung zu finden.

Allmählich indes wurde die Luft wärmer, denn wir näherten uns rasch dem Lande, es war ½4 Uhr nachmittags, und in einer halben Stunde sollte das Rätsel der Einfahrt gelöst sein. Die Wellenberge wurden kürzer, das Schiff schwankte weniger, und emsiger klapperten die Räder des Schiffes dem Lande zu. Man schaute und bewunderte mit dem Gefühl des Rekonvaleszenten, welcher den Lebensfreuden wiedergegeben ist.

Der Kapitän zeigte uns eine Insel, welche merkwürdig deutlich einem liegenden Löwen ähnlich sah.

Nun folgte für uns ein romantisches, auf einer Insel gelegenes Leuchthaus, einer der damals in Japan bestehenden 20 Türme, welcher die japanische Flagge (die weiße Sonne im roten Felde) zum Gruße aufgehißt hatte. Auf derselben Stelle stand ein reizendes kleines Dörfchen, von Nadelbäumen umgeben. Der Blick zur offnen See zurück war wunderbar ergreifend.

Vorne lagen noch die dunkeln, zerrissenen Felsenmassen, in der See reflektierte sich das grelle Gelb der Abendbeleuchtung auf den

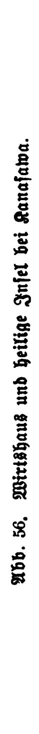


Abb. 56. Wirtshaus und heilige Insel bei Kanasawa.

schwarzen Wogen und die eigentümlichen Töne, welche das verschwindende Gestirn auf den Hintergrund des Bildes legte, schienen mir interessanter zu sein, als das bunte, schreiende Glitzern und Glänzen eines tropischen Sonnenunterganges. Wendeten wir uns der Meerenge von Kiu-Siu, unserm Ziele, zu, so kontrastierte dieses Bild voll lieblich bewaldeter Inseln eigentümlich mit der kurz zuvor in großem Bogen verlassenen grollenden See, welche an den geheimnisvoll beleuchteten Klippen emporleckte. Ein Vorhang hob sich nun von dem andern ab, und wie in einer Serie von Theaterdekorationen traten wir nun in diese Scenerie ein, welche uns eine Reihe niedlicher Eindrücke vor die Augen führte. Bald lachte uns eine kleine Bai entgegen, links oben klebte ein Dörfchen mit Holz- und Strohdächern, und alles sah wie Kinderspielzeug aus. Fürwahr! in ihrer Art eine vollendete Miniaturlandschaft.

Das Rollen war zu Ende; die Damen stiegen aus den Kojen und nahmen auf Sesselreihen an der Spitze des Dampfers Platz.

Noch war der Kapitän wegen der gefährlichen Klippenpassage zu sehr beschäftigt. Während die Damen mit bewaffnetem Auge wie im Theater dieses Wechselspiel betrachteten, standen wir unter dem hoch aufwehenden Banner und erfreuten uns, bei einer Wendung nach links, der Schar niedlicher kleiner Waldinseln, welche nun an uns herantraten. Die Enge war vollkommen überbaut von Föhrenwäldchen, und der Kanal, in den wir getreten waren, glich einer Flußdurchfahrt. Dieser rasche Wechsel vom großartigen Seestücke zum lieblichen Flußbilde war unbeschreiblich schön, das Auge ruhte nicht, durfte und konnte es nicht, denn die Spanne Zeit war trotz des Halbdampfes zu kurz bemessen. Wie ein buntes Spielzeug wandelten diese Flußpartieen, Wäldchen und grünumkränzten Dörfchen an uns vorüber; über ihnen lagen sinnig die Totengräben; die Gliederung des Ufers ist dauernd malerisch, denn eine Bucht reicht der andern die Hand; ich möchte den Totaleindruck des Landes ein Jubellied der ihrer Schönheit sich erfreuenden Vereinigung von Wasser und Landschaft nennen. Murmelnd plätscherte das stille Meerwasser an den Klippen und ringelte sich in Reihen auf das sanft verlaufende Sandufer empor. Das letzte Lebewohl nach der Seeseite hin zeigte uns noch dunkle Haufenwolken, den lichtgelben Horizont und das schwer bewegte Meer, dasselbe, welches uns jetzt so harmlos umspielte, nur von des Dampfers mächtigem Kiele durchschnitten und durch seine Räder in Aufregung gebracht.

Wir drehten an einem weiß und schwarz bemalten, dann an

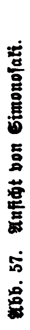


Abb. 57. Ansicht von Simonosaki.

einem weißen Signalpfosten nach links zu und traten in die eigentliche „Inlandsee", durch die sie von der Straße von Korea trennende Enge von „Shimonosaki". Nicht weit von unserm Kurs sah ich einen kleinen Hafen, in welchem unter Dschunken ein niedliches japanisches Kanonenboot vor Anker lag. Nachdem unser Dampfer einige Schlangenlinien beschrieben hatte, entfernten sich die Ufer allmählich und es folgte nun eine etwas großartigere Reihenfolge von Bildern in einer breiten Bai nach Art eines Seebeckens; dort lag denn endlich auch die Stadt Simonosaki. Eine lange Reihe von Häusern zog sich dahin und das Kabeltelegraphen-Amt ragte als einzig europäisch aussehendes Haus hervor. Vom Thal herauf wehte Nordbrise, Fähnchen flatterten, am Ufer stiegen Papierdrachen empor, die Leute liefen an den Wasserrand, um unsern Dampfer zu sehen. Der bewaldete Bergrücken über den Ortschaften bildete einen schönen dunkeln Hintergrund zu den hellbeleuchteten Tempelstiegen, Häuschen und Portalen, welche bis an das Wasser herabreichten, oder durch hohe breite Treppen mit ihm verbunden waren, alles atmete hier Wohlleben und Genuß, wenigstens von unserm Standpunkte aus.

Noch mehr erweiterten sich die Ufer, der Kapitän verließ wiederum seinen Posten, denn die Schiffahrt war von dieser Stelle ab sicherer, und, nachdem wir noch vor Nachtanbruch einen zweiten Leuchtturm, das Gegenstück des ersten, gesehen hatten, stiegen wir, von Eindrücken übersättigt, in den Salon herab. Ferne Bergkonturen im zweifelhaften Mondlichte begrenzten den Horizont, und ruhig glitt das hochbordige Schiff seinem nächsten Ziele zu.

Wir gingen nur mit Halbdampf, da die zweite „enge Passage" von „Suwonada" wegen der gefährlichen Durchfahrt vor 5 Uhr morgens nicht erreicht werden sollte.

Ich wurde daher am andern Morgen schon zeitig geweckt und kam gerade noch rechtzeitig auf Deck, um den Eintritt in die neue zweite Inselpassage mitzumachen. Der Vollmond schien freundlich auf die Seitenthäler, Baien und Bergzüge herab, indem er sich in unserm Fahrwasser wiederspiegelte, klar trennten sich die Hügelreihen unter seinem fahlen Licht von einander ab. Diese Passage ist 27 Seemeilen lang und bildet, wie die erste, eine Art von langem Kanal. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber schon rötete ihr nahendes Licht die Gipfel; ein Frühlingshauch durchzog die Landschaft, nur die dürren Bäume neben den immergrünen zeigten, trotz der milden Luft, daß der Winter noch nicht zu Ende war. Höhere Bergzüge erschienen nur in der Ferne, hellgrüne reizende Thälchen mit Hütten

bedeckt, in schützende Thalmulden gedrückt, und Tempelmauern unter hohen, dicht belaubten, immergrünen Bäumen traten hinter Ufervorsprüngen hervor. Daneben standen vor den regelmäßig bebauten Reisfeldern absonderliche kahle Klippengebilde in einer schwachen und kaum merklichen Brandung; eine breite Bai folgte; sie bot sofort wieder einen Blick auf ausgedehnte Tempelgebäude und eine Stadt.

Indessen war es wieder kühler geworden, doch der Tag versprach große Klarheit der Luft. Der Sonnenball glühte rot durch die Nebel des Morgens und warf sofort die Landschaft in das bunteste Farbenkleid des Südens. Kleine Wellen spielten um den Kiel des Fahrzeuges; man konnte sich auf den Genfersee zurückversetzt denken, denn diese Morgenbeleuchtung, diese blaugrüne Wasserfarbe erinnerten mich an einen schönen Aprilmorgen bei Schloß Chillon.

Bis gegen 8 Uhr verstellten uns zahllose Inseln noch immer die Aussicht auf die sich weit zurückziehenden Berglinien der Insel Siko, nachdem die der Nordküste von Kiusiu verschwunden waren; gegen Süden bemerkte ich später Schnee auf diesen Bergkanten, welche sich in vielen bläulichen Zügen bis zu einer Höhe von fast 1500 m erheben, ihr Fuß badete sich im Morgendufte, während die weißen Schneeadern sich zart vom Lichtblau des reinen Äthers abtrennten. Stundenlang verließ uns dieser feingegliederte, breite Gebirgsrücken mit seinen ziemlich eintönigen Konturen nicht mehr; eine weitere und dritte Inselpassage übertraf an niedlicher Koketterie die beiden vorhergehenden.

Das Herz war übervoll von dem Sonnenglanze und den weichen Farbeneffekten dieser lichtdurchwärmten Landschaft.

Der Blick führte mich in der Erinnerung an den hügeligen Vordergrund des Zürichseees, etwa zu den grünen Geländen bei Richterswyl oder Horgen. Abermals erschien ein weißer Leuchtturm auf schwarzem Felsen als vertrauenerweckender Freund, und wohl zum fünftenmal, seit wir uns in der „Inlandsee" befanden, versperrten uns Inseln den Weg. Es folgte eine Reihe von Gebirgsseeen ähnlichen Wasserbecken, in Farbe und Zeichnung, freilich im verkleinerten Maßstabe, an die oberitalienischen Seeen erinnernd. Weiße Segel, größere und kleinere, über reinlichen Holzbooten ausgespannt, tauchten auf und verschwanden wieder; die Buchten, Vorgebirge und Inseln dieser lieblichen Landschaft wechselten ohne Ende mit einander ab. Kalter Nordwind erhob sich, gestattete das Stehen in der Sonne und blies empfindlich durch die Kleider; Wechsel der Scenerie, Wechsel der Beleuchtung, Wolkentürme und eine Serie von Eindrücken aller

Art waren bis Mittag in ununterbrochener Folge an uns vorübergezogen.

Endlich traten wir in die letzte Enge und, als wir sie passiert hatten, in die Osakabai, in welcher man rechts die Ausfahrt nach Süden und in den Stillen Ocean, zur Linken gegen Norden eigentümlich geformte Berge erblickte. Viele Segel traten uns entgegen, ein Leuchthaus nebst einem Fort tauchte auf: da lag Hiogo mit seinen netten weißen Holzhäusern und Galerieen und daneben die japanische Stadt Kobi mit ihrem Mastenwalde und Häuserknäuel Hafenleben und Föhrenhainen. Und nieder rasselte unser Anker.

14.

Tokjo, die Hauptstadt Japans.

— Alexander von Hübner —

Auf der Reede von Jokohama ankert unser Schiff; die Eisenbahn führt uns am Ufer der schönen Bai von Tokjo entlang: der Zug hält, und wir sind in der Hauptstadt Japans.

Man stelle sich eine wellenförmige Ebene vor. Im Süden begrenzt sie der seichte Wasserspiegel des Golfes; im Osten und Norden ein schöner breiter Strom. Niedere Anhöhen durchziehen sie in ihrem südlichen Teile parallel mit dem Meere. Ungefähr im Mittelpunkt der Ebene, aber näher am Golf, erhebt sich ein isolierter Hügel, der ungefähr 20—30 km im Umfang hat. Im Nordosten läuft eine andere Hügelkette, vom Strom ausgehend, gegen Westen.

So ist der Boden beschaffen, auf welchem sich Tokjo erhebt. Der Strom heißt Sumidagawa. Der isolierte Hügel im Centrum trägt das Schloß des Mikado. Der bewaldete Hügel im Nordost ist Ueno, der Tempelgrund und die Begräbnisstätte mehrerer Herrscher von Tokjo. Der andere Hügel im Süden ist die Schiba.

Zwischen den Anhöhen und rings um den niedern Kegel, der das kaiserliche Schloß trägt, dehnt sich die Stadt aus. Ihre Grenzen sind im Norden der Sumidagawa, welcher nach einer scharfen Biegung südwärts in das Meer fließt, im Osten ein hügeliges Terrain, im Süden der Golf, gegen West kleine seichte, mit Nadelholz, Bambus und Reisfeldern bedeckte Hügel und Thäler. Land und Stadt fließen da, sozusagen, ineinander. Östlich vom Strome ist die

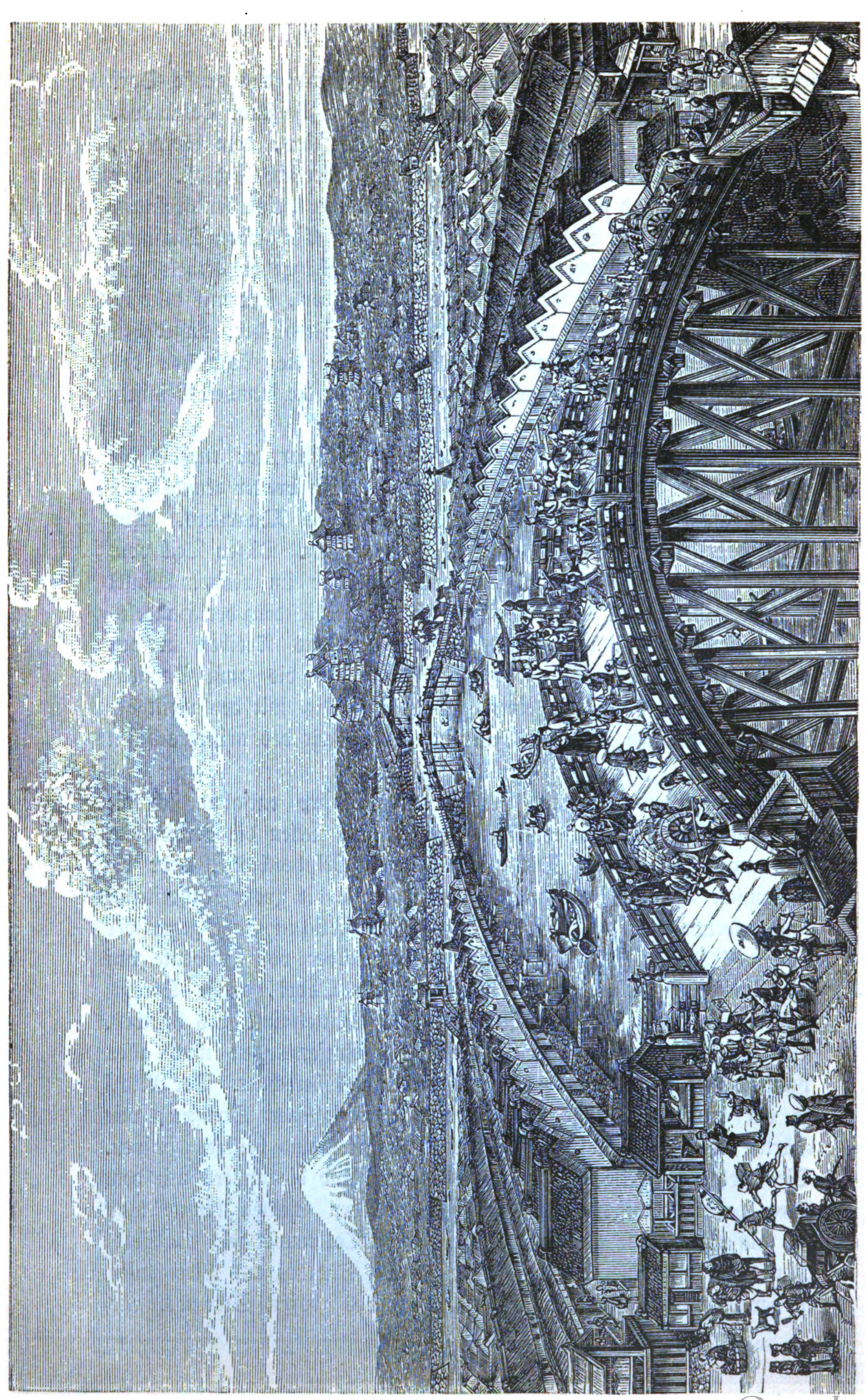


Abb. 58. Tokio.

große Vorstadt Hondjo, südwestlich von der Stadt das große Dorf Schinagawa, eigentlich nur eine Fortsetzung der Vorstadt Takanawa.

Tokjo besteht aus vier Quartieren, dem Jiro, dem Sotojiro, dem Midzi und dem Hondjo der Jiro, das kaiserliche Schloß. Nur die Ringmauern sind sichtbar, Bäume entziehen dem Blicke der Profanen den Ort, welchen der Sohn der Götter bewohnt. Ein grüner Sammetteppich von immer frischem Rasen bedeckt die Abhänge des Kegels, ein mit Wasser gefüllter breiter und tiefer Burggraben, jetzt mit blühenden Lotusblumen gefüllt, umfängt ihn. Kein Sterblicher, außer den durch ihr Amt hierzu Berufenen, überschreitet die Schwellen des Palastes. Nur bei den seltenen Audienzen haben die fremden Minister Zutritt.

Rings um den Jiro erstreckt sich der Sotojiro; er enthält die Jashke-Paläste der großen Hofwürdenträger. Ein breiter Kanal, ein unregelmäßiger Kreis, bildet die Grenze dieses Quartiers. Nur ostwärts erstreckt es sich bis an den Sumidagawa. Diesen Teil vom Sotojiro durchziehen mehrere lange und, letztere im rechten Winkel kreuzend, eine Anzahl kleiner Gassen. Es ist die Residenz der Handelswelt. Die schönen und reichen Kaufläden, das Treiben in den Straßen, wo sich die Menge von früh morgens bis zum Sonnenuntergang drängt, bilden einen grellen Gegensatz mit den meist geschlossenen Palästen, mit der Stille und Einsamkeit des aristokratischen Quartiers.

Nördlich, westlich und südlich am Sotojiro entfaltet sich die eigentliche Stadt. Mehrere hochbogige Brücken stellen die Verbindung mit dem Sotojiro her. Die berühmteste ist Niphonbashi, oder die „japanische Brücke“, so genannt, weil über sie die große Kaiserstraße läuft, welche die Insel Niphon von ihrem südlichen Ende gegenüber der Insel Kiushiu bis zur Nordspitze, gegenüber von Hakodate auf Yezo durchzieht. Innerhalb Tokjo heißt sie Odori, große Straße. Niphonbashi gilt für den geographischen Mittelpunkt des Reiches. Auf den amtlichen Tabellen werden die Entfernungen nach allen Punkten des Reiches von der Niphonbrücke aus berechnet. Der Midzi ist ein buntes Gemenge volkreicher und verlassener Straßen, von Gärten, Reisfeldern, Tempeln, von Lustgärten und heiligen Hainen. Die belebtesten Teile des Midzi sind Odori und die andern mit dem Meer parallel laufenden Straßen. An andern Stellen könnte man sich auf dem Lande glauben. Nördlich von Takanawa geht die Stadt allmählich in Haine und Reisfelder über. Südlich, am Meeresufer, in geringer Entfernung an der Mündung des großen Stromes, ent-

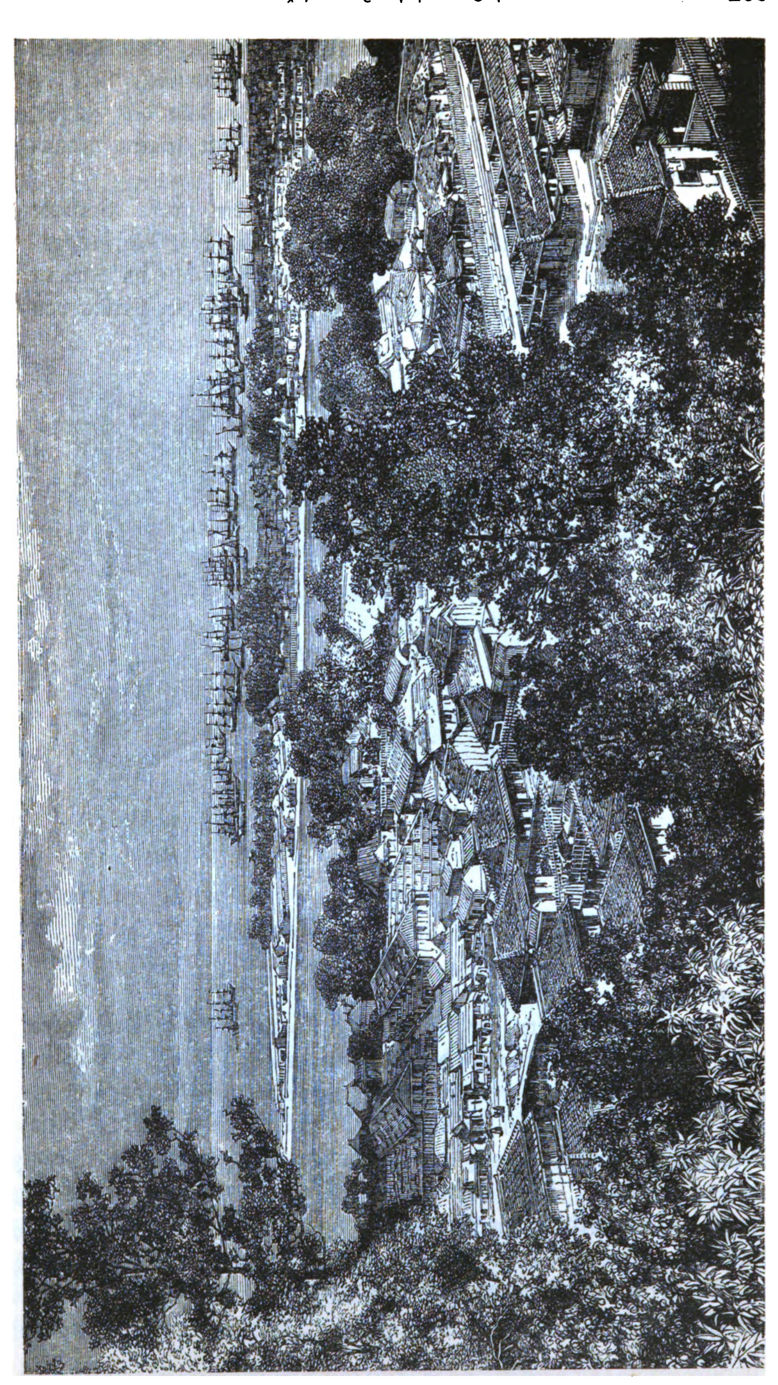


Abb. 59. Hafen von Jokohama.

stand in den letzten Jahren Tsukiji, das Fremdenviertel. Von Kanälen umgeben und durchschnitten, ohne Gärten und baumlos, sieht es langweilig und traurig aus. In der Nähe, am Gestade des Golfes, erhebt sich das kaiserliche Lustschloß Hamagoten mit seinem prachtvollen Parke.

Am linken Ufer des Sumidagawa liegt die große Vorstadt Hondjo, mit ihren vielen Theehäusern. Mehrere große Regierungsmagazine und die Paläste einiger Daimio befinden sich im Innern der Vorstadt. Im nördlichen Teile hausen die Eba, die Parias von Japan.



Abb. 60. Eine japanische Straße.

So sieht Tokjo im allgemeinen aus. Vier Elemente wiederholen sich in das Unendliche. Sie sind: der Tempel, das Jashke, so heißen die Paläste der Daimio, das Bürgerhaus und der feuerfeste Warenturm.

Im Tempel waltet der buddhistische Charakter vor. Die Jashke haben mit dem Palast nur den Namen gemein. Es sind Häusergruppen, umgeben von einstöckigen, weiß getünchten Nebengebäuden, deren Fenster mit einem schwarzen Holzgitter versehen sind. Diese Nebengebäude bilden zugleich die Ringmauer und werden von den adeligen Daimios, ihren Reisigen und Dienern bewohnt. Es sind immer niedere, weitläuftige Parallelogramme mit einem kasernenartigen Aussehen. Das Dach ist mit schwarzen, weiß geränderten Ziegeln bedeckt. Weiß und Schwarz sind die beiden in Sotojiro vorherrschenden Farben.

Hier wie überall in Japan ist das Bürgerhaus ein auf Pfeilern ruhendes, schwerfälliges Dach. Gegen die Straße, sowie gegen den Hof steht die Behausung bei Tage gänzlich offen; während der Nacht wird sie durch verschiebbare Bretterwände nach außen geschlossen. Die Zwischenwände im Innern sind gleichfalls bewegliche mit weißem

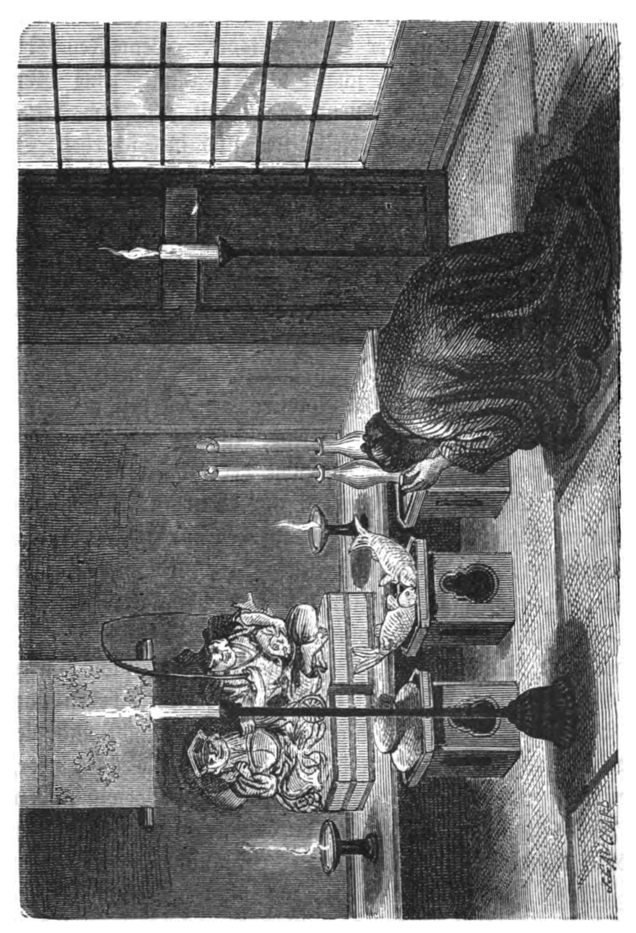


Abb. 61. Japanischer Hausaltar.

Papier bespannte Holzrahmen. Von der Straße aus dringt also der Blick ungehindert in die Häuslichkeit der Inwohner. In einer Ecke brennt das Feuer, in einer andern eine Lampe zu Ehren des Hausgötzen, seinen Altar schmücken weiße Papierschnitzel und Blumen. Auf einem viereckigen lakierten Theebrett stehen die winzigen Tassen von feinem Porzellan, am Herde der Theekessel mit stets siedendem Wasser.

keine Einrichtungsstücke, außer der schönen am Boden ausgebreiteten Matte. Alles äußerst reinlich. Ist das Haus zugleich Kaufladen, so besitzt es meist ein Obergeschoß, das als Warenlager dient. Endlich der unverbrennbare Turm, der aus Holz gebaut, meist sehr niedrig, mit einer dicken Schicht Cement bekleidet und schwarz übertüncht ist. Die sehr kleinen Fenster werden durch Läden von massivem Eisen geschlossen. Dies ist der Sicherheitsort. Wenn Feuersbrünste, Erdbeben oder Stürme wüten, schafft der Eigentümer seine wertvollen Gegenstände eilends in den Turm, verschließt ihn und rettet sich sodann, wie er kann. Seine Habseligkeiten sind in Sicherheit, Sturm, Feuer, Erdbeben können ihnen nichts anhaben.

Dies sind die vier Elemente, welche der Physiognomie von Tokjo ihren eigentümlichen Charakter verleihen. Man stelle sich vor, daß die Tempel in der ganzen Stadt verstreut sind, die Jashke sich hauptsächlich in der Nähe des kaiserlichen Schlosses zusammendrängen, in Hondjo hier und da, im Südwest der Stadt selten vorkommen, man stelle sich sodann ein Meer vor von untereinander vollkommen ähnlichen kleinen Häusern, und, in Sotojiro, neben den meisten Kaufläden, den niedrigen schwarzen Turm; in den langen und nicht breiten, aber wegen der geringen Höhe der Häuser breit scheinenden Straßen, eine Menge von Männern und Weibern aus den unteren und mittleren Klassen, genau wie sie auf den tausend Vasen, Fächern und Bilderbögen, die jedermann gesehen hat, vorkommen, und man bildet sich, ohne allzugroßen Aufwand von Phantasie, eine ziemlich richtige Vorstellung von der großen Hauptstadt des Ostens.

Aber eine Schattenseite des Gemäldes darf nicht unerwähnt bleiben: die Männer, die den Dünger in großen Körben nach den Gärten und Feldern tragen. Rasch den Kopf gewandt und die Nase zugehalten! Auch die Gassen verbreiten keine Wohlgerüche, aber, dies ausgenommen, giebt es in Asien keine, in Europa gewiß nur wenige Städte, die im Punkt der Reinlichkeit den Vergleich mit Tokjo aushalten.

Es ist nicht nur eine reinliche, es ist auch eine heitere, wohlhabende Stadt. Kein Tag vergeht, wo nicht in irgend einer Gasse dem Lokalgötzen gehuldigt würde. Vor den Häusern erheben sich Fahnen und hohe Bambusrohre, an deren Spitze Wimpel flattern. An Bindfäden sind Papierschnitzel gebunden. Künstliche Blumen und natürliche im Überfluß. Vor dem Tempel beflaggte Stangen, Bonzen in Menge. Musik und Trommel. Die ehrsamen Bürger an der Schwelle ihrer Buden die Prozession erwartend. Für jedermann eine treffliche Veranlassung, den Tag über nichts zu thun.

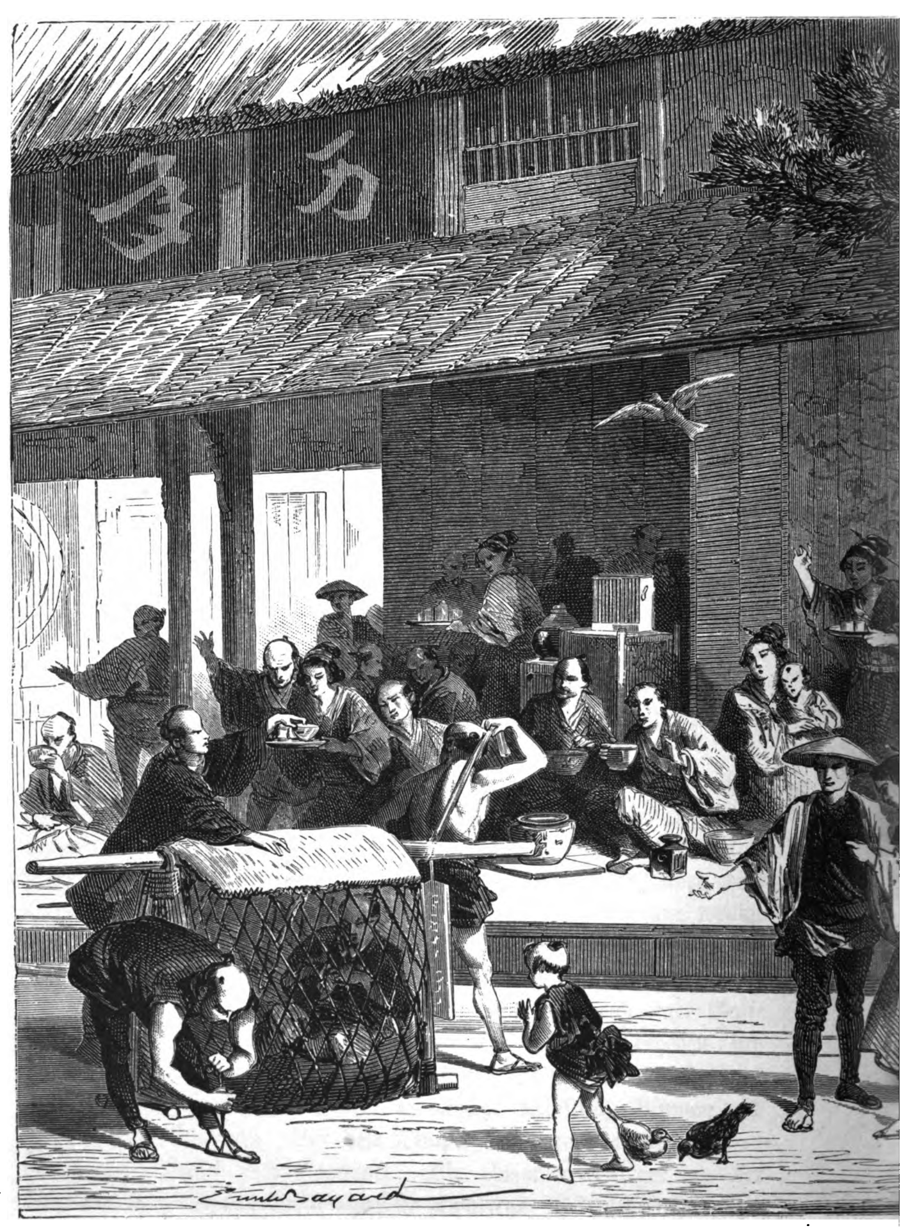


Abb. 62. Japanische



Theehaus in der Stadt.



Abb. 63. Straßenl



...leben in Japan.

Ich habe umsonst nach einem Höhepunkte geforscht, von welchem man die ganze ungeheure Stadt übersehen könnte.

Aber in Sotojiro, in unmittelbarer Nähe des Schlosses, erhebt sich ungefähr zu gleicher Höhe mit letzterem ein Hügel, den ein ärmliches Theehaus krönt. Von da übersieht man wenigstens einen großen Teil der Stadt. Blicken wir um uns; von Nord nach Süd, zu unserer Rechten ist die Aussicht durch eines der Schloßthore und eine Baumgruppe beschränkt, links durch die Anhöhen von Ueno, aber vor uns zu unsern Füßen entrollt sich ein Bild, das einzig ist in seiner Art. Ich habe schönere Fernsichten gesehen, aber keine so seltsam eigentümliche. Auch die Verhältnisse sind überwältigend: eine Beschreibung kaum möglich; in einem ungeheuren grünen Teppich sind weiße Linien, graue und weiße Punkte eingewebt. Je mehr sie sich dem Horizonte nähern, je dichter erscheinen sie dem Auge. Eine natürliche Wirkung der optischen Gesetze. Kein Anfang, kein Ende. Ich weiß, daß hinter dem Ueno zu meiner Linken, hinter dem Schlosse zu meiner Rechten sich ein Gemisch von niedern Häusern, Bäumen, Gärten, Feldern ausdehnt. Ich sehe es nicht, aber ich weiß es. Vor mir rollt sich dasselbe Bild auf. Nichts was den Blick besonders fesselte. Hier und da ein ragendes schwerfälliges Tempeldach, viele Fahnenstangen und Holzpfeiler, an welchen die Verordnungen angeschlagen werden. Über der Stadt herrscht tiefes Schweigen. Der Gesang der Lastträger verhallt ungehört. Kaum daß ich das dumpfe Dröhnen der Tempelgang vernehme. Vögel, soviel ich weiß, giebt es nicht. Einzelne schwache, verworrene Töne dringen zwar zuweilen an mein Ohr, aber sie sind so verschieden von dem Straßenlärm unserer Städte, daß sie in dem Europäer die Empfindung des nie Dagewesenen nur erhöhen. Das Ganze hat etwas unerklärlich Geheimnisvolles, beinah Unheimliches Im Nordosten der Stadt gewährt die Anhöhe Atagayama den Blick nach einem andern Teile Tokjos. Zwei steinerne Treppen führen zu ihr hinan. Prachtvolle Bäume krönen den Scheitel, und werfen ihre breiten Schatten über ein elegantes Theehaus. Man muß gegen Sonnenuntergang hingehen. Südwärts dehnt sich der westliche Teil des Midzi aus.

Nach der entgegengesetzten Richtung gewandt, erfreut sich das Auge, in unmittelbarer Nähe, an niedern Waldhügeln, kleinen mit Rasen bekleideten Schluchten, schönen Baumgruppen und saftgrünen Reisfeldern. Ein überraschender und unbegreiflich reizender Gegensatz. Hier eine unermeßliche Stadt, dort hart daneben eine Gebirgslandschaft. Beides ist Tokjo.

15.

Landreise in Japan.

— P. G. Heims —

Die Dschenrikschas, welche noch nicht lange in Japan eingeführt sind, sind eine ganz gute Erfindung. Langt man in Tokjo an oder hat irgend einen Ausflug vor, so stürzen ihre Führer sofort in Scharen auf einen los, um ihren kleinen hübschen, zweirädrigen Wagen an-



Abb. 64. Ein Menschenwagen in Japan.

zubieten, und es bleibt dem blöden Neuling nichts übrig, als einzusteigen und als freilich gänzlich unbekanntes und ungewisses Ziel dem freundlich dreinschauenden Burschen irgend ein japanisches Theehaus anzugeben nach seiner Wahl. Enge Beinkleider, die häufig am Knie abgeschnitten sind, zuweilen auch freilich ganz fehlen, ein bis auf die Knie reichender, auf dem Rücken gewöhnlich reichlich mit Verzierungen in Weiß bedruckter Rock und der große flachgewölbte Hut, meistens schwarz, auch häufig weiß, machen den Anzug aus, der durchgängig dunkel ist. Anfänglich scheut man sich wirklich, einen Menschen so als Zugtier zu benutzen, sieht man aber, mit welcher fabelhaften Ausdauer die Leute rennen, und daß sie selbst in keiner Weise eine Erniedrigung darin sehen, dann gewöhnt man sich auch bald daran. Die Stunde kostet 16 Cents, etwa 40 Pfennig. In der Geschwindigkeit nehmen sie's mit einem trabenden Pferde auf.

Ehe man es erwartet, hält man dann vor irgend einem Theehause. Diese Theehäuser vertreten unsere Gast- und Wirtshäuser. Der Fußboden ist mit feinen Matten auf weicher Unterlage bedeckt und darf meistens mit Stiefeln nicht betreten werden, sondern man streckt sich auf ihnen aus, so den Thee genießend, den junge Mädchen



Abb. 65. Japanisches Theehaus auf dem Lande.

sehr freundlich darreichen in ganz kleinen Schalen. Er schmeckt ganz anders als unser Thee, ungefähr wie ein Aufguß auf frisches Heu. Er wird getrunken, ehe er irgendwie „ziehen" darf. Später wird er ungenießbar bitter. Von Zucker und Milch ist nicht die Rede. Dazu giebt es eine Art Waffeln, und für den, welcher es mag, eine Sorte warmen, auf Reis gegorenen Getränkes, das aber recht schlecht schmeckt. Die aufwartenden Mädchen, die Musmés, geben sich Mühe, die Gäste

während ihres Aufenthalts durch einen ganz abscheulich gellenden, eintönigen Gesang und durch mimische Tänze zu unterhalten. Die Einrichtung ist überall dieselbe, mit Matten aus feinem Reisstroh und beweglichen Papierschirmen statt der Fenster und Scheidewände. Mitten im Gemach steht ein kaum fußhoher Herd, auf dem der Thee gekocht wird und aus dem man das unvermeidliche Kohlenbecken füllt, an dem die Pfeife angesteckt wird, welche Männer und Frauen mit großer Ausdauer rauchen, obgleich mehr Arbeit als Vergnügen dabei sein muß, den winzig kleinen Metallkopf alle zwei Minuten aufs neue mit feingeschnittenem Tabak zu stopfen.

Wir planten indes Größeres: wir wollten von Tokjo per Dschenrikscha das Kolossalbild und den Tempel des Daibutsu d. i. des „Großen Buddha" bei Kamákura besuchen.

Bei schönstem milden Wetter fuhren wir morgens dahin ab: immer ein Kuli ziehend und einer schiebend, so ging's im hellen Trabe los über Stock und Stein, auf schmalen, zuweilen recht ausgefahrenen gekrümmten Wegen, auf denen ein Ausbiegen schwierig war, hin durch ein freundlich grünes Thal, eingefaßt von waldigen Höhen, deren schöner prächtiger Baumwuchs in kräftigen Farbentönen bunt und massig dem Auge wohlthat. Zu Seiten des Weges dehnten sich sorgfältig abgedämmte, unter Wasser stehende Reisfelder, auf denen die Leute, tief im Morast stehend, fleißig arbeitend die schwere Hacke schwangen, mit welcher der kleiige Marschboden umgerissen wird. Dazwischen leuchteten im hellsten Smaragdgrün die sprossenden Saatbeete, aus denen seinerzeit das Feld bepflanzt wird mit Reis. Weiterhin prangten üppige Gerstenfelder, auch einige mit Weizen bestandene. Hier konnte man sehen, was Spatenkultur bedeutet, denn die ganze Bestellung wird mit der Hand bewirkt. In regelrechten, schnurgraden, 30 cm von einander entfernten Reihen stand das prächtige Korn in wahren Büscheln, jede Pflanze fußweit von der nächsten entfernt, so wie das Saatkorn behutsam mit der Hand gelegt war, in dem sorgfältig gedüngten, fruchtbaren Humusboden. Dagegen war die Gerste schon mit der Sichel geschnitten und auf der Schulter eingebracht, und die freie Furche zwischen der alten Stoppel wurde neu aufgehackt zur Aufnahme einer zweiten Saat für eine Herbsternte, wo diese freie Furche nicht schon zur Zeit der Blüte der ersten Saat bestellt worden war, so daß reifes und grünes Getreide streifen- und reihenweis auf demselben Feld miteinander wechselte; für uns ein recht ungewohnter Anblick. Hier und dort stand ein Kartoffelfeld in Blüte, oder Lupinen warteten des Untergrabens; riesige Rapspflanzen

versprachen reichliche Ernte zum Dank für die Mühe, mit der dem Boden, auf dem sie wuchsen, die Nahrung des Düngers korbweise zugetragen worden war von den Pächtern — aller Grundbesitz ist Erbpacht von Staatsdomänen — und ihren Knechten oder Kindern. Auf allen Wegen begegneten sie uns mit ihrer Last in Doppelkörben an Stangen über der Schulter, oder es kam uns ein Zug Saumpferde entgegen, kräftige percheronähnliche Hengste, welche hoch bepackt der Stadt ihre schweren Holz- und Kohlenlasten zuführen, ein einzelnes Mal trafen wir auch auf eine jener alten, unglückseligen Sänften, wie sie früher vor Einführung des Dschenrikschas im Gebrauch waren, in denen man weder liegen noch sitzen, sondern nur sich zusammenklappen kann. — Weiter geht's, hin durch die tief im Grünen verborgenen Dörfer mit ihren strohgedeckten, offenen Häusern, deren Dachfirst sorgfältig mit Erde belegt ist, in der blaublühende Iris reichlich und freundlich gepflanzt sind, ein eigenartiger, schöner Schmuck des Landes; in den Thüren, wenn man von solchen sprechen will, wo es nur Holzjalousieen und mit Papier überklebte Schieberahmen giebt, standen Kinder mit großen, krallen, schwarzen Schlitzaugen und riefen „Oheio"! d. h. „guten Tag"! Nach kurzem Aufenthalt im Theehaus geht's weiter ins Land, verabschiedet von den Grüßen und Verbeugungen der „Musmés". Die Gegend wird immer schöner und während sich leider der Himmel immer mehr bezieht, nimmt das ganze Bild, je länger, desto ausgesprochener, den Charakter einer anmutigen Thüringer Landschaft an, im reizenden Wechsel von Berg und Thal, von kühlen, schattigen Gründen — in welchen sogar die Wassermühlen nicht fehlen — und sonnigen Felshalden; versteckt am Bergeshang lauschen durch den dichten Laubwald Dörfer hervor und weitgestreckte lustige Felder, auf denen der Erntesegen wogt. — Jetzt geht's gar zu steil bergan, die Dschenrikschaführer halten keuchend, und es gilt, ein Stündchen zu Fuß zu gehen auf wunderschönem Waldpfade, durch dunkle, tiefe Felsschluchten, von oben überhangen mit dichten Baumkronen; in ihre Steinwand eingesprengt wunderliche Höhlen von rätselhafter Bestimmung, vielleicht zu ähnlichen Zwecken wie jene dort, in der eine Reihe halblebensgroßer Götzenbilder steht, die katholischen Bildstöcken und Wegeheiligen auffallend ähnlich sehen in ihrem ganzen Habitus. Aus dem Fels wächst ihn lieblich bekleidend hier und dort ein im hellen Purpur blühender Azaleenstrauch. Steiler noch hebt sich der waldige Weg, seitwärts senkt sich der Blick des Wanderers über die am Abhang rauschenden Baumkronen in reizende Thalgründe tief unten zur Seite, die im frischen, glänzenden

Frühlingsgrün heraufleuchten, daß es einem ganz heimatlich zu Mute wird, aber der Bambushain dort drüben an der Bergwand, der wie spätsommerliches, riesenhaft aufgeschossenes Spargelkraut aussieht, ist doch sehr fremdartig, wenn auch als wirksame Dekoration seinen Zweck unleugbar aufs beste erfüllend, ebenso wie die hier und da zerstreut stehenden niedrigen Palmbäume. Prächtige Exemplare mächtiger Baumkolosse sind überall am Wege und Walde, am Abhang und auf dem Felsgrat aufgestellt; frischgrüner Epheu wirft die kletternden Ranken an Stamm und Ast entlang bis in die gewaltige, schattende Krone, und Schlinggewächse manch anderer Art suchen es ihnen geschmeidig nachzuthun. Alles ist da, was zum Walde gehört, vom kräftigen, harzigen Tannenduft bis zur leise durchs Moos des Abhangs hinrieselnden Quelle; nur eins fehlt aber auch gänzlich: Vogelgesang. Still ist es ringsum, wie bei uns nach Sonnenuntergang im Herbst. Daran ist die Unzahl von Falken, Bussarden und Habichten schuld, welche in Scharen am Himmel überall ihre Kreise ziehen und ungehindert da nisten, wo sie die kleinen Sänger des Waldes längst vertrieben haben.

Hier oben auf dem Gipfel der Höhe lichtet sich jetzt der Wald, ein wunderbar schönes Panorama thut sich plötzlich auf, „Himmelsebene" ist das Thal da unten getauft, in das ein Meerarm, vielfach gewunden, funkelnd im gedämpften Licht der Sonne, sich streckt.

Und sie ging allerdings unter über Berg und tiefem, tiefem Thal, über allem Reiz des freundlichsten Geländes mit grünen Matten, moosigem Fels und frühlingsfrischem Wald, und sogar vormittags um 11 Uhr, drum aber auch ohne jede Poesie und abendrötliche Stimmung, denn sie ging leider nur in Regenwolken unter, und wir saßen unter dem Vordach des kleinen Theehauses da oben und besahen uns die beiden weißen Zwerghühner der freundlichen japanischen Wirtin, welche dem Mann, der mit seinem schwerbepackten Saumhengst vor dem Hause hielt, ein Schälchen Thee kredenzte. Aber lange durften wir uns diesen Betrachtungen nicht hingeben; wir spannten die Schirme auf und trabten bergab, bis wir unten unsere Dschenrikschas fanden, und mit aufgespannten Schirmen ging's weiter durch ein gleichmäßig schönes, mit äußerster Sorgfalt, die sich keinen Fuß breit Erde entgehen läßt, angebautes Land, bis wir gegen 2 Uhr in Kamákura einfuhren. Dies traurige Dorf war einst die nach Hunderttausenden zählende Hauptstadt des Landes; von aller Größe ist nichts geblieben, als das Riesengötterbild des Dai-Butsu und der große Tempelbezirk auf der andern Seite. Holz und Papier



Abb. 66. **Bambushain in Japan.**

vergeht bald, auch wo es in größeren Massen auf- und zusammengebaut ist.

Der Dai-Butsu war bald erreicht. Schon von weitem sahen wir sein Gigantenhaupt herüberragen. Wo früher der große, das Bild umschließende Tempel sich öffnete, da steht jetzt ein Eingangsthor, das in zwei Nischen, rechts und links, sorgfältig vergittert, je einen Thorwächter in Gestalt eines rot angemalten, abscheulich fratzenhaften Götzen von mehr als Lebensgröße beherbergt. Sie scheinen böse Geister zu personifizieren, darauf deuten riesenhafte Strohsandalen hin, die neben ihnen aufgehängt sind, damit sie, wenn sie fort wollen, sich derselben bedienen können. Ob die beiden ihnen zu Füßen sauber aufgestellten Dschenrikschas denselben Zweck haben, ließ sich nicht ermitteln. Die roten Teufel waren über und über mit unregelmäßigen, weißlichen Warzen bedeckt, deren Ursprung höchst sonderbar ist. Wer nämlich hierher kommt, um etwas von den Gesellen zu erbitten, schreibt zu Hause sein Gebet auf Papier, welches hier gekaut und auf die Götzenbilder gespuckt wird, wenn es kleben bleibt, dann ist dieses Gebet angenommen. Einige haben es fertig gebracht, ihr Anliegen bis auf die Stirn der Fratzen zu schleudern. — Wir passierten das Thor und nun ragte das imposante Götterbild in seiner ehernen Ruhe vor uns auf, ein Kunstwerk ersten Ranges, vor 600 Jahren geschaffen. Es liegt eine schwer zu beschreibende Majestät in der ganzen Riesengestalt. Der Gedanke der in sich selbst abgeschlossenen, absoluten und darum leidenschaftslosen allmächtigen Kraft ist meisterhaft zum Ausdruck gebracht in Haltung und Angesicht des in stiller königlicher Würde aus halbgeschlossenen Augen vor sich Niederblickenden. Der Gott ist in sitzender Stellung gedacht, mit untergeschlagenen Füßen und zusammengelegten, im Schoß ruhenden Händen, deren Daumenspitzen sich berühren. So ragt er gigantisch und großartig unter den dunkeln Cedern, welche ihn umgeben; ein Meisterwerk bildender Kunst auch in der Gewandung, welche in tadellosem, ruhigem, ebenmäßigem Faltenwurf über die runden Schultern herabrollt. Das Oval des Gesichts, die gerade Nase, der wohlgeformte Mund sind ohne Fehl, die Augen sind schräg geschlitzt, wie sich denn dieser Typus des Volkes bei der ärmsten Kinderpuppe wiederfindet. Die Höhe beträgt etwa 16—18 m, das Gesicht ist 3 m lang und von Knie zu Knie sind 11 m. Das Material ist schwarze, grünlich oxydierte Bronze, die Nähte der einzelnen Platten sind deutlich erkennbar, besonders im Innern, in dem man auf einer

Leiter hoch hinaufsteigen kann. Die Dicke der Platten, in den Fenstern im Rücken gemessen, beträgt über 10 cm.

Hierauf machten wir uns wieder, leider mit aufgespannten Regenschirmen, auf den Weg nach dem großen Tempel. Es muß einst eine großartige prächtige Anlage gewesen sein, jetzt ist sie verödet zwar, aber nicht verfallen. Durch eine breite Waldlichtung führt eine gewaltige Feststraße unter riesigen, aus kolossalen Steinblöcken, welche reich mit Bronzebeschlag versehen sind, gebauten Pylonen hindurch, über eine hochgeschwungene Brücke auf die gigantische Steintreppe zu, welche die Pilger ihrer Zeit und wir zu unserer Zeit erklimmen mußten, um in den eigentlichen Tempelbezirk zu gelangen. Der Tempel selbst ist ein mächtiges Bauwerk, zum Teil reich ornamentiert und gemalt; rote Lackfarbe ist vorherrschend. Um ihn herum sind Arkaden gebaut, welche eine Art vaterländischen Museums beherbergen, das uns bereitwilligst von den Priestern gezeigt wurde. Prächtige, haarscharfe alte Schwerter, Helme u. dergl. in Fülle mehr kamen hinter den Vorhängen ans Licht, alles ehrwürdig durch Alter und die aufrichtige Verehrung des Volkes, das in seiner Geschichte lebt und webt.

Unterdessen war es Zeit, des Heimwegs zu gedenken. Im Regen ging es abwärts; noch ein Blick auf den von oben her sich majestätisch darstellenden Bau und nach kurzer Rast bestiegen wir die Dschenrikschas.

16.

Auf dem Fuji-no-jama.

— Johannes Rein —

Drei Wege führen zum Gipfel des Fuji-no-jama, auf denen alljährig im Hochsommer Tausende von Pilgern hinaufziehen, um durch Gebete zu dem Gotte des Berges Glück und Gedeihen in Haus und Feld zu erlangen. Jeder Weg ist in zehn ungleich lange Stationen geteilt, wo sehr einfache Theehäuser Erholung und Unterkunft bieten.

Wir wählten den Weg von Joschida aus, also an der Nordseite des Berges hinauf. Spät abends kamen wir hier an. Man feierte gerade das Feuerfest; daher fanden wir alles in gehobener Stimmung. Reihen bunter Papierlaternen längs der Häuser beleuchteten die lange, in Terrassen aufsteigende Straße; mehr noch geschah

dies durch Schindelstöße, welche kegelförmig aufgetürmt mit Bambusreifen zusammengehalten und oben angezündet waren. Mit gewöhnlichen brennenden Holzstößen abwechselnd bildeten sie zwei Reihen längs des mitten durchs Dorf fließenden Gebirgsbaches. In manchem Hause war man nach japanischer Art bei Samisenspiel und Sake fröhlich und guter Dinge. — In unserm Quartier fanden wir einen jungen Engländer, der gleich uns am nächsten Morgen zum Berg aufbrechen wollte und uns bat, sich anschließen zu dürfen. Durch ihn und seinen Diener vermehrte sich meine Gesellschaft, mit der ich am folgenden Tage den Weg zum Gipfel des Fuji-no-jama betrat, auf fünf Köpfe.

Bis zum oberen Ende von Jochida, wo ein dem Berggotte Fuji-Sengen geweihter Tempel den nördlichen Ausgang (Kitaguchi hogu) des Berges bewacht, gab uns unser Wirt das Geleite. Hier bringt jeder Besteiger sein kleines Geldopfer und erhält dafür aus Priesterhand in flacher Schale einen Trank von des Gottes erwärmtem Sake und einen Schutzpaß mit auf den Weg. Dieser führt durch eine breite Allee von alten Bäumen, sowie Steinlaternen, wo Dutzende von Packpferden zur Verfügung des Reitlustigen stehen, zu einem lichten Kiefernwäldchen und dann auf die offene Hara. Es ist dies der untere Vegetationsgürtel des Fuji-no-jama, wie der meisten japanischen Vulkane, ein Gürtel, zwischen 600 und 1500 m Höhe sanft ansteigend. Der Vegetationscharakter ist der unserer Waldwiesen, natürlich mit vielen uns fremden Gewächsen. Auf der Hara verästeln und verlaufen sich viele der tiefen Erosionsthäler oder Barancas der Vulkane und mit ihnen verlieren sich die Holzgewächse einer höhern Region. An vielen Stellen ragen noch die dunkeln, zackigen und schwammartig durchlöcherten Lavamassen hervor, meist aber hat vulkanische Asche sie überdeckt und die Vegetation dieselbe überwuchert.

Der Übergang von der Hara in die nächste Region, die des Waldes, ist ein allmählicher, aber vollständiger. Nach dritthalbstündiger Wanderung kommen wir hinein und damit zu den schrofferen Partieen des Berges. Der Pfad wird enger, steiler und nicht mehr für Pferde passierbar. Daher heißt die Station „Muma gayeshi", d. h. „schicke das Pferd zurück".

Dies ist die zweite Station. Hier herrscht vor den Theebuden durch den steten Wechsel kommender und gehender Pilgerscharen ein reges Leben. Gleich ihnen nehmen wir Platz auf einer mit Binsenmatte bedeckten Bank, beschauen uns die Gegend und erquicken uns an einem Schluck des dargebotenen Thees; gleich ihnen bringen wir

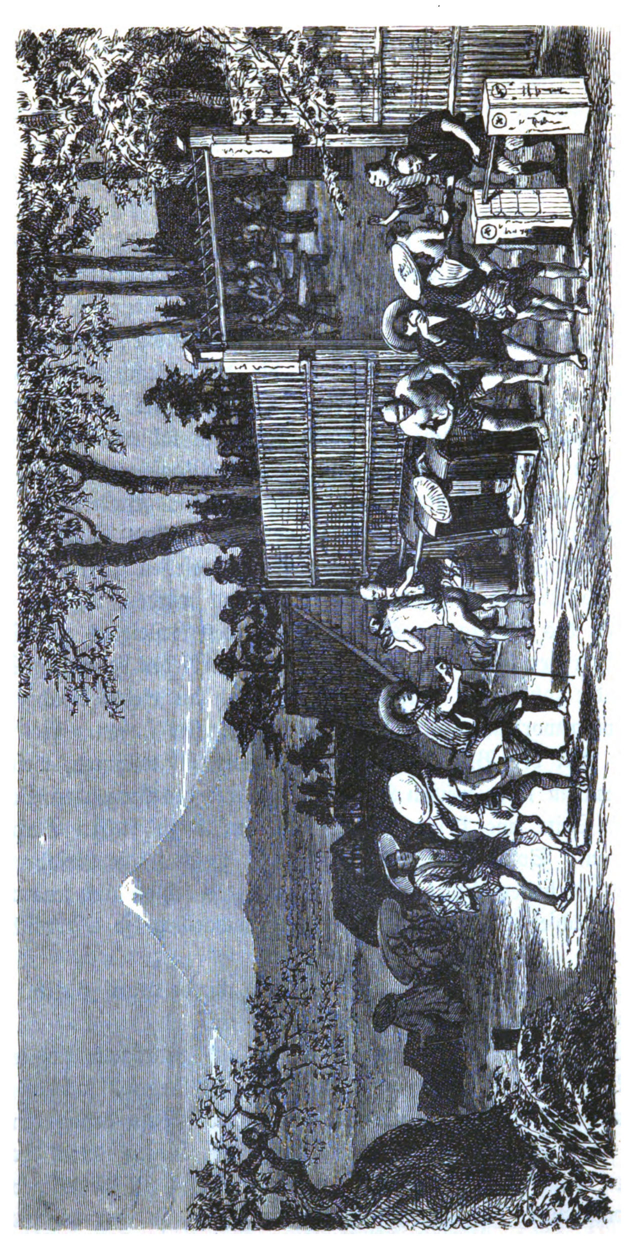


Abb. 67. Restaurant: Zur Aussicht auf den Fuji-no-jama.

auch beim nahen Tempel, ich weiß nicht welchem speciellen Gott und Zweck, unser Geldopfer dar. Dann geht es in den Wald hinein, langsam bergan. An vielen Stellen schneidet der sich über Wurzeln und um Felsen windende Pfad tief ein in den roten Thonboden aus verwitterter Lava. Hier treffen wir auch einen Pfadverbesserer, welcher mich lebhaft an seine Genossen, die in den Alpen wegelagern, erinnerte.

Mit der fünften Station erreichen wir in 2225 m Höhe die obere Grenze der Waldregion. Es folgt nun ein dritter Vegetationsgürtel, der des Knieholzes und Strauchwerks, aufsteigend bis zu einer Höhe von 2450 m. Eine vierte Vegetationszone, die sich bis zu 3300 m Höhe verfolgen läßt, ist die der arktisch-alpinen Kräuter. Nur wenige Arten, meist der Flora Ost-Sibiriens und Kamtschatkas angehörend, finden sich hier vor. Auf dem kahlen Gipfel des Fuji fristen an geschützten Stellen nur einige Moose und Flechten ihr Dasein, während sich noch keine Gefäßpflanze angesiedelt hat.

In dem Maße, in welchem von der sechsten Station ab das Gehölz schwindet und neben dem festen Lavafelsen lockere vulkanische Asche, Lapilli und Schlackengeröll herrschend werden, nehmen mit der Steilheit des Berges die Schwierigkeiten des Besteigens zu. Dagegen folgt man beruhigt und sicher, selbst bei Nebel, den deutlichen Spuren, welche die zahlreichen Vorgänger auch durch die vielen durchgetretenen und weggeworfenen Strohsandalen hinterlassen haben. Bei klarem Wetter fällt der Blick auch auf verschiedene Pilgerscharen, welche aus der Ferne in ihrer weißen Kleidung und mit den klingenden Schellchen an der Seite wie kleine Schafherden an einem steilen Bergabhang erscheinen. Sonst fehlt das Aufregende, welches die Gefahren beim Erklimmen hoher Gipfel mit sich bringen, es fehlen auch jene mannigfachen Wechsel in der Scenerie, die im Hochgebirge so überraschen und fesseln.

Unser Tagesziel, die achte Station, wurde gegen 6 Uhr abends erreicht und damit eine Höhe von 3270 m.

Ein heftiger kalter Wind blies hier und entwickelte sich während der Nacht zum heulenden Sturme mit viel Regen, so daß unsere Stimmung eine ziemlich gedrückte war. Der Wind drang durch alle Ritzen der primitiven Steinhütte und der Regen durch das mit Steinen beschwerte Schindeldach. Hüllte man sich in die mitgebrachten oder vom Wirt dargebotenen Decken warm ein, so war die Plage der leichtfüßigen Insekten kaum auszuhalten, und suchte man die Nähe des großen Feuers in der Mitte des offenen Raumes, so vertrieb

einen bald wieder der unerträgliche Rauch. Mit dem lang ersehnten Tageslicht kam noch keine Befreiung, denn draußen heulte der Sturm noch ungeschwächt fort, ebenso fiel mit seinen heftigen Böen der Regen nieder, so daß man es kaum wagen konnte, vor die Hütte zu treten. Endlich, nach langem besorgten Warten, klärte sich das Wetter auf und legte sich mehr und mehr der Wind, so daß wir gegen 11 Uhr unsere Schritte frohen Mutes gipfelwärts wenden konnten.

Steiler noch wie Tags zuvor erschien der viel gewundene Pfad und trotz der Unterstützung, die ein frischer Thalwind gewährte, kam man nur mit Mühe durch die Asche und das Schlackengeröll weiter und dauerte es noch zwei Stunden, bis wir den ersehnten Gipfel in 3769 m Höhe erreichten.

Der Fuji-no-jama endet in eine wellenförmige Ebene, deren Gipfel aus Schlacken und Lapillihügeln bestehen. Dazwischen sind anstehende Lavamassen und die Reste des alten Kraters. Es bildet derselbe eine annähernd kreisförmige Öffnung mit 400—500 m Durchmesser und 167 m Tiefe. Die alten Wände sind nämlich an vielen Stellen eingestürzt, so daß die Schuttmassen auf der Südseite ein gefahrloses Hinuntersteigen zum Boden des Kraterkessels erlauben, wo eine horizontale Sandlage von 30—40 m Länge und Breite bewies, daß zur Zeit der Schneeschmelze und heftiger Regen das Wasser sich hier sammelt.

Ist es schon ein Genuß, auf gewöhnlicher Bergeshöhe frei aufzuatmen und sich, wenn auch nur vorübergehend, den Sorgen und Mühen entrückt zu wissen, die dort unten in der Tiefe herrschen, in den Wohn- und Wirkungsstätten der Menschen, welche das Auge aus der Vogelperspektive überschaut, so wird derselbe noch gewaltig gesteigert, wenn es uns vergönnt ist, von einem so erhabenen Punkte aus den Blick frei schweifen zu lassen in eine neue, uns noch so fremde Welt hinein. Die isolierte Erhabenheit dieses Berges über die ganze umgebende Natur, die weite Rundschau, welche sein Gipfel gewährt, die Erinnerung an seinen Aufbau aus Vulkans Schmiede und auch der Anblick der mit uns staunenden Pilger: dies alles kann das Gemüt wohl fesseln und tief ergreifen.

Der Durchmesser des Panoramas vom Fuji-no-jama berechnet sich auf etwa 200 km. Besondere Farben kennzeichnen das Meer, den Landsee, die Kulturstätte im Thal, die Hara, den Wald, die nackte Felswand und den kahlen vulkanischen Gipfel. Zwei Hügel ragen als höchste Gipfel des Fuji über den Rand des Kraters besonders hervor, der Kengamine (Schwertspitze) auf der nordwestlichen

Seite und der etwa gleich hohe Komagatake (Fohlenberg) auf der Südostseite. Vom Komagatake aus erscheint die Südwestspitze der reich bewaldeten Halbinsel Idzu, das Kap Sakura, genau südlich; gen Südost erblicken wir den schönen Hakone-See, und ringsherum die vulkanischen Gipfel des nach ihm benannten schönen und viel gepriesenen Hakone-Gebirges, noch weiter und etwas mehr rechts erscheint die Bucht von Odawara und im fernen Hintergrunde diejenige von Tokjo. Im Süden erblicken wir die fischreiche Sugaru-Bucht, um welche sich die von Hakone kommende Heerstraße windet, und näher die Theelandschaft von Suruga.

Die unbeschränkteste Aussicht nach Norden und Westen gewährt der Kengamine. Da überschauen wir vor allem die Provinz Kai oder Koschiu mit ihren hohen Grenzgebirgen und der davon eingeschlossenen fruchtbaren Ebene in 350 m mittlerer Höhe, in der wir neben anderen Orten auch die Hauptstadt Kofu gewahren. Nicht weit davon sind die Orte, welche den Bewohnern der Landeshauptstadt die besten Trauben, die Koschiu no Budo, liefern. In derselben Richtung erhebt hinter vulkanischen Vorbergen der mächtige Kimpogan, von dem die berühmten japanischen Bergkrystalle kommen, sein stolzes Haupt, und noch weiter im Hintergrunde erblickt man den Kegel des Asama-jama mit der ihm entsteigenden scharf begrenzten Wolke am Himmel. Wendet man den Blick von hier mehr westwärts, so fällt vor allen das weite Geröllbeet des Fuji-Kawa auf, und dahinter der langgestreckte Achtgipfelberg. Über die breite Einsenkung, die links von demselben das Gebirge zeigt hinweg, gewahrt man im fernen Hintergrunde die mächtigste Bergkette Japans, das Schinano-Hida (Schneegebirge). Die steil aufsteigenden Felswände desselben und die langen Schneestreifen in den Schluchten und Sätteln sind trotz der ansehnlichen Entfernung selbst fürs bloße Auge deutlich erkennbar.

Als die Sonne sich senkte und zum Rückzug mahnte, verließen wir, erwärmt und erfrischt durch ein süßes Getränk aus Reis, Ama-Sake genannt, den Gipfel und wandten uns in glücklicher Stimmung unserm Nachtquartier auf der achten Station zu. Auf dem Wege wurden wir durch den Anblick der großartigen Licht- und Wolkeneffekte überrascht, welche der klare Sonnenuntergang in der Tiefe hervorrief und die ich zu den fesselndsten Erscheinungen rechnen muß, welche ich je in meinem Leben zu beobachten Gelegenheit hatte. Nach Südosten und Süden breitete sich tief unter unsern Füßen ein weißes unermeßliches Wolkenfeld aus. Zuweilen erschienen die einzelnen leichten Wolkenmassen unbeweglich und erinnerten in ihrer grotesken

Anordnung lebhaft an die starren Eis- und Schneelandschaften der Polarregion, wie sie uns durch Wort und Bild veranschaulicht werden. Dabei ragten die Gipfel der höchsten Berge des Hakone-Gebirges über den Schleier hinweg und erschienen darauf als dunkle scharf begrenzte Schatten. Dann schien wieder alles lebendig zu werden und geriet in bunte unruhige Bewegung, begleitet von einem beständigen Wechsel der Farben und der Verteilung von Licht und Schatten. Der Hakone-See war zeitweise deutlich sichtbar. Sein Wasserspiegel hatte das Aussehen einer im Abendrot eines klaren Wintertags violett erglühenden Eisfläche, umgeben von mächtigen Schneemassen. Nach einer Weile warf der Fuji-no-jama seinen langen spitzen Schattenkegel ostwärts über dieses majestätische Bild, einen Schatten, der an Intensität mit jeder Sekunde zunahm, endlich in tiefem Blau erschien und, beständig sich verlängernd, bald am östlichen Horizont sich erhob und in überraschender Weise abstach gegen die violetten und feurigen Wolkenstreifen des Firmaments, welche er senkrecht durchschnitt. Aber in dem Maße, in welchem er hier emporstieg, verschwand seine Basis und wurde eine neue, der Spitze immer näher rückende geschaffen. Zugleich verlängerte sich dieselbe mehr und mehr und immer kürzer wurde der Schattenkegel, bis endlich die letzten Sonnenstrahlen auch für den Gipfel des Fuji zu hoch in den Weltraum stiegen und das ganze Bild wie ein Phantom sich auflöste und verschwand.

V.

Indien.

1.

Über den Karakoram-Paß.

— Robert Shaw —

Indem wir südwärts das breite Thal von Chibra hinabgingen, nahmen die Berge auf beiden Seiten allmählich an Höhe ab, bis sie in die Ebene oder das hohe Tafelland übergingen, durch welches ein 7—10 m tiefes, fast trocknes Flußbett läuft. Von da wandten wir uns nach Süd-Südwesten und hatten nun von den gegenüberstehenden Schneebergen des Karakoram, von welchem wir von Chibra her immer mehr Spitzen gesehen hatten, eine vollständige Ansicht. Während wir auf der rechts von uns liegenden Hochebene hinaufzogen, sahen wir in dem süd-süd-westlich stehenden Gebirgszuge einen Einschnitt. Dieser führt nach dem Karakoram-Passe. Weiter nach links ziehen sich Schneeberge herum; sie runden sich mehr und mehr ab, obgleich noch immer mit Schnee bedeckt, bis sie die hinter uns stehende Küen-Lün-Kette treffen. Diese Bergkette, ein hohes Schneegebirge, steht dem Karakoram gerade gegenüber, sie läuft ungefähr parallel mit demselben und hat eine regelmäßigere Gestalt; wir sehen hier den wirklichen Gebirgszug, während wir von dem Karakoram nur die Schneegipfel, nicht die wirkliche Wasserscheide sehen: das eine ist eine in Schlachtlinie stehende Armee, das andere eine Armee in parallelen Kolonnen, von welchen wir nur die Spitzen sehen können. Der ganze Zwischenraum links von uns ist eine unregelmäßige Hochebene, die etwa 60 km weit zu den nach Osten stehenden Bergen ansteigt, die den obern Karakasch begrenzen.

Zwischen diesen Bergen hindurch sieht man nach Süden hin einen Paß, der sich zwischen einer nach Süden stehenden Felsenspitze

und einem nach Norden stehenden hohen doppelten Schneeberge befindet. Die Hochebene, die ich erwähnt habe, heißt die „Dubsa Sergot oder Sertkol“, sie ist dem Anschein nach völlig unfruchtbar. Von ihr kommt ein breites, fast trocknes Flußbett her und vereinigt sich zu unsern Füßen mit einem ähnlichen, das von der Öffnung des Karakoram-Passes herkommt und mit demjenigen, dem wir von Chibra herab gefolgt sind. Sie gehen alle drei zusammen nach Nordwesten hin und bilden den Jârkand-Fluß, der hier nur wenig Wasser hat; er fließt kaum, so unbedeutend ist der Fall des breiten, kiesigen Bettes. Weiterhin scheint der Fluß sich tiefer hinabzusenken und zwischen den kahlen Ausläufern, die von der nach Norden stehenden Schneekette entsendet werden, und einem, der von dem in Süden stehenden Karakoram herkommt, zu einer Art Ravine zu werden. Dann scheint auch der Charakter des Landes sich zu ändern und nicht mehr das freie Plateau darzustellen, auf dem wir uns jetzt befinden. Hier wird man an die Ansichten von Island erinnert, so nahe kommt der Schnee der Bergwände an die Ebenen herab. Die hiesigen Berge erscheinen, obgleich wahrscheinlich keiner weniger als 6000 m hoch ist, als bloße Hügel, so hoch ist das Plateau, auf dem sie stehen. Zwischen der Ansicht östlich und der Ansicht westlich ist ein auffallender Kontrast. Indem wir uns in das kiesige Bett hinab begaben, wandten wir uns wieder nach dem Karakoram hin, obgleich man kaum bemerkt, daß wir vorher bergab gingen und jetzt bergauf steigen. Nachdem wir von der Wendung nach Süd-Süd-Westen an ein paar Kilometer zurückgelegt haben, überschreiten wir das von der Dubsa Sergot kommende kiesige Bett. 8 km weiter bezeichneten einige tote Pferde in einem Seitenbett den Halteplatz, den man Malikschah nennt. Hier sahen wir auf dem nach links liegenden Tafellande sechs weiße Böcke (tibetische Antilopen). Jenseits desselben wurde das Flußbett ganz trocken und wir marschierten 22 km weit auf seinen grenzenlosen Ebenen hinauf, bis einige niedrige Ausläufer vom Karakoram her eine Art Portal bildeten, durch das wir wieder in die Berge eintraten: dies ist Wahabjilga. Von da ab zogen wir durch ein breites Gebirgsthal 6 km Süd-West zu Süd bis zu einem einzelnen Felsen, der an einem Grasplatze mitten in dem kiesigen Bette steht, das hier ein wenig Wasser hat. Die in der Nähe befindlichen Abhänge haben etwas tibetisches spitzes Gras: dies ist Châdao Tâsh (Zelt, Stein), wo wir uns lagerten. Zwischen Malikschah und hier gab es weder Wasser noch Gras.

Östlich von Châdaotâsh führt eine breite Thalebene zu einem

scheinbaren Passe, der etwa 30 km entfernt zwischen Schneehügeln hindurchgeht. Wir brachen auf und zogen über eine jener großen Eisflächen, die in der hiesigen Gegend gewöhnlich sind; sie entstehen durch wiederholtes Austreten und Gefrieren des Flusses an flachen Stellen seines Bettes. An einem Abhange, auf dem an einem Platze, wo das Bett des Flusses eine von roten Hügeln umgebene kleine Ebene von Kies bildet, ein wenig Gras stand, machten wir Halt, gerade vor dem Eingange in ein zwischen großen Schneebergen liegendes Thal. Weiter oben giebt es, wie man sagt, kein Gras und bis zum Passe ist es noch immer weit.

Ich habe die parallelen Bergrücken erwähnt, die um den Karakoram-Paß herumstehen und die einer in Kolonne aufgestellten Armee gleichen. Wenn man in den breiten Thälern, die sie voneinander trennen, zwischen ihnen hindurchgeht, findet man, daß sie immer niedriger werden und allmählich unter die Grenze des ewigen Schnees herabsinken, isolierte Spitzen ausgenommen, die sich über dieselbe erheben. Die Thäler steigen immer fort, aber die Steigerung ist nie so steil, daß man nicht mit einem Wagen hinauffahren könnte. Endlich kommt man an einen Bergrücken, der den Weg versperrt und nicht höher aussieht als ein Eisenbahndamm, obwohl er 1000 m hoch sein mag. Dieser Rücken ist der Karakoram-Paß. Er gleicht mehr einer Ausgußstelle, durch welche vielleicht das Wasser eines alten Sees abgeflossen ist, als demjenigen, was wir unter einem Gebirgspasse verstehen. Das sogenannte Karakoram-Gebirge ließe sich vielleicht besser als der erhöhte Rand eines Beckens oder der höchste Teil eines unregelmäßigen Plateau, denn als eine Bergkette bezeichnen. Der Abfall auf der Südseite ist größer, aber man kann es kaum glauben, daß man sich auf der Wasserscheide befindet zwischen dem großen Stromsystem, das sich in den Indischen Ozean ergießt, und demjenigen, welche ostwärts nach China hin läuft. Die Höhen erheben sich auf beiden Seiten nicht über den Rang der Hügel, und ewiger Schnee ist nicht vorhanden, obgleich der Karakoram 6000 m über dem Meere liegt. Die Straße ist durch Pferdegerippe markiert, die dünne Atmosphäre und der gänzliche Mangel an Gras, der viele Tagereisen dauert, verursachen unter den Lasttieren eine Sterblichkeit, die sich bei der verhältnismäßig geringen Unannehmlichkeit, welche der Reisende selbst hat, kaum erklären läßt.

Einen Tagemarsch südlich von dem Passe sieht man eine Reihe wirklicher Gletscherberge. Der Shayok-Fluß, eine der Quellen des Indus, entspringt in einem vollkommenen Ozean von Eis, der diesen

Namen viel mehr verdient, als die mer de glace von Chamonix, die mehr ein Eisfluß, als ein Eismeer ist. Zwei von erstaunlich hohen Bergspitzen herabkommende Gletscher vereinigen sich und überschwemmen mit ihren blauen Wogen eine große Ebene. Die, wie es scheint, unfruchtbare Ebene wird von tibetischen Antilopen mit ihren schlanken lyraförmigen Hörnern, den zierlichsten ihrer Art besucht. Terrassen und andere Zeichen, daß früher hier ein See bestand, erstrecken sich bis zu einer Höhe von 60—70 m an den Wänden der Ebene und der Schlucht hinauf, durch die der Strom entrinnt. Es sind die Merkmale eines Sees, der sich hier zu wiederholtenmalen gebildet hat, indem die Gletscher unten die Ravine versperrten.

Nunmehr verläßt man aber die hohen Plateaus und abgerundeten Hügel, welche die charakteristischen Merkmale des Landes sind, und folgt dem Flusse in die engen Schluchten des Gebirges hinab. Man hat den zerrissenen Rand der Hochebene erreicht. Die Ravine, in die wir eintraten, war so eng, daß wir alle Augenblicke durch den Fluß waten mußten, der durch seine Krümmungen beständig den Weg versperrte. Der schwierigste dieser Übergänge wurde durch einen gewaltig großen Gletscher, Namens Kumdan, veranlaßt, dessen Spitze aus einem Seitenthale hervorragte; er war mit Zinnen versehen, von welchen manche 60 m hoch waren und wie Zucker glitzerten. Ich war zur Hälfte über den Fluß geritten, da schien mein Pferd zu fallen, als ob es durch eine Eisfläche gebrochen wäre. In dem eiskalten Wasser war ich bald auf den Beinen, und als ich mich umschaute, sah ich die sämtlichen Pferde umherschlagen und um ihr Leben ringen, wie ein Zug Fische in seichtem Wasser. Wir waren in Triebsand geraten! Die meisten von uns erreichten mit einiger Schwierigkeit das Ufer, aber zwei Pferde waren tiefer hineingestürzt, ihre Ladungen wurden durch den Strom losgespült, und sie selbst lagen erschöpft und keuchend auf der Seite, denn das wirkliche Wasser war hier nicht mehr als etwa 1/2 m tief, während sie mit den Köpfen allmählich untersanken. Der Sand, der ein Pferd verschlang, war fest genug, um einen Mann zu tragen, und wir waren mit einiger Mühe imstande, die Köpfe der Pferde, während sie von ihren Lasten befreit und ans Ufer gezogen wurden, über dem Wasser zu erhalten. Selbst als sie sich auf trockenem Lande befanden, lagen sie noch erschöpft auf der Seite, die Zähne fest zusammengebissen, aus den Nüstern blutend und an allen Gliedern zitternd.

Gegen 6 km weiter unten versperrte wieder ein Gletscher den Weg. Nach sorgfältiger Untersuchung entdeckten wir, daß Pferde

gar nicht vorbei kommen konnten, da das Eis bis an die gegenüberstehenden, jäh abstürzenden, hohen Kalkfelsen vorgerückt war, während der Fluß unter demselben durch eine Art Tunnel lief. Um die Sache noch schlimmer zu machen, fing es an zu schneien, und meine Diener, die schon bei dem Durchwaten des eiskalten Wassers durch und durch naß geworden waren, setzten sich, wie Eingeborene es machen, nieder, um ihr Schicksal zu beklagen und zu sterben. Außerdem rückte noch die Nacht heran und es blieb daher nichts anderes übrig, als Halt zu machen. Gras ließ sich nicht entdecken, und unser Getreidevorrat für die Pferde reichte nur noch einen Tag; bis dahin hatten wir gehofft, auf ein Weideland zu kommen. Nunmehr war dies aber unmöglich. Das Gepäck mußten wir alles an dieser Stelle lassen, wo es später abgeholt werden sollte, und die Pferde wurden am nächsten Tage auf einem fünf Tage langen Umweg über die Berge herumgeschickt, wobei sie als Futter nur ein wenig vom Reis der Mannschaft bekamen. Da ich gern einen bewohnten Ort erreichen wollte, von wo ich Nachricht absenden konnte, so brach ich mit zwei Mann auf, um das Hindernis zu überschreiten, während ich Zelte, Bettzeug, Kochgeräte und alles andere zurückließ.

Nachdem wir über den Gletscher hinweg waren, mußten wir wieder durch den Fluß waten, aber diesmal zu Fuße. Er kam voll gewaltiger großer Eisblöcke herab, die von der Decke des Gletscher-Tunnels fielen und bald den Fluß versperrten, bald wieder durch die Gewalt desselben mit fortgerissen wurden. Wir wählten einen Augenblick, wo der Tunnel versperrt und das Wasser seicht war, und eilten nun in den Fluß hinein. Ehe wir aber hinüber waren, veranlaßte uns ein rauschender Ton, uns umzublicken; da sahen wir eine mächtige eisbeladene Wassermasse auf uns herabstürzen. Ein mitten im Wasser liegender Felsen war unsere einzige Zuflucht. Wir kletterten auf denselben und kamen gerade zur höchsten Zeit, denn einer der vordersten Eisblöcke prallte einem der Führer, als ich ihm aus dem Wasser half, an die Kniee.

Der Felsen war nur niedrig, und da rings um uns das Wasser tobte, dabei auf jeder Seite Eisblöcke aufstapelte, so sah ich den Augenblick, wo es über unsern Zufluchtsort hinwegschießen würde, schon vorher. Wir verbrachten eine „schlimme Viertelstunde“! Als das Wasser des Flusses nur noch kaum ½ m unter dem höchsten Teile unseres Felsens stand, hörte es plötzlich auf zu steigen, und fing gleich darauf an zu fallen. Auch kamen keine Eisblöcke mehr. Ich regte meine Gefährten an und wir eilten durch den noch übrigen

Teil des Flusses. Ehe wir den Platz verlassen hatten, kam wieder eine Flut herab, und diesmal sahen wir unsern ersten freundlichen Felsen unter einem wogenden Strome gewaltig großer Eisblöcke verborgen. Manche von ihnen mußten über 20 Zentner schwer sein.

Von dem eiskalten Wasser durchnäßt, mußten wir uns auf die am wenigsten vom Winde getroffene Seite eines großen Steines, gleichsam im Schatten der gewaltigen Gletscher-Klippen legen und so die Nacht verbringen. Die nächste Nacht fand ich in einer Höhle von mehr als 3000 m ein Loch in dem Felsen, in welchem ich mich zusammenkauern konnte, während eine quer über den Eingang gebreitete wasserdichte Decke den fallenden Schnee nicht hineinließ. — Am nächsten Tage überschritten wir den Sasser-Paß, der Weg ging über weite Felder nachgebenden Schnees, in welchem man alle 5—6 Schritt bis über die Schenkel einsank. Hier ließ unser Führer uns im Stiche, da er schneeblind wurde, und wir mußten den Weg durch den Kompaß finden. Diese mühsame Arbeit durch den Schnee dauerte 8 Stunden, und als wir ihn hinter uns hatten, trat die Nacht ein. Durch den Führer irre geleitet und in der Hoffnung, einen bewohnten Ort zu erreichen, wanderten wir fort bis Mitternacht, wo wir uns dann wieder auf der dem Winde nicht ausgesetzten Seite eines Steines, der nicht 1 m hoch war, niederlegen mußten. Aber diesmal hatten wir gar nichts zu essen und zu trinken.

Als der Morgen graute, brachen wir wieder auf. Unsere Kehlen waren wie Eisen, und unsere Füße wie Blei. Nachdem wir 20 km gegangen waren, erreichten wir endlich eine tibetische Schäferhütte und hielten die Milch und das Gerstengericht, das der Hirt uns gab, für die feinste Nahrung in der Welt.

Wir hatten damit die rote Linie überschritten, welche über den Schnee und die Hochplateaus des Karakoram weg die englische Grenze bezeichnet, und glaubten fast schon in der Heimat angelangt zu sein.

2.

Vor den Schneegipfeln des Himálaya.

— Hermann von Schlagintweit —

Von dem Tonglo-Gipfel hoffte ich, einen Blick auf die Schneegipfel des Himalaya zu erhalten. Indes die ersten Tage ließen den Marsch dorthin nicht sehr angenehm erwarten. Fast ununterbrochenen Regen

hatte ich von morgens bis abends, und, wo die Neigung der Abhänge nur etwas steil wurde, waren Weg und Bachsohle kaum zu unterscheiden, denn in beiden floß Wasser. In der besseren Jahreszeit ist wenigstens bis zum Tonglo-Gipfel eine Art von Reitweg; ich hatte meinen Pony, von sehr guter tibetischer Rasse, mit mir genommen; diesen konnte ich aber erst etwas später benutzen; hier konnte er kaum unbeladen weitergeschleppt werden.

Ungeachtet des schlimmen Wetters aber war der landschaftliche Eindruck kein trüber oder unangenehmer, auch dann nicht, wenn dabei der Blick auf geringe Entfernung sich beschränkte. Bis zum Tonglo-Gipfel noch war der Farbeneffekt der Landschaft mehr duftig als trübe zu nennen, selbst wenn der Radius des Gesichtskreises 2 km nur wenig übertraf. Es war eine Art bezaubernder Mondlandschaft, alles in reichen Nuancen zart in Kontur und Farbe sich verbindend, aber dessenungeachtet kräftig in Licht und Glanz.

Zur Erhöhung der entschieden angenehmen Stimmung durch die landschaftlichen Effekte längs des Weges nach dem Tonglo-Gipfel trug auch die Lufttemperatur bei; rauhe Kühle ist hier nicht sogleich mit dem Regen verbunden.

Bald nach dem Durchschreiten des Kleinen Rangit-Thales, etwas oberhalb Saimonbong, führt der Weg zum Tonglo längs der steil ansteigenden Kante eines Seitenkammes hinan. Den Gipfel erreichte ich am 9. Mai, schon um 4 Uhr nachmittags. Den Abend noch konnte ich zum Aufstellen der Instrumente benutzen.

Am nächsten Morgen wurde ich auf das angenehmste durch des Führers Wecken lange vor Sonnenaufgang überrascht; ich hatte ihm dies zur Pflicht gemacht, im Falle etwas günstige Ansicht der Schneeberge zu hoffen wäre. Der Morgen hätte nicht günstiger sich gestalten können. Zwar wurde es, wie stets in solchen Breiten, erst sehr kurz vor Sonnenaufgang hell genug, um mit einiger Bestimmtheit die entfernteren Objekte hervortreten zu sehen; aber hatte dies einmal begonnen, so war auch die Steigerung des Lichteffektes eine um so raschere, und bei den riesigen Dimensionen der Gebirgslandschaft, die vor mir lag, waren die Gegensätze zwischen Licht und Schatten, je nach hoher oder tiefer Lage, nach östlicher oder westlicher Stellung des Gegenstandes unerwartet große. Am mächtigsten trat hier das Massiv des Kanchinjinga hervor, nur wenig westlich von der Mitte der langen Reihe der schneebedeckten Gipfel liegend. Im Osten ist die isoliert stehende Kuppe des Tschamalhari der höchste Berg, der sich zeigt. Der Gaurisankar war noch nicht zu sehen.

Die bedeutende Verdünnung der Atmosphäre trägt sehr wesentlich dazu bei, das Bild in Form und Farbe zu begünstigen. Der allgemeine Eindruck läßt sich mit den Alpenansichten von 660—1000 m hohen Standpunkten vergleichen, wo noch Einblick in vegetationsreiche Thäler mit den Hochalpenformen sich verbindet: aber hier ist alles bei fast vierfacher Höhe des Standpunktes in unerwarteter Weise vergrößert. Die Schneeberge sind höher, die Thäler sind tiefer im Verhältnis zur Kammhöhe, auf der der Beschauer steht, und dessenungeachtet ist die Entfernung von der wasserscheidenden Hauptkette noch immer groß genug, um ein allmähliches Ansteigen auch der Mittelstufen zu bedingen und um es möglich zu machen, daß man einen großen Teil des Gesichtskreises entlang Schneegipfel an Schneegipfel gereiht überblickt. Weiter gegen Nord-Westen ist die Linie der Schneeberge erst in etwas geringerer Entfernung vom Hauptkamme gehörig zu überblicken, da hier das ganze Gebirge, vom Hauptkamme bis zur Ebene im Süden, viel breiter geworden ist und sehr verschiedene Verhältnisse der Ausdehnung und der Höhenverteilung angenommen hat. Ich hatte kaum während der ganzen Reise eine Woche lebhafterer Anregung und angestrengterer Thätigkeit als jene, die ich auf dem Tonglo-Gipfel zubrachte. Fast jeden Tag erlaubten die Morgenstunden das ganze Hochgebirgsbild zu überblicken und das Panorama desselben auszuarbeiten. Solche Arbeit vereint alles Ideale vom Gefühle des Schauens bis zu jenem des Verstehens, indem ja nirgend lebhafter die Eindrücke erhabener objektiver Bilder mit dem Sinnen über Ursache und Wirkung sich verbinden.

Zu meinen schönen Erinnerungen an die landschaftlichen Eigentümlichkeiten des Tonglo-Gipfels gehört auch jene an den Rhododendron-Hain, der ein kleines Quellwasserbecken, 60 m unterhalb des Gipfels, umgiebt. Die Bäume, damals meist noch in vollster Blüte, hatten 10—15 m Höhe und boten bei nur etwas lebhafter Beleuchtung ein ungemein glänzendes, farbenreiches Bild, auch dadurch verschieden von alpinen Gruppen Europas, daß hier im Hochsommer die Sonne des Mittags $85^1/_2{}^0$ Höhe erreicht, und daß also während vieler Stunden, vor und nach der Zeit des höchsten Standes, noch sehr kurze und sehr grelle Schatten vorherrschen. Im Walde wie hier, der bei niederem Sonnenstande ohnehin so wenig Licht in die Tiefe gelangen läßt, ist hohes Licht durch sehr lebhafte Effekte nicht ungünstig, auch in malerischer Beziehung; doch bei größerem Überblicke über die Landschaft zeigen sich dann mehr noch als bei uns in den Mittags-

stunden des Sommers die Profillinien der Bodenreliefs unbestimmt, in Form und Farbe nicht genügend getrennt.

Vom Tonglo-Gipfel brach ich auf am 20. Mai. Die nächste und zugleich niederste Depression im Kamme, einige Kilometer westnordwestlich vom Tonglo-Gipfel, ist der Chiddi-Paß, über den ein ziemlich guter Übergang vom Rangit-Thal in das Tambur-Thal führt. Bis hierher folgt die Grenzlinie zwischen Sikkim und Nepal von Norden kommend der Singhalilakette.

Mich führte der Weg dem Kamme entlang gegen Norden. Die Strecke, der ich folgte, war ganz unbewohnt. Soviel ich weiß, war ein Marsch längs dieser Linie noch nie versucht worden, obwohl von hier aus ungleich günstiger als bei jedem Vorwärtsziehen in einem Thale die allgemeine Gestaltung des Landes überblickt werden konnte. Allerdings gab es auch manche unerwartete Hindernisse. Unter anderem boten viel Widerstand, in diesen Höhen noch, die Bambusdickichte. Kulis zum Wegmachen gingen einen bis zwei Tagemärsche voraus. Die Route war auch dadurch erschwert, daß längs der Kette nur vereinzelte Spuren von Schäferzügen etwas wegähnlich und gangbar sich zeigten, während längs des bei weitem größeren Teiles von uns selbst die Stellen, die am wenigsten das Fortkommen erschwerten, ausgewählt werden mußten.

Der nächste Lagerplatz nach Tonglo war Tschandanangi, fast 4000 m hoch. Hier zeigte sich am ersten Morgen, als auf einen hellen Sonnenaufgang wieder dichter Nebel zu folgen drohte, ehe derselbe eintrat, eine eigentümliche Zwischenstufe, eine Art von Schleiernebel. Die Trübung war nämlich so zart, daß man sie kaum als beschränkte Durchsichtigkeit erkennen konnte, während gleichzeitig bei der noch ziemlich niedrig stehenden Sonne der volle Schatten des Berggipfels, anf dem ich hier stand, gegen Westen in der Art auf die Luft projiziert war, daß man ganz deutlich die Form desselben hervortreten sah. Jener Teil der gegenüberliegenden Berggruppen, die ich von meinem Standpunkte aus durch den beschatteten Teil der Luft sah, zeigte sich als der klarere nicht heller im Lichte, aber viel schärfer in Kontur und Farbe. Auch längs der Grenzlinie des Schattens war der Effekt sehr verschieden von jenem bei gewöhnlicher Beleuchtung.

Am 22. Mai erreichte ich den Gipfel Falut, 4000 m hoch; er ist dem Hauptkamme so nahe, daß hier ein vom Tonglo-Standpunkte in vielen Teilen wesentlich verschiedenes Panorama sich bot, bei dessen Ausführung während mehrerer Tage das Wetter mich sehr begünstigte. Hier sah ich zum erstenmal den Gaurisankar, der sehr deutlich als

ein mächtiger, dominierender Schneegipfel hervortritt sowohl durch seine Winkelhöhe als durch den Umstand, daß er alle ihn zunächst umgebenden Berge weit überragt. Den Namen erfuhr ich mit Bestimmtheit erst später in Nepal.

In den Umgebungen des Falut-Gipfels war mir mein Pony sehr nützlich. Ungeachtet der steilen Neigung der Abhänge, die an vielen Stellen durch scharf hervortretende Schichtenköpfe des Gesteines noch unwegsamer gemacht wurden, konnte ich das Pferd nach jeder Richtung lenken. Wo die Strecke nicht nach abwärts ging, hatte mein Pferd selbst auf ziemlich steiler Neigung des Bodens noch einen an Trab grenzenden Paßschritt.

Für das Bild des Gaurisankar sowohl als für jenes des Kanchinjinga war mir die Stimmung der Landschaft, wie ich sie an den betreffenden Tagen sah, sehr günstig, sowohl deshalb, weil die Beleuchtungseffekte unter sich ganz verschiedene waren, als auch weil sich beide von dem, was man in Europa ebenfalls sieht, wesentlich unterschieden. Der Gaurisankar zeigte sich in einer nahezu vertikalen Beleuchtung mit kurzen Schatten und mit Reflexen, die selbst die beschatteten Teile hell abgehen ließen von dem wie durch Höhenrauch getrübten dunklen Himmel. Das Kanchinjinga-Bild dagegen zeichnete ich an einem Morgen, als rasch nach Sonnenaufgang der Nebel sich löste, der nur im Hintergrunde und längs der tieferen Firnmeere rötlich sichtbar war, während der Hauptkamm ganz klar entgegenstrahlte; wegen des geringen Luftdruckes und der sehr geringen Feuchtigkeitsmenge in solchen Höhen zeigte er sich in so hellem Lichte, daß ungeachtet des noch sehr niederen Standes der Sonne keine Spur von Morgenrot mehr zu erkennen war.

Der Genuß der interessanten Arbeiten in diesem Gebiete sollte nicht lange ungestört fortwähren.

Einen Tag nachdem wir den Gipfel verlassen hatten, um etwas weiter gegen Norden zu marschieren, wurde ich von einem nepalesischen Unteroffizier angehalten, der offenbar auf unseren Zug gelauert hatte; er brachte eine Order, in welcher verboten war, mich irgendwie weiter vordringen zu lassen. Nach langen Unterhandlungen ließ er mich wenigstens bis zum Goza-Berge gehen. Dort aber wurde ich definitiv genötigt umzukehren. Die Strecke bis zu diesem Gipfel bot in der Ansicht der Hauptkette wenig Veränderung. Der Marsch aber war an vielen Stellen wegen des Durchschreitens ziemlich dichter Laubholzgebiete sehr ermüdend. Pinusarten, die etwa unseren Legföhren entsprochen hätten, kamen unter den Gesträuchen nicht vor;

diese bestanden aus Weidenarten, aus Rhododendron-Spezies, die eine Größe hatten wie bei uns kräftige Legföhren. Eine andere Eigentümlichkeit in den Vegetationsformen, die hier sich boten, war eine zierliche Bambusspezies, die den Goza-Gipfel nach allen Seiten be-

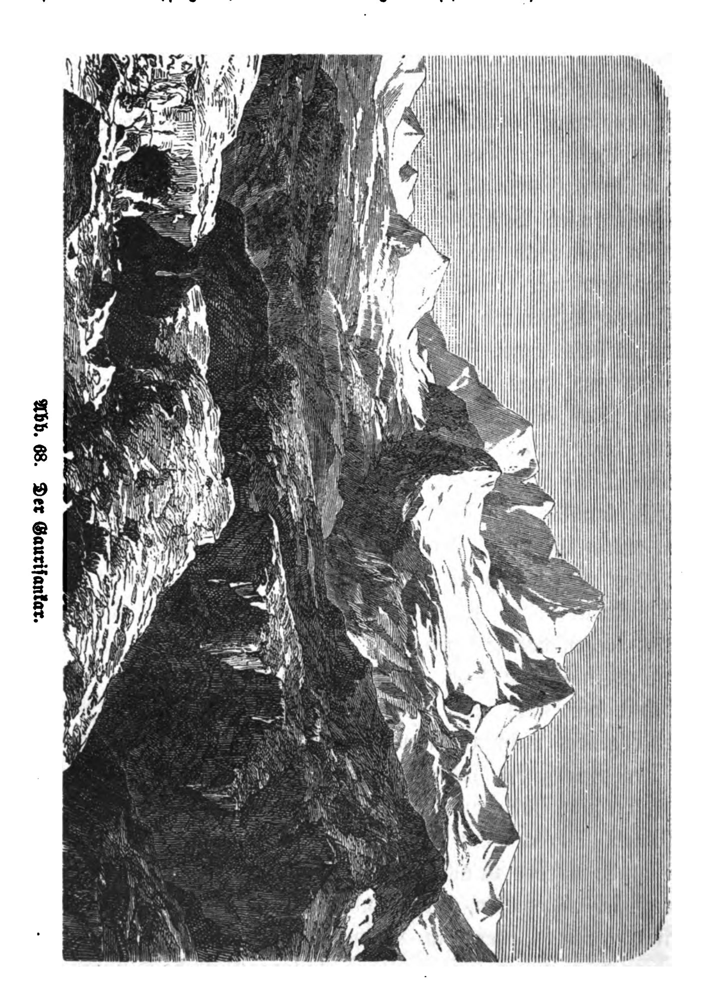


Abb. 68. Der Gaurisankar.

deckte, und nirgend wieder in solcher Gleichförmigkeit auftrat. Obwohl ihre Höhe meist nur 30 cm betrug, zeigten doch diese Miniaturbüsche ganz entsprechende Formen wie die 13—16 m hohen Bambusgruppen im Großen. Mit den gewöhnlichen Gräserformen verglichen, fällt diese kleine Bambusart durch ihre ungleich größere Zartheit in der

Bildung der Stämmchen, sowie in der Verästelung und Belaubung auf.

Außer diesen Bambus standen viele Vacciniumgebüsche am Goza-Gipfel. Längs des Kammes, am deutlichsten an den zunächst liegenden etwas flachen Stellen der Gehänge ließen sich viele Spuren von Fußpfaden, auch Reste einzelner Hütten erkennen. Diese Stellen werden von Zeit zu Zeit als Weideplätze besucht, wobei zugleich alles Gebüsch, das als Brennholz dienen kann, für die nächsten Dörfer gesammelt wird. Regelmäßige Alpenwirtschaft mit Rindviehzucht und mit Butter- und Käse-Produktion kennt man hier nirgends. Das einzige, was hier in Höhen mit alpinem Klima betrieben wird, ist Schafzucht, wobei die Hirten sich ärmlicher Steinhütten, häufiger noch kleiner Zelte bedienen.

Während des Marsches vom Goza-Berge, vom 30. Mai bis 2. Juni, hatte ich auch ein paar schöne Abende.

Eine so glänzende rote Beleuchtung, wie bei günstigem Sonnenuntergange das Alpenglühen in Europa, zeigte sich hier jedoch nie. Das Nichteintreten intensiver roter Färbung ist dadurch veranlaßt, daß wegen des sehr geringen Luftdruckes in den Schneeregionen auch die absolute Menge der Feuchtigkeit in der Atmosphäre, selbst an den günstigsten Abenden, nur sehr gering ist. Wegen der bedeutenden Höhe der Berge hält bisweilen die, wenn auch schwache, aber deutlich rosige Färbung etwas lange an, doch nur solange, als noch direkte Sonnenstrahlen die hohen Gipfel treffen.

3.

Kalkata und seine Bewohner.

— William Knighton —

Wir waren also in Kalkata!

Kalkata besteht, wie die meisten indischen Großstädte, aus zwei Teilen, dem schön gebauten, reinlich gehaltenen, mit breiten Straßen versehenen, europäischen Stadtteile und der schlecht gebauten, schmutzigen und mit engen Straßen versehenen Hindustadt. Selbst zu den Palästen der eingeborenen Fürsten, von welchen viele mit äußerem Prunk nach dem Muster des Parthenon erbaut oder wenigstens mit griechischen Säulenhallen ausgestattet sind, kann man nur durch lange schmutzige

Straßen gelangen, die so eng und schmal sind, daß zwischen den zu beiden Seiten befindlichen Gräben zwei Wagen nur mit der größten Vorsicht und Behutsamkeit aneinander vorüber fahren können, wenn nicht einer von beiden oder beide zugleich in die offenen Schleusen fallen sollen.

Der Palast des Vicekönigs, die Kirchen, das Stadthaus und die Bank sind ebenfalls in griechischem Geschmack erbaut. Der Hindufürst weiß, daß er nicht hinter der Mode zurückgeblieben ist. Ein Gebäude nach der Bauart der Hindus würde freilich nicht bloß weit malerischer, sondern für den Bewohner auch unendlich bequemer und passender gewesen sein. In den engen Straßen des von den Eingeborenen bewohnten Stadtteiles liegen die Hauptbazare.

In Kalkata ist ein Bazar eine Vereinigung von mehreren, gewöhnlich in einer engen Straße gelegenen und meistenteils mit denselben Gegenständen und Waren ausgestatteten Kaufläden. So kauft die kluge Hausfrau, welche die übermäßigen Preise der europäischen Kaufleute scheut, in dem einen Bazar Leinen, Seide und Wollenzeug, in einem andern Thee, Zucker und Spezereien, in einem dritten die Gerätschaften und Verzierungen für ihre Zimmer und so fort. Eine Reihe kleiner offener Kaufläden, vor welchen die Verkäufer sitzen und ihre Waren anpreisen und die Vorübergehenden einladen, einen Versuch damit zu machen, das ist ein Bazar in der wirklichen Bedeutung des Wortes.

Die Kaufläden erscheinen bei ihrer engen Vorderseite klein und unbedeutend, tritt man aber ein, so entdeckt man ein mit Waren angefülltes Gemach hinter dem andern, man steigt Treppen hinauf und hinab, geht links und rechts und sieht überall Waren, Waren und nichts als Waren. Den Vorübergehenden in seinen Laden zu locken, ist der einzige Zweck des in der offenen Thüre sitzenden Kaufmanns. Seine Beredsamkeit ist ein bloßer Köder. „Gehen Sie nicht in den Laden jenes Mannes, Sär," ruft er dem Herankommenden zu, wenn er sieht, daß dieser unschlüssig ist, wo er eintreten soll, und an dessen erhitztem Gesicht er überdies sogleich den frischen Ankömmling erkennt, den er englisch anreden muß, — „gehen Sie nicht in den Laden jenes Mannes — das ist ein schlechter Mensch — ein verdammter Betrüger; Sie werden dort nur betrogen. In diesem Laden hier ist alles gut, Sär — kommen Sie hier herein, Sär. Ich zeige Ihnen, was Sie brauchen, Madam — Seide, Atlas, Bänder, alles was Sie brauchen."

Ist es ihm gelungen, einen Käufer hinein zu locken, so überweist

er ihn ziemlich gleichgültig andern Leuten innerhalb des Ladens, während er seinen Platz an der Thüre wieder einnimmt, um mit dem „schlechten Menschen“ ihm gegenüber, dem „verdammten Betrüger“, den er kaum eine Minute vorher so rücksichtslos geschmäht hat, zu lachen und zu schwatzen.

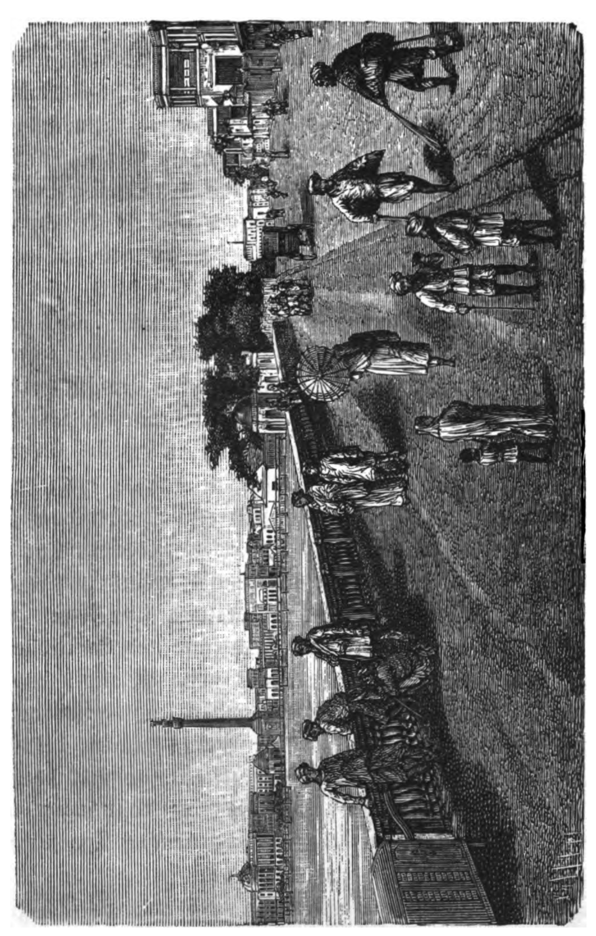


Abb. 69. Kalkata.

Die Kaffeehäuser der europäischen Zuckerbäcker sind während der Tageshitze die Zufluchtstätten der müßigen Anglo-Indier. Sie liegen in der Nähe des Gouvernements-Hauses, wie der Palast des Vice-königs genannt wird, und werden so kühl als möglich gehalten; der Marmorfußboden, die Marmortische und der ununterbrochene Luftzug

innerhalb, der durch beständig in Bewegung erhaltene Fächer oder Schwingen bewirkt wird, bilden einen sehr angenehmen Gegensatz zu dem Backsteinstaub und der drückenden Hitze außerhalb. Man findet hier außer Eis, das während des Tages am meisten verlangt wird, alle amerikanischen Getränke, die wegen des vielen Eises, das zur Bereitung der meisten derselben benutzt wird, in Indien ganz besonders beliebt sind.

Auf jedem Tische begegnen dem Blicke die bekannten Gesichter der bedeutendsten Londoner Zeitungen, untermischt mit indischen von verschiedenen Namen und verschiedenem Aussehen. „Punch“ ist hier wie überall ein allgemeiner Liebling, das abgegriffenste, am meisten mit Kaffee getaufte Blatt von allen und den bedienenden Hindus ebensogut bekannt, wie den anglo-indischen Gästen. „Punch, Sahib,“ spricht schüchtern der dienstfertige und sklavische Bengale, indem er dem Gaste das Blatt vorlegt.

Selbst in den belebtesten Straßen von Kalkata, wo die meisten Ochsenkarren und andere Fuhrwerke knarren und rollen, ist in dem Treiben und Leben, das sich hier bewegt, eine gewisse Abspannung und Gleichgültigkeit — ein Mangel jener Emsigkeit, welche das geschäftige Leben des Westens charakterisiert. Zeit hat im Morgenlande im allgemeinen keinen großen Wert und in Kalkata nicht mehr als anderwärts. Die Arbeiter, die eine schwere Last oder einen Warenballen fortzuschaffen, die Treiber, die einen widerspenstigen Ochsen fortzubewegen haben, die Handwerker und Handarbeiter, die ihrem Berufe obliegen — alle betreiben in Kalkata ihre Arbeit und ihr Geschäft mit der möglichst geringsten Thatkraft und Anstrengung, die zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes nötig ist. Will es mit der Arbeit nicht gehen, so ist das Rettungsmittel leicht gefunden, indem sie sich auf ihre Fersen setzen und zur Pfeife greifen, bis Beistand herbeikömmt, bis der Ochse seine Halsstarrigkeit aufgiebt oder bis es zu spät ist, das Geschäft für diesen Tag zu vollbringen und die Entscheidung einem glücklichen Ungefähr des nächsten Tages überlassen werden muß.

„Was thut es, Sahib, wenn wir uns nur glücklich fühlen?“ werden sie uns sagen, wenn wir zu wissen verlangen, warum sie es an jeder kräftigen Anstrengung, sich aufzuraffen, fehlen lassen. „Sie gehen viel zu schnell,“ sprachen die höflichen Bengalesen, als sie die ersten Dampfwagen dahinfliegen sahen — „sie gehen viel zu schnell, die Leute werden alle den Tod davon haben.“

Es werden wenige Städte eine aus ungleichartigeren Bestand-

teilen zusammengesetzte Bevölkerung haben als Kalkata. Ganz abgesehen von dem bleichen Anglo-Indier, der in einem Zustande beginnender Zerfließung in seinem Wagen liegt, abgesehen von den ihm verwandten Deutschen, Franzosen und Amerikanern, die seinem Beispiele folgen und mit der Zeit leberkrank und reizbar werden — abgesehen von all diesen, die man als Ausländer betrachten kann, giebt es ein sehr großes Gemisch von Orientalen, welche das Klima des Landes nicht beeinträchtigt, die von der Hitze verhältnismäßig wenig zu leiden haben und die in ihrer Tracht und ihrer ganzen Erscheinung ebenso verschieden sind, wie in ihrem Ursprung. Dort sieht man Türken mit ihren schweren und mächtigen Turbans und in ihren weiten Beinkleidern majestätisch dahinschreiten, von allen Menschen die selbstvergnügtesten — hier Araber mit lose wehendem Gewande, deren unsicherer Gang nur zu deutlich erkennen läßt, daß sie mit den Beinen ihrer Pferde besser bekannt sind als mit ihren eigenen. Auch sie teilen das Selbstvergnügen, das dem Türken eigen ist und betrachten die Ungläubigen mit derselben tiefen Verachtung wie dieser.

Der Perser mit seiner hohen kegelförmigen Mütze, in seinen aufgeschlitzten Ärmeln und seinem wehenden Gewande ist innerlich nicht minder stolz, nicht minder eingebildet, aber er verbirgt dies Gefühl. Er ragt mittels seiner hohen, kegelförmigen Mütze aus der Menge hervor, durch welche er majestätisch dahinschreitet; er bedauert den Engländer, verachtet den Hindu und haßt den Türken. Der indische Mohammedaner ist von seinen Glaubensgenossen in der Türkei, in Arabien und in Persien völlig verschieden. In seiner äußeren Erscheinung unterscheidet er sich nur wenig von dem eingeborenen Hindu. Er trägt nicht den großen Turban des Türken oder Arabers, sondern bedeckt seinen geschorenen Schädel mit einer weißen Mütze, die einer abgestutzten Nachtmütze zu ähnlich ist, als daß sie auffallend oder malerisch sein könnte. Man erkennt ihn gewöhnlich an seinem breiten Gürtel, aus einem ungeheuren Stück Zeug bestehend, das mehrmals um seinen Leib geschlungen ist und seine Rechnungen, sein Schreibzeug, seine Zuckerwerkbüchse und häufig auch seinen Warenvorrat enthält, wenn dieser in Schmucksachen oder Edelsteinen besteht. Er ist ein unermüdlicher Handelsmann und geht von Haus zu Haus, begleitet von seinen Dienstleuten, die seinen Warenkasten tragen, aus welchem er vor den Augen der matten Mem-Saheb, wie er die europäische Dame nennt, ein buntes Gemisch von allerlei verführerischen Neuigkeiten hervorbringt. Nachdem der Krämer einmal auf dem Fußboden des Zimmers inmitten seiner Waren Platz genommen und

seine Träger, gewöhnlich Afrikaner, nach der Veranda entlassen hat, wo sie mittlerweile der Ruhe pflegen, entwickelt er in verführerischer Reihenfolge Neuigkeit auf Neuigkeit, ein Kleidungsstück, oder eine neue Spitze, oder einen schönen Shawl, oder eine Broche, oder einen Ring. Die Dame müßte in der That schwer zu befriedigen sein, wenn sie nicht etwas für ihren Geschmack finden sollte. Sind einmal seine Kasten auf den Boden gesetzt, seine Waren in bewundernswürdiger Verwirrung auf einmal ausgebreitet und umhergestreut, so kann er sicher sein, daß ihm etwas abgekauft wird.

Nachdem man eine Stunde im wunderlichsten Gespräche, halb englisch, halb hindostanisch, verhandelt hat, steckt der Muselmann seine Rupien ein und packt, mit dem Ergebnis seines Morgengeschäftes sehr zufrieden, seinen Kram zusammen. Die schwarzen Träger — kräftige Gestalten, die wahren Karyatiden des afrikanischen Mannesstammes — heben die Kästen auf ihre Köpfe und entfernen sich, langsam und nach Indianerweise einzeln hintereinander herschreitend, während der muselmännische Kaufmann, mit vielen „Salaams“ gegen die schöne Käuferin, im stillen seinen Gewinn berechnend, den Zug beschließt.

Eine andere interessante Klasse der eingeborenen Bevölkerung bilden die „Parsen“. Sie sind die Abkömmlinge der persischen Feueranbeter, die von grausamen Moslems aus ihrem Heimatlande vertrieben wurden und bis auf diese Stunde standhaft und hartnäckig dem Glauben ihrer Väter treu geblieben, trotzdem sie ein aufgeklärter und interessanter Stamm sind — aufgeklärt, insofern sie mit Begierde die Aufklärung des Westens suchen, interessant, weil sie wie die Juden ein verfolgtes Volk sind. Ihrem Propheten Zoroaster ebenso treu anhangend wie die Juden ihrem Moses, richten sie ihr ganzes Streben auf Gelderwerb und sind darin wunderbar glücklich. „Reich wie ein Parse“ ist im Morgenlande fast zum Sprichwort geworden. Ihre Handelshäuser sind an allen Handelsplätzen des Indischen Ozeans verbreitet, von Australien bis nach Arabien, von China bis Mauritius, die Mehrzahl derselben aber hat ihren Sitz in Bombay.

In Kalkata findet man die reicheren Parsen wie anderwärts an der Spitze bedeutender Handelsfirmen und sie stehen meistenteils ihres Kredits und ihrer Rechtschaffenheit wegen in hohem Ansehen. In ihren Häusern, wahren Palästen der Pracht und Üppigkeit, vereinigen sich in nicht ungefälliger Weise der feinere Geschmack und die Eleganz westlichen Schmuckes mit den sinnlichen Bequemlichkeiten des Orients.

Die äußere Erscheinung des Parsen, wie er sich auf der Straße

und im öffentlichen Verkehr zeigt, verrät den glücklichen Erfolg seiner Bestrebungen, sein Selbstvertrauen, und das Bewußtsein, daß er nicht zur Menge, sondern zu einer besonderen, dieser Menge weit entrückten heiligen Klasse gehöre. Der eigentümliche, mit braun oder purpurrot geblümter Seide überzogene Hut neigt sich in einem anmutigen Halbkreise von der Stirne nach dem Hinterteile des Kopfes; seine weiße, zierlich über die Brust geknöpfte Tunika schmiegt sich knapp an den Körper und reicht fast bis an die Kniee; seine weiten Beinkleider und seine mit gekrümmten Spitzen versehenen Schuhe geben ihm selbst unter den in den Straßen sich bewegenden Gruppen eigentümlich gekleideter Orientalen ein eigentümliches Ansehen. Sein hocherhobenes Haupt, sein strahlendes Auge, seine aufrechte Haltung und seine stattliche Gestalt — alles vereinigt sich, auf den Beschauer einen günstigen Eindruck zu machen.

Häufig sieht man auch die unzierliche und geschmacklose Gestalt des gelben Chinesen mit seinem häßlichen, weiten Hemde, seinen weiten, schlecht passenden Beinkleidern, in diesen Straßen wandeln — ein von dem Mohammedaner oder Parsen völlig verschiedenes Wesen — verschieden in vielfacher Weise. Erwerb ist der einzige alles verschlingende Gedanke seiner Seele, und wenn er mit seiner häßlichen kegelförmigen Mütze und seiner geschmacklosen Bluse vor uns erscheint, sind wir auf den ersten Blick überzeugt, daß er nicht eben den Grazien geopfert hat, was auch die Haupttriebfedern seines Daseins sein mögen. Aber er ist ein unermüdlicher und rüstiger Arbeiter, und seine Geschicklichkeit wird durch die Thatsache bestätigt, daß ein Hindu oder Mohammedaner keine Aussicht auf Beschäftigung hat, wenn man einen chinesischen Zimmermann, einen chinesischen Schuhmacher oder einen chinesischen Lastträger erlangen kann. Der Chinese birgt demnach bei allem Mangel an äußerer Anmut ein geheimes Etwas in seinem ungeschlachten Körper, das ihn in den Stand setzt, dem Orientalen in Gewandtheit und Geschicklichkeit leicht den Rang abzulaufen. Nur der Parse, aber auch nur dieser allein, kann mit ihm konkurrieren.

Das sind die Hauptschattierungen der Bewohner Kalkatas. Hinsichtlich der Stadt selbst brauche ich nicht viel zu sagen. Man denke sich ein einziges europäisches Haus, vervielfältige es ins Unendliche, und man hat den europäischen Teil von Kalkata; ebenso denke man sich eine oder einige indische Hütten oder Paläste, vervielfältige sie tausendfach und man hat das Stadtviertel der Eingeborenen. Ein Bazar ist ein Bild aller übrigen, ein Platz mit seinen Reihen

griechischer Bauwerke, ein Bild von allen anderen Plätzen, ein Wasserbecken mit seinem grünen Rand und seiner Umzäunung, mit den schwärzlichen Wasserträgern, die hier ihre Schläuche füllen, um die Häuser mit Wasser zu versorgen, ist ein Bild aller Wasserbehälter. Die verschiedenen Rassen des Menschengeschlechts sind aber die hauptsächlichste Merkwürdigkeit der Stadt.

4.
Das heilige Benares.

— F. Reuleaux —

Wir standen am Ufer des Ganges. Jenseit des breit dahinwallenden Stromes lag das heilige Benares vor unsern Augen, die vieltürmige, berühmte Stadt. Ein Fährschiff trug uns hinüber. Näher rückt das Bild; aber zugleich wird auch immer augenfälliger eine gewisse Trümmerhaftigkeit der Stadtfront. Die Uferböschung ist ziemlich steil, weshalb breite Treppen in größerer Anzahl, die bis zum und bis ins Wasser niederführen, angelegt sind. Einzelne mächtige Bauten waren weit nach vorne gerückt, oder offenbar schlecht umgebaut, so daß dem Ganges die Unterspülung gelungen war und Risse, Senkung und Einsturz zerstörend auftreten konnten. Etwa in der Mitte der Stadtfront hob sich am hohen Uferrande ein Tempelbau mit zwei wunderbar schlanken, hohen Minareten ab; kleine Minare und Spitzkuppeln entwickelten sich allmählich dazwischen dem Blick. Dicht am Wasserrande sah man nicht weit von uns ein Gewirre von kleinen hüttenartigen Bauten, zum Teil unmittelbar aus dem Wasser emporsteigend, dabei hoch emporragende schwanke Bambusstangen. Dazwischen und auch auf dem freien Ufer und auf Mauern oder niedrigen flachen Dächern sah man große, runde, steife Schirme, aus Geflecht hergestellt, wie es schien, unseren Marktschirmen sehr ähnlich, gelegentlich Wäsche zum Trocknen drauf gebreitet.

Nahe dem äußersten Ende der Stadt, stromauf legte unser Fährschiff an, und nach 10 Minuten sitzen wir in einer überdachten, ringsum offenen Gari, deren Zweigespann von seinem dunkelbraunen Führer alsbald angetrieben wurde. Es war eine Art Vorstadt, durch die wir zunächst auf ziemlich holprigem Wege rollten, die Häuser vereinzelt, die Straßen unregelmäßig, hier und da Baumgruppen, Hütten und Häuser mit dichtem Schatten schützend.

Dann gelangten wir in die Stadt, ohne daß wir indessen tief in dieselbe eindrangen. Es waren Handwerker, Arbeiter, deren Wohnungen zu beiden Seiten der Straße sich darboten, allermeist einstöckig, mit vorne hinaus offenem Arbeitsraume, alles voll Leben und Geschäftigkeit. Jetzt durchfuhren wir das hübsche, saubere englische Viertel, das den Namen Sekrol führt. Und nun durch ein großes Thor in den weiten Hofraum mit Grasplatz zu dem sich freundlich präsentierenden Hotel.

Am nächsten Tage brachen wir in aller Morgenfrühe auf, um das berühmte und einzig dastehende rituale Morgenbad im heiligen Strome zu sehen. Etwas unterhalb unseres gestrigen Landungsplatzes vertauschten wir den Wagen mit einem breiten, plumpen Boot, mit dem wir uns langsam, der Strömung durch Rudern entgegenstrebend, abwärts treiben ließen. Ein unvergeßlicher und merkwürdiger Anblick bot sich uns dar. Die gestern von ferne gesehenen Flußtreppen lagen nun nahe vor uns. Hinter ihnen, auf der etwa 25 m über dem Wasserspiegel sich erhebenden Uferhöhe, bald vor-, bald zurücktretend die Paläste und Tempel, zum größten Teil reich stilisierte machtvolle Steinbauten, einzelne sechs Stockwerke zählend, ein ganz naheliegender, großenteils schief eingesunken und zerspalten, jedoch von der armen Bevölkerung dicht bewohnt. Die Flußtreppen waren bedeckt mit Menschen, fast 4 km weit dem Strom entlang, die zum Ganges hinab und dann in seine Gewässer hineinstiegen oder zur Stadt wieder hinaufgingen. Nach ihren religiösen Vorschriften sind alle Hindus in Benares gebunden, nur ausgenommen die Kinder unter vier Jahren und die Schwerkranken, allmorgendlich in den heiligen Fluten zu baden. Dies geschieht von vier, fünf Uhr bis gegen neun. Die vornehmsten Klassen erscheinen zur allerfrühesten Stunde, die niedrigen zuletzt. Man schätzte die Zahl der Badenden, als wir zugegen waren — etwa um halb sieben Uhr — auf über hunderttausend.

Die Frauen badeten an einem besonderen Platz, mehr oberhalb. Durch ein Eisengitter war die Grenze einigermaßen markiert. Sie schritten in ihren oft sehr farbenreichen Gewändern bis zur Brusthöhe ins Wasser, tauchten wiederholt unter, plauderten mit den Nachbarinnen, führten die Kinder an der Hand in die Flut. Manche der jüngeren Männer schwammen auch, nachdem sie von den halbversunkenen Steinbanketten der unterspülten Palastmauern sich unter Lachen und Scherzen ins Wasser gestürzt, sie entfernten sich aber nie weit. Alle Männer waren bekleidet, wenn auch nur mit einem

Lendentuch. Vielfach sah man — wahrscheinlich geschah es durchweg — die Badenden Gebete verrichten und Andachtshandlungen anderer Art vornehmen. So z. B. wurde Gangeswasser in kleine kupferne oder messingene Gefäße von besonderer Form geschöpft und durch den ziemlich engen Ausgußschlot wieder langsam entleert, wobei Gebete geflüstert wurden. Andere beteten am Rosenkranz, dessen orientalischer Ursprung hier wie anderwärts in Indien zu Tage tritt. Nach gewissen Gebeten übergossen wieder andere sich die Scheitel in streng gehaltener Bewegung mittelst kleiner, runder, Lota genannter, Gefäße. Sehr viele, die Frauen fast ausnahmslos, nahmen von dem Ganges Wasser mit hinauf zur Stadt, wobei sie sich blinkender, messingner Gefäße bedienten.

Nachdem wir dem seltsam bunt bewegten Badeschauspiel eine reichliche halbe Stunde gewidmet, landeten wir dicht beim Frauenbad an einer der großen Flußtreppen. Man nennt sie Ghate. Es war das Man-Mandir-Ghat, wo wir ans Land gestiegen. Die große Ghat-Treppe ging nach oben in Verzweigungen aus, durch Thorbogen, offene und verdeckte Gänge, durch die wir hinauf geführt wurden in das Gebiet der Hindutempel, Moscheen und anderen Heiligtümer.

Unser nächstes Ziel war der berühmte „goldene“ Tempel, so genannt wegen der Goldbekleidung an einer seiner Kuppeln. Man kann sich die Engigkeit der Umgebung und der An- und Aufeinanderbauung daselbst kaum stark genug vorstellen. Durch schmale, fallende und steigende Gassen, in denen ein lebhafter Verkehr stattfand, gelangten wir zum Haupteingang. Vor demselben streckten Bettler ihre dürren Hände aus, dann aber boten auch Blumen- oder richtiger Blütenhändlerinnen ihre Ware an. In ganzen Reihen saßen sie auf den Steinbanketten, Stufen, Pilastergurten. Ein fast betäubender Duft stieg aus den Körben auf, die gefüllt waren mit stengellosen, oft sogar aus dem grünen Kelch gehobenen Blüten von den herrlichsten Formen und Farben, teils zu kleinen Rosetten zusammengebunden, sehr häufig aber auch zu Kränzchen zusammengesteckt, nämlich Kelch in Kelch geschoben, wie bei uns die Jugend wohl mit Syringenblüten verfährt. Die Blumenkronen werden im Tempel als Opfer dargebracht, zu zwei, drei, doch auch händevoll, oder in Kränzchen, je nachdem es der Opfernde aufzubringen vermag. Wir traten in Bischesvars Tempel ein.

Bischesvar oder Bischeswar ist einer der Namen des Schiva, Vertreters des zerstörenden, aber zugleich neuschaffenden Prinzips in

der indischen Trimurti oder Dreieinigkeit. Es ist der oft genannte große Gott Mahadewa (Mahadoe bei Goethe). Seine begeisterten Anhänger stellen ihn hoch über die beiden anderen Teilhaber des Trimurti, Brahma und Wischnu, den Schaffenden und den Erhaltenden, wohl weil er das Geschaffene zwar zerstört, es aber wieder neu hervorbringt, also die eigentliche organische Naturkraft vorstellt. Die Fülle seiner Verehrer wurde in dem seltsamen Tempel, in den uns jetzt ein Priester hineinführte, durch die Engräumigkeit des Gebäudes zum Gedränge gesteigert.

Es waren drei aneinanderstoßende kleine Räume mit Kuppeln überdeckt, an zweien derselben sind in den Tiefen der äußeren Kassituren die erwähnten Beschläge aus Goldblech angebracht. Ich hatte eine größere kirchliche Handlung erwartet. Nichts davon. Es fand vielmehr ein allgemeines frommes Kolloquium statt, unter fortwährendem Ab- und Zugehen der Heilsbedürftigen. In dem mittleren der drei Räume hing eine kleine bronzene Glocke von der Decke herab, einer Schiffsglocke an Größe gleich, außen reich ornamentiert. Die Abgehenden oder wenigstens einzelne derselben schienen die Beendigung ihres persönlichen Gottesdiestes durch Anschlagen dieser Glocke anzuzeigen, deren Klöppel von unten erfaßt und angeschlagen wurde, einmal, zweimal, je nachdem. Nahe auf einem Pfeiler, nicht weit von der Glocke, saßen zwei herrliche Pfauen, ihr prachtvolles Schweifgefieder wie Mäntel über den Stein herabfallen lassend. Sie schienen das Summen und Reden und Gehen und Läuten vollständig gewohnt zu sein. Der Strom der Beichtkinder, Männer und Frauen, quoll heraus oder ging hinein in die kleinen Apsisbauten der drei Tempelräume. In jedem dieser steht ein Lingam, jener berühmte Opferstein des Mahadewa, das Symbol der hervorbringenden Naturkraft vorstellend. Ich hegte wenig Hoffnung, einen solchen in der Nähe zu sehen zu bekommen. Doch unser Führer drängte die Menge hinweg, und so durften wir denn bis in die Thür des Allerheiligsten treten. Nur durch die Thür fiel etwas Tageslicht; an den Wänden aber brannten Wachslichtchen und Lampen, kleine und große, in welche der beschäftigte Brahmine ab und zu Spezereien warf, daß es dampfte und duftete. Es regnete Blüten, auch weiße Reiskörner in Menge auf den Stein, den darauf wieder der Brahmine mit Gangeswasser begoß. Der Duft der Blumen und der Spezereien, das Summen der Menge, das Anschlagen der Glocke wirkte alles zusammen fast betäubend. Wir freuten uns, wieder ans rosige Licht herauszukommen.

Weiter herumgehend gelangten wir von einer anderen Seite zu dem Steine, auf dem die Pfauen saßen; es war aber nicht ein bloßer Steinpfeiler gewesen, sondern, wie sich jetzt zeigte, das aus schwarzem Marmor gemeißelte Bild der heiligen Kuh oder des heiligen Stieres, Nandi-Linga genannt, ein besonderes Heiligtum des Mahadewa.

Eine große Anzahl Tempelgebäude reihten sich rings dem heiligen Tempel, meist reich an Skulpturen in braunrotem, feinkörnigem Stein, vielfach eine Hocharchitektur nachahmend. Wir drangen nicht in das Innere vor, sondern begnügten uns mit der äußeren Ansicht und wandten uns wieder zur Stadt hinein. Langsam zogen wir das Gassengewinde hinunter, da bot sich uns an einem kleinen Platz auf einmal das Schauspiel eines Leichenzuges, oder dessen, was in Indien an die Stelle desselben tritt, dar. Eine Schar von etlichen dreißig Männern kamen vorüber. Sie gingen im Geschwindschritt dahin, je zwei und drei. Ungefähr in der Mitte des Zuges wurde die Leiche auf einer Bahre getragen, auf den Schultern von vier Männern.

Der tote Körper war in bunte, reichfarbige Stoffe, die dicht an den Körper schlossen, nicht sowohl eingehüllt als förmlich eingenäht, die Arme an den Leib gestreckt, das Ganze von außen mit der Hülle umlegt, auch der Kopf, wie bei Mumien. Die Tragbahre, aus Bambusstangen gebildet, war einigermaßen geschmückt, ihr voraus wurde ein Zeichen, vielleicht ein Götterbildchen, getragen, einige der Offizianten trugen auch frische, farbige Gewänder. Ihr Dahinschreiten begleiteten die Leichenführer mit dem schauerlich klingenden Rufe: Harri, harri, bol! Harri, harri, bol! Harri, harri, bol! den sie nach kurzen Pausen wiederholten, immer dreimal hintereinander. Eine Gari von besonderer indischer Bauart, mit zugezogenen Vorhängen folgte dem Zuge, der nach kurzer Zeit verschwunden war. Die Leichen werden von den Trägern zum Flußufer gebracht, in Benares wie anderswo, möge es auch entfernt sein, und dort verbrannt, dann die Asche in den Strom gestreut. Am Ganges verbrannt und der Mutter Ganges übergeben zu werden, steht dem Inder besonders hoch.

In aller Morgenfrühe des nächsten Tages, — es war Sonntag, — fuhren wir hinaus nach dem Nordende der Stadt hin, wo ein berühmter Tempel der Göttin Durga zu besuchen war. Eine für tropische Verhältnisse recht angenehme Morgenfrische, bei der man nämlich etwas weniger zu schwitzen hatte als sonst, lag auf

Stadt und Land. Wir begegneten vielerlei Leuten, die mit Fruchtkörben und anderen Traglasten dem Innern der Stadt zugingen. Nicht lange, so schien unser Weg ins freie Feld hinaus zu führen, außerhalb der Stadt, es war aber bloß ein verödeter Teil des großen Benares, jetzt für üppige Gärten und Felder benutzt.

Wir fuhren durch die mit zerstreuten Wohnungen besetzle, ländlich aussehende Gegend dahin. Die Häuser traten wieder dichter zusammen, als wir uns dem Durgatempel, dessen Spitzkuppel sich nun zeigte, näherten. Eine Eigentümlichkeit dieses Tempels ist, daß in und bei ihm heilige Affen in großer Anzahl gehalten werden, offenbar im Zusammenhang mit der Verehrung, welche dem Affenkönig Hanumen gezollt wird, dem tapferen Affenkönig, welcher der Mahabharata nach einst Rama half in dem Kampfe gegen Lanka (Ceylon) und zwar dadurch, daß er durch seine Affen eine steinerne Brücke vom Festlande nach Ceylon bauen ließ.

Die Affengesellschaft war denn in der That bald sichtbar; alle gehörten, wie es schien, derselben Spezies an, ziemlich groß, bis Jagdhundgröße, gelbbraun von Fell, mit langem Schwanz, der zum Wickeln und Turnen an Baumästen trefflich gebraucht wurde, fleischfarbigen Nasen und Lippen. Der Inder ist im allgemeinen schon Tierschützer und -Freund. Diese heilig gehaltenen Geschöpfe behandelt er aber noch mit besonderer Rücksicht. Die Gesellen, obwohl beim Tempel eigentlich zu Hause, spazierten vierhändig überall herum, wo es ihnen gefiel. Man sah sie in den Fenstern sitzen, auf den Gartenmauern, auf den Dächern auch. Wo Früchte oder Blumen zum Verkauf standen, scheuchte man sie mit leichter Handbewegung fort, worauf sie sofort hinweghumpelten.

Wir stiegen aus, da wir an dem großen Teich der Durga, dem Durga-Kund, angekommen waren. Ein viereckiger, vorzüglich in Quadratmauerwerk gefaßter Teich, zu dessen Wasserflügel breite Treppenflüchte hinabführten. Das Baden im Durgateich soll sühnend sein und dem Baden im Ganges gleich oder nah stehen. Dicht an den Teich stieß das Tempelgehöft, welches von ganz regelmäßiger und durchgeführter Bauart war. Von der Straße gelangte man durch einen Portikus von Säulen in einen Vorhof. In diesen hinein ließ man uns aber nicht ohne weiteres. Da saßen wieder einige, obwohl nicht viele Verkäuferinnen, die Blumen feil hielten, dann aber auch solche, bei denen eine getrocknete Körnerfrucht, Koi mit Namen, zu kaufen war. Ein uns entgegentretender jüngerer Brahmine bedeutete uns, daß wir Koi für die Herren Affen darzu-

bringen hätten. Er selbst übernahm nach Ausfolgung der erforderlichen Steuerquote das Kaufgeschäft, indem er eine große, runde Messingschüssel voll von Körnern, welche etwa so aussahen, wie getrocknete Kapuzinerfrüchte, kaufte. Wir durften uns jetzt ihm anschließen, und nun ließ er einen eigentümlich lauten Ruf an die Vierhänder ertönen, in welchem „Koi“ wiederholt vorkam. Einige der Langschwänze hatten sich schon auf der Treppe zur Tempelhalle gezeigt, teils neugierig, teils scheu, jetzt aber sprang und kletterte und drängte sichs heran, aus der Tempelthür, von dem Portikus herunter, von außen, aus den nächsten Häusern, von den Bäumen, alles dicht um den Brahminen herum zu uns her, hungrig oder wenigstens voll Appetit, mit jenem gelächterähnlichen Grunzen, die so beweglichen Augendeckel in fortwährender Thätigkeit. Die umhergestreuten Koikörner wurden begierig aufgeschnappt, auch darum gebalgt, immer unter dem „Hohoho, höhöhö“; einzelne Hände wagten blitzschnelle Griffe in die Schüssel. Ich nahm dann eine große Handvoll Körner und hielt sie, mich niederbeugend, ihnen hin. Anfangs scheu zurückweichend, griffen endlich die Mutigeren, denen der Brahmine noch zuredete, mit ihren weichen Händchen zu, mit einem großen Satz sich rettend nach ausgeführter Heldenthat. Es dauerte nicht lange, so war unsere Spende von den verehrlichen, behenden Nachkommen Hanumans aufgezehrt, worauf sich diese eiligst wieder zerstreuten.

Wir traten, einige Stufen ersteigend, nunmehr zur Thür des Tempels oder richtiger der Tempelhalle hinein. Es war eine im Geviert den Tempelbau einschließende Säulenhalle, aus rotbraunem Sandstein sehr hübsch ausgeführt, nach außen die geschlossene Wand, nach innen die Säulen. In dem von dieser Halle eingeschlossenen, unüberdeckten Raume erhob sich in der Mitte mit drei Stufen eine Plattform, welche mit einer säulengetragenen Kuppel überdeckt war. Ich zählte zwölf Säulen, vier an jeder Front. Im Hintergrunde unter der Kuppel, der Eingangsthür gegenüber, stand wiederum ein kleines Gebäude, dicht an die Rückwand anschließend, das Allerheiligste.

Ich war nicht wenig neugierig, namentlich in der Hoffnung, heute, wo der Besucher der Frühe wegen noch sehr wenige waren, die Dinge recht in der Nähe sehen zu können. Die Sache schien indessen nicht ganz sicher: denn auf der Plattform unter der Kuppel saßen und lagen die Brahminen, acht oder zehn an der Zahl, in so bequemer Nichtsthuerstellung, und sie sahen die eintretenden Fremden so gleichgültig, ja mir schien herausfordernd trotzig an, daß ich be-

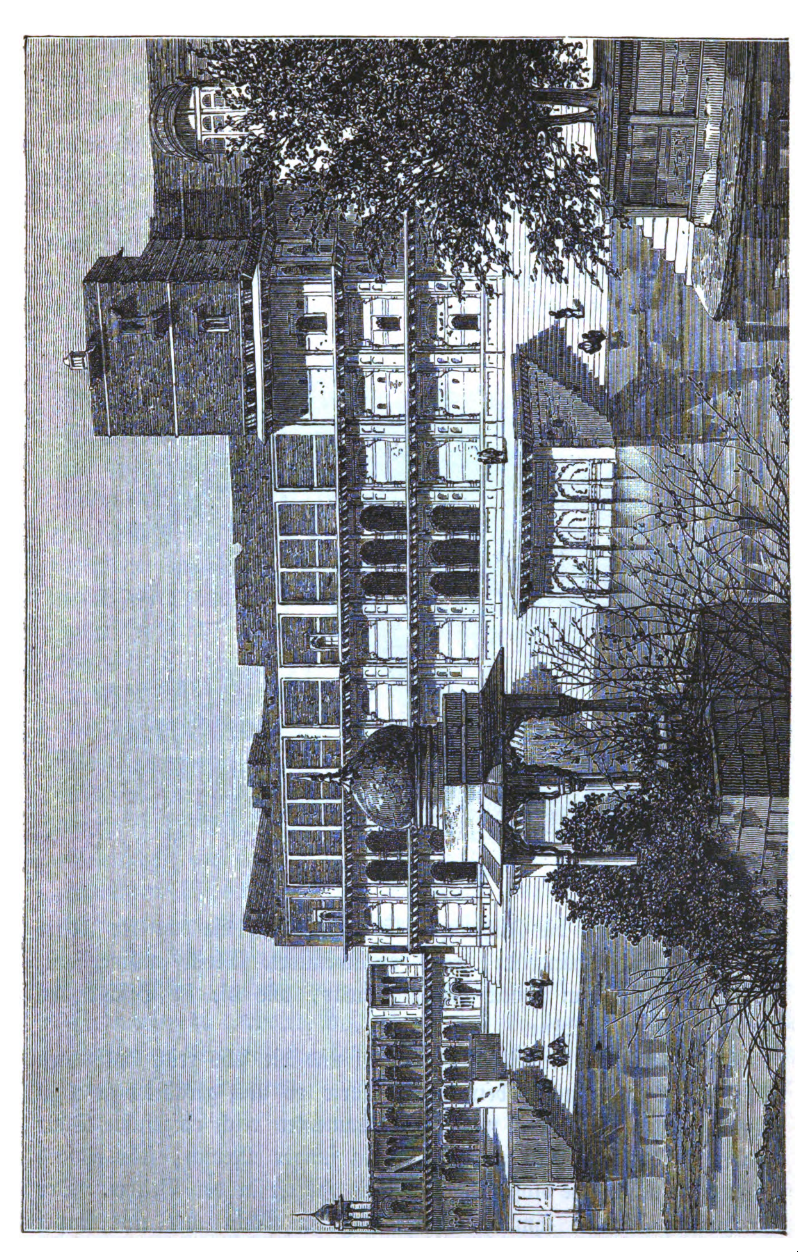


Abb. 70. Großer Tempel und heiliger Teich.

sorgte, wir würden auf wenig Zugänglichkeit zu rechnen haben. Keiner rührte sich, auch unser Koirufer machte keinerlei Anstalten uns zu helfen. Was war zu thun. Ich faßte mich kurz, schritt auf die Stufen zu und langsam, gemessen hinauf, mein Begleiter nahe hinter mir. Oben noch zwei Schritte, dann blieb ich stehen und sprach: „Salám!“ (Friede mit Euch!). Sofort sprangen die sämtlichen Daliegenden auf die Füße und erwiederten im Chorus den Gruß mit höflicher Neigung und Handbewegung. Das Eis war gebrochen, die Befriedigung ihres Selbstgefühls hatte die Stimmung von der Gewitterschwüle entladen. Einer der ältesten Priester über-

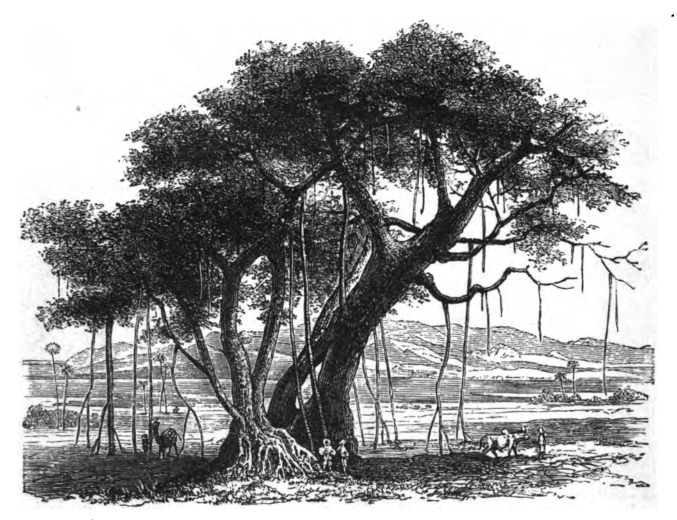


Abb. 71. Bananen.

nahm nun alsbald die Führung. Er machte auf die von der Mitte der Kuppel herabhängende, reich ornamentierte Glocke aufmerksam, welche zu ähnlichem Zweck bestimmt war, wie die in Bischesvars Tempel gestern gesehene.

Nachdem wir die Glocke bewundert und die sehr reich skulpierten Säulen der Halle näher betrachtet, führte er uns geradeswegs zum Allerheiligsten, in dessen mit Steinornamenten reich eingefaßte Thür wir treten durften. Es war gerade ein junger Mensch, sehr einfach gekleidet, nämlich eine bloße Dhoti um die Hüfte, in der Beichte. Der Brahmine, der sie ihm abnahm, trug an Mehr nur eine Pupri (Turban). Er hatte verschiedene Lampen angezündet und streute nun aus einem fünfteiligen bronzenen Behälter mit dem Opferlöffel ver-

schiedene Spezereien in die Flamme. Dann nahm er irgendwoher Farbe und kleinere Stäbchen und malte dem Jüngling die Absolutionszeichen auf die Stirn. Dieser hatte ein Kränzchen aus Blütenkelchen, wie wir sie früher gesehen, mitgebracht. Dieses streifte der Beichtiger ihm nun über den Kopf und legte es ihm um den Hals. Gebeugt, die Hände flach gegen einander gedrückt, stand er vor ihm, noch ein Segensspruch und ein Zeichen über seinem Haupt, und er war entlassen. Wir hatten uns natürlich ganz unbewegt gehalten während der interessanten Ceremonie. Der alte Brahmine drinnen ließ es sich aber jetzt nicht nehmen, uns das Götterbild zu zeigen. Ein merkwürdiger Anblick!

Es war das Bild der Kali-Durga, der schwarzen Durga also. Dasselbe war an der Rückwand der Cella angebracht, in halbhohem Relief, scharf im Profil. Besonders aufmerksam machte man uns auf das Auge, welches tiefblau glänzte und glitzerte. Es bestehe aus einem kostbaren Saphir, wurde uns versichert.

Wir bewunderten noch das in Sandstein äußerst reich ornamentierte spitze Kuppeldach des Sanktuariums, wobei uns der Brahmine alles zuvorkommend erklärte, während wir durch die Säulenhalle schritten, wie Mönche im Kreuzgang. Wo wohnen denn die Affen? O, an verschiedenen Stellen im Dachwerk der Vorbauten, meistens aber hier in dem heiligen Baum. Dieser stand draußen auf der rechten Seite des Tempelgehöftes, eine herrliche alte Banane, hoch hinauf hohl, prächtig verästet. Man trat durch eine Seitenthür zu ihr hinaus. Auf einen scheuchenden Wink mit dem Handrücken jagte die ganze, am Fuße des Baumes hockende vierhändige Gesellschaft auf und in den Baum und dann hinauf bis in die dichtbelaubten Wipfeläste. Unser Bakschisch wurde dankbar angenommen und uns ein allgemeines „Salam“ als Scheidegruß gebracht.

In der angenehmen Kühlung, die ein feiner Regen inzwischen herbeigeführt, fuhren wir nach Sekrol zurück. Um Mittag waren wir wieder in unserem Gasthofe, und bald nachher nahmen wir Abschied von der heiligen Stadt, in der wir so vieles Interessante ungesehen lassen mußten.

5.

In Süd-Dekhan.

— Paul Mantegazza —

Voller Freuden verlasse ich das heiße Madras, denn ich bin glücklich, mich noch wohl und munter zu befinden, trotzdem ich seine mit warmem Nebel und Baccillenstaub geschwängerte Luft geatmet habe, und wende mich dem Nil Giri zu.

Nachdem ich eine ganze Nacht im Waggon zugebracht, sehe ich einige schöne Berge, dann endlose Palmen- und wohlbebaute Reis-, Bananen-, Zuckerrohr-, Baumwollen- und Pfefferfelder. Bevor ich nach Pothanur komme, habe ich schon die Nil Giri begrüßt. In Pothanur verlassen wir die Hauptbahn und nehmen die Sekundärbahn und sind bald am Fuße der Nil Giri oder Nilagiris (von nila blau, und giri Berg) angelangt. Man nennt sie so, weil sie aus der Entfernung ganz blau gefärbt erscheinen, oder richtiger vielleicht, weil die Wiesen auf seinen Bergen im Frühling mit einem dichten Teppich von blauen Blumen überzogen sind.

In Mutapalam endet die Eisenbahn, und wir müssen einen leichten Reisewagen, eine Tonga, zur Weiterfahrt nehmen. Aber im Begriffe umzusteigen, welchen Schrecken sollte ich empfinden, als ich ein ganzes Volk von Kulis sich auf mein Gepäck stürzen sah. Es waren so viele, daß, wenn ich jedem auch nur 50 Pfennige gegeben hätte, es doch eine ziemlich bedeutende Summe ausgemacht hätte. Stelle man sich vor, daß sechs Kulis Mittel und Wege fanden, ihre Köpfe und ihre Arme unter eine Reisetasche mittlerer Größe zu placieren. Der Bahnhofsinspektor lachte über meine Verlegenheit und versicherte mir, daß ich nicht ruiniert werden würde. Und in der That kostete das ganze ungeheure Gepäck nur eine Rupie (zwei Mark). Schnell vergaß ich aber meinen Schrecken, als ich unter der vielfarbigen Menge mit malayischem Typus, der rings umher auf dem Bahnhofe war, eine Schwarze mit langen, schwarzen Locken und Augen von leuchtender Schönheit sah. Gewiß war es eine Tuda. Lächelnd näherte ich mich ihr und sagte in fragendem Tone: Tuda? Und sie antwortete: Tuda.

Endlich war ich also im wilden Indien, unter seinen unverfälschten Urbewohnern!

Die Pferde vor der Tonga waren klein, aber feurig und gingen

immer im Galopp. Jeden Augenblick wurden sie gegen andere ausgetauscht, die längs der Straße aufgestellt waren. Eigentlich liefen mir die kleinen Pferdchen zu schnell, denn ich hätte gern mehr Zeit gehabt, die Schönheit der fruchtbaren Natur zu bewundern. Zuerst Reisfelder in zartem Grün, dann ganze Wälder von Arecapalmen, eine der schönsten Palmenarten der Welt, die ihr smaragdgrünes Haupt auf einem wie eine Säule so glatten und schlanken Stamme zum Himmel erhebt, dann andere Palmen und riesige Bambusgebüsche, die an ihrer Basis einen Umfang bis zu 500 Millimetern hatten und ganz gerade 20 bis 30 Meter hoch in die Luft stiegen, während die äußerste feine Spitze sich in einem Bogen, fast wie eine Angelrute, herabsenkte.

Von einem einzigen Strauch gingen, wie bei einem pyrotechnischen Apparat, der unzählige flüchtige Raketen aussendet, 30, 50, 100 Bambusrohre aus, die aus einem einzigen Strauch einen Wald machten. Von Zeit zu Zeit kleine silberreiche Flüßchen und tiefe Thäler mit Riesenbäumen und Lianen, die so gerade waren wie Taue und 20 bis 30 Meter lang nicht ein Blatt zeigten, oder zusammengerollt und durch einander gewirrt, wie ein Schlangennest, und von ihnen hingen Früchte und Blumen aller Art herab, und vielfarbige Vögelchen, die furchtlos aus ihrem Lager auf uns herabschauten, wie wenn sie in einem von der Natur gefertigten Käfig säßen, und ein warmer Duft vom Urwalde, der mir Schwindel erregte.

In Cunur nahm ich einen anderen Wagen, und immer höher stiegen wir hinauf. Riesige Eukalypten und umfangreiche Akazien aus Australien verrieten die erobernde, aber auch reformierende Hand der Engländer. Aber glücklich war ich, als ich mitten in jener künstlichen Flora den ersten blühenden Rhododendron erblickte, mit seinen großen Büscheln roter Blumen, seinen rosigen Blättern und seinem dicken Stamme, der an Stärke unserer Kastanie von mittlerer Größe gleichkommt.

Allmählich näherten wir uns Utacamund (2500 m), die Vegetation trug einen ganz australischen Charakter, Eukalyptus und Akazien bildeten einen wahren Zaubergarten. Um halb sieben Uhr abends kam ich im Hotel an und erwärmte mich an einem knisternden Feuer, das mich mit unbeschreiblichem Wohlbehagen erfüllte. Vor wenigen Stunden hatte ich beim Anblick von Zuckerrohrfeldern transpiriert und jetzt wärmte ich mich an einem Feuer aus australischem Akazienholz.

Am andern Morgen erhebe ich mich sehr frühzeitig, steige auf

den Berg hinauf und befinde mich unausgesetzt in einer Art Trunkenheit. Es ist Januar, der für uns Nebel, Schnee, Ofen und Schnupfen bedeutet, hier zeigt er auf der ganzen Erde Smaragdgrün, ein tiefes, durchsichtiges Blau, Saphirblau am Himmel; eine berauschende Luft von lauer Frische umschwebt Himmel und Erde. Ich wandele unter wildem Jasmin, blühendem Rhododendron und den schönsten Farnkräutern dahin. Jede Pflanze ist ein neuer Freund, den ich kennen lerne, jeder Vogel, der mich grüßt, eine neue Bekanntschaft. Von oben herab sehe ich in der Tiefe mit wirklicher Bewegung die ersten zwei Tuda-Hütten. Ich begegne einem Inder, der, sobald ich vorübergehe, links und rechts von den ihm nahestehenden Büschen einen kleinen Zweig abbricht. An der argwöhnischen, furchtsamen Miene, mit der er mich betrachtet, glaube ich zu erraten, daß er sich durch seine Operation gegen den „bösen Blick", den ich ihm etwa zuwerfen könnte, schützen will. Auf meiner einsamen Streiferei entdecke ich einen ruhigen, kleinen See, den eine Fee zum Sitz erwählt zu haben scheint. Ehe man dorthin gelangt, versinkt der Fuß in dem Sammet des Baummooses und der Flechten, welche den Boden wie ein Teppich bedecken; und von einem malerischen Felsen ragt ein blühender Rhododendronbusch über das Wasser hinaus und spiegelt seine Blütenbüsche in dem ruhigen Naß. Neben ihm steigt eine ebenfalls blühende Aloë aus ihrem dornigen Bett wie eine gerade Flamme blütenbeladen zum Himmel empor. Die Luft ist berauschend und im höchsten Grade aufregend, sie ist so durchsichtig, daß man die fernen Berge mit den Händen berühren zu können glaubt. Die Landschaft ist so reich und üppig, und die Stärke des Lichts verleiht derselben so neue Tinten, daß ich mich in einem fortwährenden Zustand ästhetischen Rausches befinde.

Jetzt bog ich vom Wege ab, um den in der Nähe des Hotels wohnenden Tuda einen Besuch zu machen. Es waren dort nur zwei Häuser mit den Umfriedigungen für die Büffel. Vor den Häusern sah ich drei Frauen. Die Männer waren alle außerhalb, um ihre Büffel zu weiden. Ich bewunderte die prächtigen lockigen Haare, die ihnen auf Rücken und Schultern herabfallen, die eigentümliche blaue Tättowierung an Armen und Brust, den weißen Mantel, in den sie sich hüllen und die enormen Bronze-Armbänder, mit denen sie sich schmücken. Um ihre Freundschaft zu gewinnen, schenkte ich ihnen Pfefferminzkügelchen und Streichholzschachteln mit kleinen Spiegeln.

Die Tuda leben in den Nil Giri über ein weites, gebirgiges

Gebiet zerstreut, von vielen Hindus umgeben, die sich in jenem Landstriche niedergelassen haben.

Man hat sie wegen ihrer Kraft, ihrer edlen Haltung und ihrer schönen Züge mit den alten Römern verglichen, aber viel hat zu diesem falschen Vergleich der Mantel beigetragen, der ihr einziges Kleidungsstück ist, und den sie mit einer überraschenden Würde drapieren. Ihr Typus ist vielmehr ein semitischer, und einige von ihnen könnten wirklich ausgezeichnete Modelle für die alten Patriarchen der Bibel abgeben. Sie haben sehr schwarzes, dichtes Haar, üppigen schwarzen Bart, dichte Augenbrauen, eine Adlernase, große schwarze Augen, einen schönen Mund mit sehr vollen Lippen, schöne Zähne, ein weder zurücktretendes, noch vorstehendes Kinn. Ihre Hautfarbe gleicht stark gekochter Schokolade. Die Dörfer der Tuda heißen Mund und bestehen meist aus fünf verschiedenen Gebäuden, drei dienen zu Wohnungen, eins zur Milchkammer und eins um die Kälber während der Nacht darin einzuschließen. Ihre Häuser bestehen aus Bambus, Rotang und Erdschollen, die so gut mit einander verbunden sind, daß auch nicht ein Lichtstrahl, nicht ein Lufthauch ins Innere dringen kann. Wenn sie die sehr kleine Thür von innen mit einem wirklichen viereckigen Pfropfen verschlossen haben, so sind sie wie in eine Schachtel eingeschlossen. Die Häuser sind 3 m hoch, 6 m lang und 3 m breit. Die Thür ist 1 m hoch und 50 cm breit, und man kann nur, wie Schlangen auf dem Boden kriechend, hineingelangen. Um das Haus zieht sich ein Steinwall herum mit einem schmalen Eingange.

Die Tuda sind ein Hirtenvolk, das nur von Büffelmilch, Honig und dem Getreidetribut lebt, welcher ihnen von den Hindu gewissermaßen als Pacht für den Boden, der seit undenklicher Zeit das rechtmäßige Eigentum der Tuda, entrichtet wird. Sie verachten die Arbeit, sind stolz und lachen oft und gern auch über die Europäer.

Nach einigen Tagen besuchte ich, von einem Dolmetscher begleitet, einige der von Utacamund entfernter liegenden Munds der Tuda.

Im ersten Mund fragte ich um Erlaubnis, ins Haus treten zu dürfen, aber ich schien zu viel zu verlangen, denn mein Dolmetscher mußte seine Beredsamkeit verdoppeln, um die erbetene Erlaubnis zu erlangen. Endlich sollte sie mir gewährt werden, wenn ich meine Stiefel ausziehen würde. Diese Klausel war von der Herrin des Hauses hinzugefügt worden. Als ich nun die Erlaubnis erhalten und meine Stiefel ausgezogen hatte, war ich doch erst auf halbem Wege, denn die viereckige Öffnung eines Tudahauses ist so eng, daß

man nicht einmal auf allen Vieren, sondern nur mit dem Bauche auf der Erde, wie eine Schlange, hineinkriechen kann. Nun war ich aber noch nie weder in eine Thür, noch in eine Höhle, noch in irgend ein Loch der Erde auf diese Weise eingetreten. So blieb mir also nichts weiter übrig, als zu studieren, zu probieren und wieder zu probieren, und als es mir endlich gelang, die obere Hälfte meines Körpers durch das viereckige Loch zu zwängen, vernahm ich im Innern des Hauses ein so unerwartetes, so drohendes Grunzen, daß ich die bereits eingedrungene Hälfte schleunigst wieder an die freie Luft zog, doch nicht, ohne mir vorher den Kopf schmerzhaft an dem oberen Teil der Thüre gestoßen zu haben. Alle, Männer und Frauen, lachten über meinen Schrecken, und ich verlangte eine Erklärung über das Grunzen. Ich erfuhr nun, daß es der Urgroßvater gewesen war, der sich der Verletzung seines Hauses widersetzt hatte. Nun kam der Patriarch heraus, ein neues Parlamentieren entspann sich, und ich erhielt eine erneuerte Erlaubnis. Als ich eingetreten oder vielmehr hineingekrochen war, befand ich mich in vollständiger Finsternis, denn das Innere des Hauses empfing sein Licht nur durch die kleine Thür, die ich mit meinem Körper deckte. Ich zündete meine Wachszündhölzchen an, und bei ihrem Scheine betrachtete ich das armselige Häuschen dieser fremden Welt. Ein etwas erhöhter Teil war mit einer Matte bedeckt, und auf dieser schliefen zehn oder zwölf Personen. In dem niedrig gelegenen Teil des einzigen Zimmers im Hause oder in der Schachtel sah man das häusliche Magazin der Haushaltungsgerätschaften, einen hölzernen Stößel, um Mehl zu reiben, zwei oder drei Kupfergefäße, und das war alles. Erleichtert atmete ich unwillkürlich auf, als ich wieder mein Pferd bestieg.

6.

Ein Tag auf Ceylon.

— Hermann Vogel —

Nach langer ermüdender Seefahrt näherten wir uns bei Sonnenaufgang der Bai von Point de Galle. Es hatte in der Nacht geregnet, die Luft war dick und dunstig, die Sonne vermochte die feuchte Atmosphäre nicht zu durchdringen, und das Land erschien in diesem Dunstkreis als eine Reihe bewaldeter Hügel ohne bestimmte Details, es sah aus wie die Küste von Heringsdorf.

Da fegte ein Nordostwind plötzlich die Dunstmassen hinweg, die Sonnenstrahlen brachen siegreich durch die Wolken und beleuchteten eine Scenerie von berückender Pracht, ein Land prangend im kräftigsten Grün, in einer Üppigkeit der Vegetation, von deren strotzenden Fülle eine Idee zu geben unsere Sprache zu arm an Worten ist. Das felsige Gestade der Bai bildete um uns einen nach Süden geschlossenen Halbkreis, zur Linken die von einem Festungswalle umgebene Stadt, neben derselben zahlreiche Hütten der Eingeborenen und luftige Holzhäuser, malerisch zerstreut in einem dichten Wald von Kokospalmen, dessen Saum bis hart an das Ufer reichte, wo die selbst bei ruhigstem Wetter hoch brandenden Meereswellen ihre Schaummassen gegen die Felsen schleuderten und das hinaufgeworfene Wasser beim Zurückweichen der Wogen in minutenlang dauernden Wasserfällen zurückströmte.

Je näher wir kamen, desto großartiger entfaltete sich die Pflanzenpracht, ein Baum schien dem andern den Platz streitig machen zu wollen, zwischen den Palmen drängten sich Brotfruchtbäume, Bananen und andere Gewächse, deren Namen ich kaum kannte, manche goldene Früchte tragend, manche mit köstlichen Blüten aller Farben.

Ich hätte stundenlang auf dem Vorsteven des Schiffes sitzen können und dieses Panorama anstaunen, wenn nicht die Staffage in dieser Landschaft, die Eingebornen mit ihren sonderbaren Böten, welche massenhaft unser Schiff umschwärmten, meine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hätten. Ich sage sonderbaren, weil für denjenigen, welcher gewöhnt ist, selbst in den Produkten uncivilisierter Völker etwas Zweckmäßiges zu ergründen, die Konstruktion dieser Fahrzeuge völlig unfaßbar erscheinen muß. Ihrer Aufgabe, dem Transport von Menschen und Gepäck zu dienen, sprechensie geradezu Hohn, sie sind so lächerlich schmal (die lichte Weite beträgt nur 18 cm), daß es unmöglich ist die beiden Beine neben einander im Boot unterzubringen, selbst die Eingebornen lassen ein Bein über Bord hängen. Damit dieses schmale und lange Fahrzeug nicht umkippt, hat jedes Boot eine Balancierstange, die parallel mit der Achse desselben 2 m davon entfernt im Wasser schwimmt, und durch 2 Bügel von Holz mit dem Boote zusammenhängt. Diese Konstruktion beansprucht auf dem Wasser viel Raum und das Gedränge der Böte um unser Schiff gab deshalb zu endlosen Verwickelungen Veranlassung, die natürlich nur unter dem im Orient üblichen Geschrei beigelegt wurden. Ebenso seltsam wie die Böte erscheinen die braunen Singhalesen. Sie tragen Unterröcke und langes zu einem Chignon aufgewundenes Haar, so daß man auf

den ersten Blick nicht wußte, ob man Männer oder Weiber vor sich hatte. Auf dem Kopfe trugen sie einen Krummkamm, der diademartig aufgesetzt war, die offene Seite nach vorne, er scheint den Hauptkopfputz zu bilden, denn selbst Kahlköpfe trugen ihn.

Nicht ohne Bedenken vertraute ich mich einer jener wunderlichen „Katamarangs“ an; jedoch trug er mich glücklich ans Land. Alsbald machte ich mit einigen Bekannten einen Ausflug in die Stadt und die Umgebung. Die Häuser der Stadt sind meistenteils nur ein Stockwerk hoch, mit Vorhallen, breiten Fenstern und hohen Thüren versehen und stets offen, so daß der Wind durchstreichen kann. Im Südende der Stadt liegt der Leuchtturm auf einem Vorsprunge des Festungswalles.

Das Wasser ist in der Nähe des Leuchtturms von wunderbarer Klarheit. Man sieht den Bau der Korallen in der Tiefe. Die Brandung wälzt hier Woge auf Woge über die Werke des Tierlebens auf dem Grunde, bricht große Stücke davon ab und wirft sie an das Ufer, erst hier bleichen die ursprünglich ganz steinernen schwarzen Gewächse.

Im Norden schließt sich unmittelbar an die Festung, deren Werke keineswegs so gut erhalten sind, die Stadt der Eingebornen. Diese haben ihre Wohnungen in einem Palmenwalde aufgeschlagen, der sich weit in das Innere des Landes hineinzieht, und dessen Bäume in Schlankheit und Höhe der Schäfte, saftigem Grün, Fülle und Eleganz der Wedel die Dattelpalmen Ägyptens weit hinter sich lassen. Letztere sind, mit Ceylons stolzen Kokospalmen verglichen, armselige schwindsüchtige Proletarier. Die Palmen standen an manchen Stellen so dicht, daß ihre Kronen sich zu Spitzbogen zusammenschlossen, man glaubte in einem gotischen Naturdome zu wandeln.

Zwischen ihren Stämmen drängte sich eine Anzahl anderer Gewächse, darunter der prächtige Brotbaum, die großblättrigen Bananen, Mango, Baumwollbäume, deren Äste fast senkrecht zum Stamme standen und in ihren aufgeplatzten Hüllen bereits die Wolle sehen ließen, Zimmtgras und viele andere, die ich zu nennen außer stande bin. Der Anblick dieser Zauberwelt, der mit jedem Schritte neue Herrlichkeiten erschloß, versetzte mich in eine Art von Trunkenheit, mitunter glaubte ich zu träumen. Die Hütten der Eingebornen sind teils aus Matten, teils aus Lehm konstruiert und mit Dachpfannen gedeckt. Wir trafen in dem Palmwalde mehrere Ziegelbrennereien, wo letztere gefertigt wurden. Ein Singhalese schloß sich uns an und führte uns schließlich auf den Bazar. Die Waren des Bazars bestanden nur aus Lebensmitteln, alles was die üppige Pflanzenwelt Ceylons erzeugte, lag

hier in Überfülle in den schönsten Exemplaren aufgeschichtet. Wir konnten uns nicht enthalten, einige zu kosten. Eine Kokosnuß und



Abb. 72. Landschaft auf Ceylon.

eine Ananas erstanden wir, letztere mundete vorzüglich, der Saft der ersteren befriedigte weniger.

Ein Lieblingsausflug der Besucher von Galle ist Wakewalla, ein auf einem Hügel gelegenes offenes Holzhaus, 1½ Stunden von der Stadt. Hier liegt das Land vor dem Beschauer wie ein grüner Ozean, dessen hochgehende Wogen plötzlich erstarrt sind, der Blick in die strotzend fruchtbaren Thäler ist köstlich. Am Fuße des Hügels dehnt sich eine grüne Ebene aus, durch welche sich der Ginduzahriver schlängelt.

Ein anderer nicht minder schöner Punkt der Umgebung von Galle ist Buona-Vista. Der Standpunkt befindet sich auf der Spitze eines unmittelbar aus der Bai 100 m aufsteigenden Hügels. Man übersieht den Hafen der Stadt, die Palmenwälder und einen großen Teil des Innern der Insel bis zum fernen Adamspik. Auf dem Wege dahin begegnete ich einer Prozession. Die Cholera war ausgebrochen und die Behörden forderten durch öffentliche Anschläge die Einwohner zu Vorsichtsmaßregeln auf.

Nach den Anschauungen der Eingebornen war die beste Vorsichtsmaßregel die Prozession zu Ehren der Gottheit. Diese bildete eine komische Puppe aus Seidenzeug, die unter einem Baldachin getragen wurde. Voraus schritten eine Menge Musikanten, die auf Tamburins, Flöten und Tamtams einen Höllenlärm vollführten, hinterher 12 Priester mit glattrasierten Schädeln und gelben Gewändern, denen sich Hunderte von Leuten aus dem Volke anschlossen.

Darüber hatte es begonnen dunkel zu werden und die Sonnenstrahlen drangen nur noch selten und schräg zwischen den dichtbelaubten Ästen durch.

Zugleich mit dem Untergange der Sonne begannen die Schatten der Nacht sich auf die Erde herabzusenken. Eine Dämmerung giebt es in den tropischen Ländern nicht. Die Augen gewöhnten sich bald an die hereinbrechende Dunkelheit und schon nach ein paar Minuten ward an der schwarzblauen Himmelsdecke ein Heer von Sternen sichtbar.

Während uns so die himmlische Illumination entzückte, ging auf der Erde ein Schauspiel vor sich, das das Herz des Naturfreundes nicht weniger mit Wohlgefallen und Bewunderung erfüllte, denn mit dem Einbruch der Nacht kamen nach und nach Tausende von Leuchtkäfern, oft von der Größe kleiner Vögel, aus ihren Schlupfwinkeln hervor und schwirrten in der Luft und zwischen den Blättern der Bäume umher, während auf dem mit der Mimosa pudica überwucherten Waldboden Tausende von Leuchtwürmen ihre anspruchslose Thätigkeit entfalteten.

7.

Schlangen in Indien.

— J. D. Martens —

Während der Regenzeit, welche im Juli beginnt und im September endigt, ist das Leben der Insekten und Reptilien Indiens im besten Flor; wenn die feuchte Hitze das plötzliche Ausbrechen einer üppigen Vegetation hervorgerufen hat, welche die alles versengende Dürre der vorhergehenden drei Monate nicht aufkommen ließ, dann kommen auch die niederen Formen der tierischen Schöpfung, die aus demselben Grunde sich bisher zurückgehalten hatten, plötzlich zu verdoppeltem Leben hervor. Jeder Fleck des fast sichtbar wachsenden Grases wimmelt von vielen Insekten, deren ephemeres Leben mit dieser Zeit zu beginnen und aufzuhören scheint, oder verdeckt schädliche oder unschädliche Reptilien.

Unter den täglichen und gewöhnlichen Erscheinungen des Insekten- und Reptilienlebens Indiens sieht man Wasserschlangen, deren Biß nicht giftig ist, in Teichen oder am Rand von Seeen umherschwimmen, wobei sie den Kopf über dem Wasser halten und sich an den zahlreichen Fröschen laben. Herden von Fröschen kommen plötzlich an den sumpfigen Stellen zum Vorschein. Wespen und große Hornissen stürzen auf jede ungeschützte Eßware herab. Die Hausfliegen vermehren sich zu solcher Menge, daß sie allseitig als eine Plage anerkannt werden. Große und kleine Ameisen marschieren in dichten Reihen, um sich ihren Unterhalt herbeizuschaffen. Jagdspinnen verfolgen die Fliegen an den offenen Thüren der Veranda und werden von Eidechsen wiederum gejagt. Wilde Bienen von verschiedenen Größen fliegen eifrigst von und nach ihren Nestern in dem dichten Laub der Bäume. Sowie die Dunkelheit hereinbricht, treiben die verschiedensten großen und kleinen Käfer, die Motten und eine Menge anderer schwärmenden Insekten ihr Spiel, und die Moskitos, die zwar klein, aber grausam wie wahre Raubtiere sind, kommen aus den Falten der Thürvorhänge hervor, um sich auf die Menschen selbst zu stürzen.

Die gefährlichsten Reptilien Indiens sind natürlich die Schlangen, und unter diesen ist die giftige Brillenschlange, welche jährlich ungefähr 20 000 Opfer fordert, die verderblichste. Sie hat eine große Vorliebe für trockene Plätze, wie z. B. hohle Bäume, und findet daher in den Lehm- und Strohhütten der eingeborenen Bevölkerung ein passendes Quartier. Sie wird über $1^1/_2$ m lang und hat eine hellbraune Schattierung, welche sie schon allein von den andern Schlangen unter-

scheidet; außerdem besitzt sie noch eine fächerförmige Haube mit einem schwarzen Hufeisenzeichen. Sie hat einen scharfen und boshaften Blick, der schon ihre Natur und ihr Machtbewußtsein anzudeuten scheint.

Der Europäer braucht nicht lange in Indien zu sein, um die Bekanntschaft mit der einen oder der anderen giftigen Schlange zu machen; es geschieht gewöhnlich, wenn er es am wenigsten erwartet. Trotzdem werden doch wenig Europäer im Verhältnis zu den Eingeborenen von den Schlangen gebissen. Man kann dies zu einem guten Teil der Gegenwart eines Hundes zuschreiben, welcher gewöhnlich während der Nacht Wache hält.

Meine erste Bekanntschaft mit einer Brillenschlange machte ich auch während einer Nacht; als ich von dem Hundegebell aufwachte und mich halb aufrichtete, sah ich durch die geöffnete Thür des anstoßenden Badezimmers, worin das Nachtlicht brannte, meine beiden Dachshunde in voller Schlachtordnung einer großen Brillenschlange gegenüber, welche sich emporgerichtet hatte. In fast bewegungsloser Haltung schwenkte sie nur den Kopf ein wenig; ihre Haube war zu einem vollständigen Kreis ausgestreckt; ihre Zunge schoß sie fortwährend heraus, wobei sie dann und wann ein starkes Zischen hören ließ; aber niemals zeigte sie eine Spur von Furcht, noch wandte sie ihren scharfen bezaubernden Blick von den Hunden, welcher diese bis zur Tollheit zu treiben schien, wie sie sich vorwärts drängten und wieder zurückzogen, aber immer vorsichtig außer dem Bereich der Gefahr blieben. Da ich fürchtete, daß ihre Wut über ihre Vorsicht den Sieg davontragen möchte, sprang ich auf und erschlug die Brillenschlange mit einem Stock. Darauf ließen die Hunde, welche nun ihren Feind nicht mehr fürchteten, ihre Wut an dem leblosen Körper aus. In diesem Falle wenigstens hatte ich den Hunden für die rechtzeitige Warnung zu danken. — Die Hunde pflegen eine Brillenschlange niemals beim Widerstand anzugreifen; ihr Instinkt scheint sie von der Gefahr zu unterrichten.

Während der trockenen Monate, welche dem Regen voraufgehen, scheint die Brillenschlange ihren Zufluchtsort oft in den zahlreichen Rattenhöhlen zu nehmen, wo sie zeitweilig vortreffliche Quartiere und in den aufgefangenen Ratten gute Nahrungszufuhr findet. Die niederen Kasten der Hindus, welche wie die Chinesen eine große Vorliebe für Feldratten besitzen, werden oft von Schlangen gebissen, weil sie sich in den Besitzern der Höhle irren. Einen derartigen Fall kann ich auch mitteilen. Der Boden um einen großen Tamarindenbaum,

welcher meinem Hause gerade gegenüber stand und an dem die Pferde gewöhnlich ihr tägliches Quantum Hafer erhielten, war von den Ratten sehr durchwühlt, die von dem verschütteten Korn angezogen waren und ihre Einfälle schon in meine Wohnung machten. Deshalb befahl ich den Arbeitern, den Grund um den Baum aufzugraben. Nachdem sie fünf bis sechs Nester bloßgelegt und ungefähr dreißig Ratten aus der Erde geschafft hatten, gruben sie noch ein anderes Loch auf; als sie nahe ans Ende gekommen waren, benutzte der eine von ihnen, wie gewöhnlich, die Hand, um die Ratten einzeln hervorzuholen und ihr Entkommen zu verhindern. Aber mit einem erschreckenden, schrillen Ton zog der Mann die Hand plötzlich zurück mit einer daran hängenden Brillenschlange. Das Reptil hatte seine Finger ergriffen, wurde nun aber sofort erschlagen. Ein schneller Einschnitt mit einem Taschenmesser, sowie das Brennen der gebissenen Stelle mit einem heißen Eisen, außerdem ein fester Verband oberhalb derselben, retteten dem Manne das Leben. Außer einer großen Schläfrigkeit wie nach einer starken Dosis Opium, welche ohne Zweifel von dem ganz kleinen Teil Gift, das sein Blutsystem schon in der kurzen Zeit durchdrungen hatte, herrührte, spürte er ferner keine üblen Folgen.

Eine Quelle großer Plage ist es, wenn die Brillenschlange zu einem Hühnerhof gelangen kann, wo sie alsdann eine große Verwüstung anrichtet, indem sie aus reiner Liebe zum Zerstören viele Hühner tot beißt und immer wiederkehrt, um die Zahl ihrer Opfer zu vermehren. Es ist nichts Ungewöhnliches, jeden Morgen ein halbes Dutzend Hühner tot liegen zu finden.

Als ich einmal, nachdem ich alle Löcher, welche einem Feind Zulaß gewähren konnten, vergebens geschlossen hatte, meine Hühnerschar sich auf eine unerklärliche Weise rasch vermindern fand, beschloß ich, eben nach Eintritt der Dämmerung Wache zu halten, da die Dienstboten sagten, daß sie um diese Zeit schon mehrmals die Spur von einer Schlange in der Nähe des Hühnerhofes bemerkt hätten. Kaum hatte ich die zaunartig eingefriedigte Außenseite erreicht, als irgend etwas zwischen meinen Füßen herumschlich, dem ich nur durch einen Sprung ausweichen konnte und worauf ich dann sofort meine Flinte abfeuerte. Als der Dampf verschwunden war, konnte ich den Kopf einer Schlange erkennen, welcher abwechselnd sich aufrichtete und in den Grund biß, woraus ich sah, daß mein Schuß erfolgreich gewesen sein mußte. Die Ankunft eines Lichtes bestätigte dies; eine große Brillenschlange war fast mitten durch geschossen. Sie war

augenscheinlich der Mörder, da die Sterblichkeit der Hühner von diesem Augenblick an aufhörte.

Daß die Sterblichkeit durch Schlangenbisse unter den Eingeborenen größer ist als unter den Europäern, ist nach folgendem sehr leicht erklärlich. Namentlich kommen die Schlangenbisse unter den ärmeren Klassen und den Landleuten vor, welche die große Masse des Volkes bilden, und deren Kampf ums liebe Brot sie beständigen Gefahren aussetzt, vor denen ihre glücklicheren Mitbrüder sicher sind. Ihre Stroh- und Lehmhütten, deren Wände oft von den Ratten durchlöchert sind, gewähren der Brillenschlange einen natürlichen Schutz. Der Mangel des Lichtes in ihren Häusern während der Nacht, wo neun Zehntel aller Schlangenbisse vorkommen, sowie die Wege in der Dunkelheit vergrößern die Gefahr; eine Hand oder ein Fuß, welche beim Schlafen etwa über die Kante des niedrigen Lagers hervorragen, bilden unwiderstehliche Versuchungen für eine auf Raub ausgehende Brillenschlange. Oft ist der Biß in den Finger oder in die Zehe so wenig schmerzhaft, daß er nicht einmal den Schlaf stört, und so geht zuweilen der Schlaf des Lebens allmählich und unempfunden in denjenigen des Todes über. Das Gift scheint sich fühllos und schmerzlos durch das Blutsystem zu stehlen, wobei es die Quellen des Lebens nach und nach erstarren läßt, bis es dieselben zu einem ewigen Stillstand bringt. Oft ist auch nichts zu sehen, um die Ursache zu verraten, und es zeigt sich erst bei genauer Untersuchung eine kleine Stelle, die einem Fliegenstich ähnlich sieht. Am Morgen wird die betreffende Person tot oder im letzten Stadium der Vergiftung gefunden. Es ist kaum glaublich und doch wahr, daß die Eingeborenen zuweilen, wenn sie gebissen worden sind, sich gleichgültig hinlegen zu schlafen, in der unsicheren Hoffnung nämlich, daß der Biß nicht giftig sei, und weiter schlafen, bis ihre Freunde sie finden oder ihr Schlaf im Tode aufhört.

Das Heilmittel der Eingeborenen — es ist unnötig zu sagen, daß es keine bessere Hilfe giebt als ein sofortiges Ausschneiden oder Brennen — besteht teilweise in einer Kräuter-Mixtur, die innerlich angewendet wird, aber namentlich in Zauberei; die größte Hoffnung ihrer Genesung besteht darin, die Schlange, welche sie gebissen hat, nicht zu töten. Dies würde, wie sie glauben, das erste sein, um ihr Schicksal zu besiegeln, und deshalb kommt der Feind, anstatt seinen Lohn zu empfangen, unbeschädigt davon, um seinen Angriff zu wiederholen, sobald sich die nächste Gelegenheit bietet.

Wenn jemand von einer Schlange gebissen wird, so wird zuerst,

wie bei jedem Schmerz der Eingeborenen, sein Haupt mit Öl eingerieben. Dann wird eine in der Zauberei bewanderte Persönlichkeit, deren Zauberspruch als sehr mächtig bekannt ist, aus einem benachbarten Dorfe geholt. Hierauf muß der Patient sich inmitten einer Menge Eingeborener nebst einem oder zwei Brahminen, welche laut ihre „Schastra“ hersagen, hinsetzen, und der Hexenmeister beginnt seine Zaubersprüche. Indem er die Hand des Gebissenen ergreift, plappert er mit lauter und schneller Stimme gewisse Zauberphrasen her, welche den Dämon des Giftes bekämpfen sollen, und dann und wann, wenn das Gift trotz seiner Zaubersprüche weiter zu kommen scheint, bringt er sich in Wut, streut über den Geplagten ein weißes Pulver, welches als Sand aus dem geheiligten Ganges angesehen wird, schreit und droht dem rebellischen Geist, welcher fortfährt, ihm Trotz zu bieten. Diese ganze Mummerei verfehlt zuletzt ihren Zweck. Der Kranke sinkt allmählich hin in Gegenwart seiner Verwandten und stirbt in ihren Armen, vielleicht zwei oder drei Stunden, nachdem er gebissen worden ist. Das lärmende Geplapper des Hexenmeisters und der schleppende Gesang der Brahminen macht plötzlich einer Totenstille Platz, welche aber sofort wieder von dem lauten Wehklagen der weiblichen Verwandten unterbrochen wird.

Sollte der Biß zufälligerweise von einer nicht giftigen Schlange herrühren, so macht der Hexenmeister natürlich vollen Anspruch auf die Heilung und erlangt einen entsprechenden Ruf.

Vielleicht suchen auch die Verwandten, welche den Glauben an den Zauberer verlieren, noch vor dem schrecklichen Ende europäische Hilfe auf, oder hellere Köpfe thun dies gleich zu Anfang des Leidens. In diesem Falle schneidet der Europäer die Wunde sofort aus, und wenn es ihm möglich ist, giebt er eine Dosis starken Ammoniaks ein, sowie dann und wann ein Glas Branntwein, und hält darauf, daß der Patient in Bewegung bleibt, um gegen die Schläfrigkeit und das allmähliche Erstarren des Blutes anzukämpfen, welche die am meisten hervortretenden Kennzeichen der Vergiftung sind.

Schlangengift kann leicht gesammelt werden aus den Drüsen an der Wurzel der hohlen Giftzähne, welche, da sie groß sind, leicht gefunden werden und eine Menge davon enthalten. Solche Zähne werden, nebenbei bemerkt, nur bei giftigen Schlangen gefunden; es sind zwei lange, hohle, gebogene Zähne im Oberkiefer, welche die anderen Zähne an Länge weit übertreffen und durch welche bei einem Bisse das Gift durch einen Druck auf die Drüse in die Wunde getrieben wird. Die Schlangen haben die Fähigkeit, diese Hohlzähne

durch Zurückbiegen vom Gebrauch auszuschließen oder die Thätigkeit der Drüsen nach Belieben eintreten zu lassen.

Beim Experimentieren mit Schlangengift habe ich die verhältnismäßig gleiche Wirkung des Bisses einer lebenden Schlange und des aus einer Glasröhre infizierten Giftes, welches ich aus den Drüsen des toten Reptils gesammelt hatte, gefunden. Ein gebissenes Huhn starb nach fünf Minuten und ein durch Einspritzung vergiftetes nach zehn, was jedoch von der geringen Quantität herrührte; ein zweiter Versuch hatte dieselbe Wirkung wie der Biß.

Glücklicherweise hat die Natur in dem Manguste eine Gegengabe gegen diese todbringenden Reptilien verliehen. Der Manguste ist ein kleines hübsches Tier, 15 cm hoch und ungefähr 50 bis 60 cm lang, ganz mit einem silberbraunen Pelz bedeckt und mit einem buschigen Schwanz versehen, welcher seine größere Hälfte auszumachen scheint. Er besitzt große Gewandtheit und Stärke und durchdringende Augen. Da der Manguste ein hartnäckiger Feind der Schlangen ist, so ist er ein Wohlthäter der Menschen; er wird deshalb von den Eingeborenen beschützt und von den Europäern oft als Haustier gehalten, um als Schutzmittel gegen die Schlangen zu dienen. Wenn die Reptilien seine Nähe verspüren, so treten sie viel furchtsamer hervor, als sie sonst zu thun pflegen; wenn er zahm gemacht wird, spielt er so munter wie ein Kätzchen beim Hause herum. Schlangen, Frösche, Ratten, Mäuse sind ihm eine Leckerspeise. Um das Verhalten der Manguste den Schlangen gegenüber mit eigenen Augen zu beobachten, beförderte ich eine Brillenschlange in einen irdenen Wasserkrug und rief einen Manguste herbei. Sowie er herankam, blickte er argwöhnisch umher, als wenn er die Gegenwart eines Feindes erriet, ohne zu wissen, wo dieser war, bis er seine Aufmerksamkeit auf die Öffnung des Kruges richtete. Im Nu hatte er mit einem schnellen Blick den Feind aufgespürt, was sein sich sträubendes Haar und sein glänzendes Auge zeigten; im selben Augenblick stürzte er auch zurück. Dann setzte er sich auf die Hinterbeine und streckte den Kopf langsam bis über die Öffnung des Kruges vor, zog ihn aber sogleich zurück, als die Schlange ihn fassen wollte. Wieder setzte er seine Untersuchung fort und wieder schoß die Brillenschlange nach ihm ohne Erfolg, wobei sie jedesmal in den Krug zurücksank. Dies wiederholte sich mehrmals, wobei der Manguste die Brillenschlange reizte, immer weiter aus dem Krug heraus zu kommen, bis zuletzt, als ihr Kopf und Hals ganz über der Öffnung erschienen, der Manguste sie schnell aber sicher unter dem Kopfe ergriff und sie

dann gemächlich aus dem Krug herauszog. Indem er sie am Boden entlang nach einem bequemeren Speiseplatz schleppte, gab er ihr den Gnadenstoß, und wir beobachteten den wunderbaren Instinkt, womit er das Reptil unschädlich machte und doch die Möglichkeit eines Bisses vermied.

Obgleich die Zahl der jährlich in Indien getöteten Schlangen eine sehr große ist, da die Regierung jeden Kopf mit zwei Annas (24 Pf.) bezahlt, so ist dies doch nur ein Tropfen im Eimer, insofern ihre wirkliche Zahl dadurch wenig verändert wird. Nur wenn die Bedingungen des Lebens der Eingeborenen etwas geändert werden und Lehm und Stroh den Ziegelsteinen und dem Gips Platz machen, kann eine merkliche Verminderung derselben stattfinden. Als ich einmal beim Niederreißen einer alten Mauer gegenwärtig war, habe ich fast an hundert alte und junge Brillenschlangen gezählt, welche dort ihre Heimat aufgeschlagen hatten — eine Goldgrube für die glücklichen Kulis, welche von der Regierung einen guten Lohn dafür empfingen. Daß eine so große Zahl gefunden wird, zeigt, daß die Regierung selbst durch die Belohnung keine Abnahme der Schlangen bewirken kann. Sie nützt nicht viel mehr als die Kreuzzüge, welche die sogenannten Schlangenbeschwörer gegen sie unternehmen.

Diese Individuen durchstreifen in Gesellschaft das Land, immer mit einem oder zwei Körben voll von ihren vermeinten Freunden, den Brillenschlangen, mit denen sie, wie sie sagen, in einem geheimen Verständnis stehen. Sie gehen von Haus zu Haus und behaupten, daß sie mit ihrer bezaubernden „Musik“, einem abscheulichen Pfeifen, die lauernden Schlangen aus ihren Hinterhalten locken können. Nachdem ich mit einem Paar von ihnen einen Vertrag über den Preis, den sie für jede herausgelockte Schlange haben sollten, abgeschlossen hatte, setzte der eine von ihnen sich in ein besonderes Außenhaus, welches viele verdächtige Gäste enthielt, und fing an zu pfeifen. Ich hatte mir das Maul der Schlangen in ihrem Korbe zeigen lassen und entdeckt, daß ihre Tiere ohne Giftzähne waren — ein Umstand, welcher die zärtliche Anhänglichkeit der Schlangen und ihrer Führer erklärte; die letzteren hingen sie um ihren Nacken, stellten Scheingefechte mit ihnen an 2c., natürlich zum Schrecken der verwunderten eingeborenen Zuschauer. Als Antwort auf die Musik kam bald eine Schlange nach der andern aus den Löchern hervor; sie bewegten sich mit einem leichten Schwenken des Kopfes gegen den Beschwörer, bis sie, als sie ihm gegenüberstanden, sich auf den Schwanz setzten, ihn starr anblickten und mit dem Beugen des Kopfes aufhörten, als wenn

sie der Musik Halt gebieten wollten. Bald danach hielt der Zauberer mit seiner „Musik“ inne, ergriff die Schlangen und brachte sie in seinen Korb, worauf er den Deckel schloß. Dieser Platz wurde nun für rein erklärt, und wir verließen ihn, um einen andern aufzusuchen, der gleichfalls fruchtbar sein sollte. Hier wurde dasselbe wiederholt, aber mit einem anderen Ausgange. Da ich für jede Schlange, welche der Zauberer herauszog, zwei Annas (24 Pf.) bezahlte, hatte ich ein Recht, sie als mein Eigentum zu betrachten; so erschlug ich zwei von ihnen zur großen Bestürzung des Schlangenbeschwörers, ehe er es hindern konnte. Er fing sofort an, seinen Verlust zu beklagen, indem er sagte, ich hätte ihn der Macht über die Schlangen beraubt, daß sein Geschäft zu Ende sei rc. Während dieser Klagelieder beugte ich mich nieder, den Mund der Schlangen zu untersuchen, eine Bewegung, welche die Zauberer ganz närrisch aussehen machte und ihnen verriet, daß ich argwöhnte, die Giftzähne mit den Drüsen seien fort. Diese Entdeckung, es ist wohl unnötig, es zu sagen, endete damit, daß die Zauberer möglichst schnell von ihren Behauptungen abließen. Die Erklärung ist sehr leicht. Sie hatten durch einen Taschenspielerstreich einfach ihre eigenen Schlangen in die Löcher gebracht und hatten sie nachher durch die Musik, worauf sie zu achten gewöhnt waren, herausgezogen. — Das blühende Geschäft, welches diese Menschen treiben, ist ein Beweis der grenzenlosen Einfalt, womit der Eingeborene die augenscheinlichsten Betrügereien hinnimmt, wenn sie nur einige übernatürliche Züge enthalten. Was für eine gute Ernte könnten diese Schlangenbeschwörer durch die Belohnung der Regierung haben, wenn ihre Zauberei nicht wirklich Betrügerei wäre!

8.
Vegetationsbilder aus Malakka.

— Isabella Bird —

Der Gouverneur hatte die besondere Liebenswürdigkeit, mir für meinen Ausflug in das Innere der malakkischen Halbinsel einen Elefanten zur Verfügung zu stellen. Auf einer Leiter erstieg ich den Rücken des königlichen Tieres, das durch den Dschangelwald mich tragen sollte, und brach gleich nach Sonnenaufgang auf.

Der auf dem Halse des Elefanten sitzende indische Führer lenkte das Tier sofort den Dschangeln zu, und mehrere Stunden ritten wir

an dem linken Ufer des Perak-Flusses entlang. Unter den Bäumen befanden sich viele Arten, die ich noch nie gesehen. Viele der Stämme reckten sich bis zu einer Höhe von 30 m und darüber empor, ehe sie sich in Äste teilten. Streckenweise war inmitten der dichten Vegetation nicht eine einzige Blüte zu entdecken, und ein geheimnisvolles Dämmerlicht wob seinen grünen Schleier um uns her. Da, wo durch eine Lücke in dem dunkeln Laubdach das blaue Himmelsgewölbe sichtbar wurde, drang auch die Fülle der goldenen Sonnenstrahlen hernieder auf die farbenprächtigen Blüten gewaltiger Bäume, auf blendend weiße Orchideen, auf die kanariengelben Blütenbüschel der Lianen, auf die großen, roten, fast durchsichtigen Kannen der Nepentheae, auf rotgeränderte Dracänen und rotgeäderte Caladiums, auf alle die Moose, Selaginellas und Farnkräuter, deren eins neben das andere sich drängte, eins zum Träger des andern sich machte. Dazu die Masse der Kolibris mit ihrem im Sonnenlichte doppelt leuchtenden Gefieder, die Schmetterlinge, einige von ihnen türkisenblau oder lichtgolden, andere bernsteinfarben mit schwarzen oder blauen, wieder andere mit violetten und gelben Streifen oder schwarz mit roten oder smaragdgrünen Flecken, an der Unterseite ihrer sammetartigen Flügel genau dieselbe Zeichnung aufweisend wie an der Oberseite. Im muntern Reigen schwirrten und flatterten sie durcheinander, und ich pries bei ihrem Anblick mich glücklich, weder ein Ornithologe, noch ein Entomologe zu sein und jedes dieser reizenden Geschöpfe im Vollgenuß seines Lebens und seiner Schönheit lassen zu können.

Da, wo das Dickicht des Dschangels von keinem Sonnenstrahl erhellt wird, schimmerte noch um 10 Uhr der Tau auf den Blättern, in den Lichtungen aber brannte die Sonne mit sengender Glut, und die Stille und Farblosigkeit im Herzen des Waldes bildete einen merkwürdigen Gegensatz zu dem Leben, der Fülle von Licht und Bewegung in den Lichtungen.

Die Gipfel der Bäume dienen Legionen von Affen zum Aufenthalt, man sagt sogar, daß dieselben niemals auf die Erde herabkommen, sondern ihre Wanderungen zurücklegen, indem sie sich gewandt von einem Baum zum andern schwingen.

Nachdem der Wald aufgehört, mußten wir unsern bequemen Elefanten verlassen und zu Fuß unsern Weg fortsetzen. Er führte uns sofort in einen Reissumpf, in welchem das Wasser nicht nur fußhoch stand, sondern an einzelnen Stellen einen so unerklärlich hohen Wärmegrad zeigte, daß es unangenehm war, den Fuß hineinzusetzen. Dabei bot die ganze Strecke einen wahrhaft trostlosen Anblick: sie

sah aus, als ob der Reis nur zufällig zwischen den Unkrautmassen hervorwachse, und ich würde sie sicherlich für Brachland gehalten haben, wenn nicht an mehreren Punkten Vogelscheuchen aufgestellt gewesen wären. Zuerst vermochte ich mir gar nicht zu erklären, wie diese in Form von Vögeln, Puppen, Katzen u. s. w. zusammengebundenen, vom Regen vollständig durchnäßten Fetzenbündel dazu kamen, bei der Stille der Luft in beständiger Bewegung zu bleiben, bis ich endlich entdeckte, daß sie vermittelst langer dünner Stricke mit einer auf Pfosten errichteten kleinen Grashütte in Verbindung standen und von dort aus durch einen kleinen Knaben regiert wurden. Sperlinge, sowie die reizenden Reisvögel, von welchen große Massen umherschwirrten, sind es, die hauptsächlich die Reispflanzungen mit ihren Raubzügen heimsuchen.

Einen allzugroßen Arbeitstrieb kann man den Malaien sicherlich nicht zum Vorwurf machen, indes ist auch das Bedürfnis für großen Kraftaufwand wirklich gar nicht vorhanden, denn die Bebauung des Landes erfordert nur geringe Mühe. Auch die bei derselben zur Verwendung kommenden Werkzeuge sind überaus einfach, der Pflug z. B. besteht aus einem 2½ m langen Balken mit einer als Pflugschar dienenden Gabel an einem Ende und einem Querholz als Griff; als Zugtiere finden die großen Wasserbüffel Verwendung. Nach dem Pflügen werden die Erdklumpen mit Hilfe eines über das Feld geschleppten schweren Balkens zerkleinert, und dann wird das Land vermittelst eines mit eisernen Spitzen besetzten Balkens geeggt. Das Säen und Pflanzen wird von den Frauen besorgt, und die Ernte kann nach Ablauf von vier Monaten erfolgen. Zum Schneiden des Reises benutzt man entweder eine kleine Sichel oder eine Art Schere, hierauf werden die Rispen mit schweren Stöcken gedroschen, um die Hülsen zu lösen und in Körben nach den, eigens zu diesem Zweck 3 m hoch über dem Boden errichteten Plattformen getragen, von wo aus man sie auf unten liegende Matten fallen und auf diese Weise den Spelz von dem Winde hinwegtragen läßt. Mit Hilfe einer Mörserkeule werden schließlich die noch übrigen Hülsen entfernt, doch muß dies mit großer Vorsicht geschehen, um dabei nicht die Körner selbst zu zerbrechen; alle diese Arbeiten werden ausschließlich von Frauen verrichtet.

Die Malaien in Perak haben eine große Abneigung dagegen, Arbeiten für andere zu verrichten, und wenn auch einzelne von ihnen sich damit beschäftigen, Zuckerrohr und Mais für den Verkauf zu bauen, so müssen doch z. B. für das Ausroden des Dschangels fremde Arbeitskräfte herangezogen werden.

Unsere Wanderung durch den Sumpf war keine angenehme Aufgabe. In trostloser Einförmigkeit dehnte er sich um uns her, dunkle Wolken hingen tief und schwer herab und versperrten den Ausblick nach den nicht weit entfernten, waldbedeckten Bergen. Dabei in unserer nächsten Nähe diese Fülle kriechender, schwimmender und stechender Wesen, die Menge von Tieren, die bald aus dem Wasser heraussprangen, bald wieder in demselben verschwanden, während die größeren Vertreter der Reptilienfamilie eilig in der trüben Flut davonschwammen.

Zu verschiedenenmalen fiel ich auch von dem unter Wasser stehenden Streifen festen Bodens in die trübe Flut, aber solch ein Vorfall ist hier ungefährlich: man holt sich keine Erkältung, wenn man bei Backofentemperatur ein heißes Bad nimmt. Nach einer Weile lag ein seichter, mit Binsen bewachsener Fluß vor uns, an seinem Ufer fanden wir ein halb mit Wasser angefülltes flaches Boot, welches über Wasser zu halten uns nur mit der größten Mühe gelang. Der Strom wimmelte von Wasserbüffeln, die bei einem aufs Geratewohl abgefeuertem Schuß sich eilends auf- und davonmachten — es sind häßliche Geschöpfe; wenn sie naß sind, zeigt ihre Haut eine vollständige Lachsfarbe.

Von dem sumpfigen Strombett aus gelangten wir in einen See, dessen Fläche Tausende und Tausende von Lotosblättern, überragt von den köstlich roten Blütenkelchen bedeckten; es schien ein wahres Verbrechen, mit unserm Kanoe den wunderbaren Teppich zu zerreißen. Schwere heiße Dünste lagerten über dem See, tief hingen dunkle Wolken hernieder, auf einer Seite der Sumpf und der Dschangel, auf der andern ein dichter Wald, mächtige Bäume, zwischen welchen Schlingpflanzen ein so undurchdringliches Netz woben, daß, ehe wir den Fuß ans Land setzen konnten, der Führer erst eine Bahn aushauen mußte. Von Zeit zu Zeit hoben sich die schweren Nebel und ließen die Bergketten erkennen, die, eine hinter der andern emporragend, gespensterhaft die Häupter zu den Wolken hinaufstreckten und, obschon keiner der Gipfel mehr denn 1600 m aufzuweisen haben mag, mit den ihren Fuß umwallenden Nebelmassen den Eindruck viel gewaltigerer Höhe machten.

Die Malaien bauen ihre Dörfer, wenn irgend thunlich, stets in der Nähe von Wasser. Wir kamen an mehreren derselben vorüber; die meisten mit einer Moschee dicht dabei. Die der Tiger wegen auf sehr hohen Pfosten errichteten Häuser liegen in einiger Entfernung voneinander im Schatten von Kokospalmen, Jak, Brotfruchtbäumen,

Durian, Mango und Muskatbäumen, auch Anpflanzungen von Bananen befinden sich meist in der Nähe, kurz, alles was zu den Bedürfnissen des Lebens gehört, ist nahe zur Hand, und der Fluch, der das Menschengeschlecht getroffen, kann sich hier kaum fühlbar machen. Arbeit ist nur in geringem Maße erforderlich, und wenn der Besitz des Lebens sicher ist — was leider nicht immer der Fall — so muß das Leben dieser Menschen ein friedliches, wenn nicht glückliches sein. Die meisten Dörfer nennen auch ein Boot auf dem nahen Fluß, und viele unter ihnen eine Badehütte am Ufer desselben ihr eigen.



Abb. 73. Ganzblätteriger Brotbaum. Abb. 74. Muskatnußbaumzweig.

Um sich bei dem Herabfallen reifer Früchte gegen Verletzungen zu schützen, pflegen die Malaien unter dem Jak und dem Durian starke Netze auszuspannen. Die Frucht des zur Familie der Brotfruchtbäume gehörigen Jak wiegt nämlich nicht weniger denn 30 bis 35 kg, während der mit harten Stacheln besetzte Durian die Größe eines Männerkopfes erreicht. Hier sah ich auch zum erstenmal die Muskatnuß in ihrer vollen Schönheit. Es ist ein entzückender Baum, der, wenn vollständig ausgewachsen, 14—16 m an Höhe mißt, und dessen glänzende Blätter einige Ähnlichkeit mit denjenigen des Lorbeers zeigen, während die Frucht einer sehr großen Aprikose gleicht. Man brachte mir eine vollständig reife Nuß; sie war offen und ließ den dunkeln Kern erkennen, der, durch den purpurfarbenen,

netzförmigen Samenmantel hindurchschimmernd, in blendendweiße Hülle sich schmiegte.

In jedem einzelnen Hause, welches wir betraten, fanden wir sämtliche Familienmitglieder zu Hause; ihre Beschäftigung schien aber einzig und allein in Betelkauen zu bestehen. Die Männer trugen, wie dies in der Zurückgezogenheit des Hauses gewöhnlich üblich, nur einen Sarong und ein Tuch um den Kopf; auch die Frauen schienen eine Bekleidung des Oberkörpers für überflüssig zu halten, wenigstens solange kein Fremder zugegen war. Kam ein fremder Mann in die Nähe, dann warfen sie allerdings eilends einen zweiten Sarong über, und verstanden es, denselben mit solcher Geschicklichkeit um die Schultern, den Kopf und das Gesicht zu ordnen, daß nichts als die Augen sichtbar blieb. Die kleinen Kinder begnügten sich anstatt aller Kleidung mit silbernen Schmucksachen, indes hieße es, einen großen Irrtum begehen, wenn man die Malaien, weil sie im Innern ihrer Häuser sich hinsichtlich der Bekleidung so wenig Zwang auferlegen, für Wilde erklären wollte. Diese Zwanglosigkeit ist eine altgewohnte Sitte und hat ihren Grund in dem Klima; Wilde aber sind die Malaien ebensowenig, wie wir selbst es sind.

9.

Bangkok, die Hauptstadt von Siam.

— Karl Bock —

Während wir an der Ostküste der Halbinsel Malakka hinfuhren, um zu der fremdartigen, zauberhaften Stadt Bangkok zu gelangen, erklärte uns der Kapitän die am meisten in die Augen fallenden Landmarken. Das in der Ferne sich erhebende Rückgrat der langen Landzunge bildete mit seinen fortwährend wechselnden Umrissen eine reiche Fassung für den etwas matten Vordergrund und gewährte ein reizvolles Bild, welches wir auf dem ganzen Wege genossen. Nach viertägiger Fahrt gelangte unser Dampfer zur Mündung des Menam, und ein Lotse kam an Bord, um uns über die gefährliche Barre und durch die Tausende von Fischreusen und Fallen zu geleiten, welche Ufer und Bänke wie ebensoviel spanische Reiter säumten. Jenseit der Barre kamen wir zu einer kleinen Flußinsel, auf welcher ein Tempel steht, genannt „Paknam Pratschedi“; seine vergoldeten Türme, umgeben von denen mehrerer Pratschedis oder Tempelbauten,

überragten weit die Baumgipfel und schimmerten glänzend in der Abendsonne. Ich fühlte, daß ich nun endlich im Lande der Tempel und Elefanten war, in dem Lande, wo nüchterne Wahrheit und fremdartige Dichtung so eigentümlich miteinander verwebt sind, daß es oft schwierig ist, die eine von der anderen zu unterscheiden.

Wenn der Reisende in Paknam den ersten Blick auf Siam wirft, so hat er schon einen Vorschmack dessen, was er so ziemlich das ganze Land hindurch zu sehen bekommt. Wie Konstantinopel die Stadt der Moscheeen heißt, so kann Bangkok mit noch größerem Recht die Stadt der Tempel genannt werden. Und nicht in Bangkok und seiner unmittelbaren Umgebung allein, sondern auch in den entferntesten Stellen des Reiches, wo noch immer nur ein paar Leute noch wohnen oder einst gewohnt haben, findet sich ein Tempel mit einem Buddhabilde, umgeben von zahllosen Pratschedis, jenen sonderbaren Gebilden, welche jeder fromme Buddhist bei jeder Veranlassung errichtet als Mittel, sich bei der Gottheit beliebt zu machen, oder als Buße für seine Sünden. Auf den reichen Fruchtebenen, in dem Dunkel der Wälder, auf der Spitze von hohen Bergen — kurz nach allen Richtungen hin finden sich diese Merkmale allgemeiner Anhänglichkeit an einen Glauben, welcher vielleicht mehr als irgend ein anderer von jedem Bewohner der Länder, über die er seine Herrschaft ausübt, fromme Ergebenheit fordert. Es ist ganz unberechenbar, wie viel Arbeit, Zeit und Geld an diese Bauten verschwendet worden ist. Allein bei Paknam ist, wenn im Vorüberfahren des Dampfers Tempel auf Tempel sichtbar wird, die Wirkung der funkelnden Goldtürme geradezu märchenhaft. Paknam ist ein beliebter Wallfahrtsort; die Pilger begeben sich zu Anfang der trockenen Jahreszeit dorthin und bringen reiche Opfer von Gold und anderen Schätzen, mit denen die Priester die Verzierungen der Tempel in gutem Stand halten können. Abgesehen von den hohen vergoldeten Türmen, zeigt sich verschwenderische Freigebigkeit an den schwarz lackierten Thoren, die mit Gold eingelegt und mit vergoldeten Figuren geschmückt sind, und an dem Marmor, mit welchem der ganze Fußboden der Tempelbezirke gepflastert ist. „Très magnifique!“ rief mein Reisebegleiter in Entzücken aus. „Très magnifique!“ und wunderbar schön war dieses kleine Bild vom wirklichen Siam in der That. Aber während die Tempel Paknams uns zeigen, was Siam war und noch ist, giebt uns die nahe Nachbarschaft einen Vorgeschmack von dem, was es in vielleicht nicht ferner Zukunft sein wird.

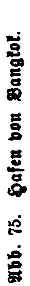


Abb. 75. Hafen von Bangkok.

Gegenüber dem Tempel, auf dem linken Ufer des Flusses, befinden sich Zollhaus und — weit bemerkenswerter — Telegraphenamt, von wo aus Nachrichten, welche die anlangenden Fahrzeuge mitbringen, dem Könige und den hohen Regierungsbeamten zugestellt werden — denn noch sind wir ca. 40 km von der Hauptstadt Bangkok entfernt.

8 km oberhalb Paknam liegt Paklatlang, auf dem Westufer des Stromes, am Eingange zu einem Kanal, welcher die noch übrige Entfernung bis Bangkok auf dem Flusse um die Hälfte verkürzt. So gehen wir denn noch bei guter Zeit vor der Hauptstadt vor Anker.

Unmittelbar nach meiner Landung machte ich dem Konsul meine Aufwartung, er begleitete mich mit dem Konsulatsdolmetscher, auf einem Besuche bei dem Minister des Auswärtigen, welcher in einem geräumigen Palaste ein wenig stromaufwärts wohnt. Da die Straßen in Bangkok schlecht sind, namentlich in der nassen Jahreszeit, benutzt man zur Beförderung meistens Böte, und bei der meilenweiten Ausdehnung der Stadt auf beiden Ufern ist der Strom eine lebhafte Verkehrsader, während zahlreiche kleine Kanäle als Nebenstraßen dienen und ins Innere der Stadt führen. Allerdings sind auf des Königs Befehl in den letzten Jahren viele Straßen gebaut worden, aber sie sind alle den Überschwemmungen ausgesetzt; Bangkok steht nämlich auf dem Ende einer großen angeschwemmten Ebene, welche während der Regenzeit unter Wasser steht; sollen also die Straßen ununterbrochen nutzbar sein, so müssen sie erhöht werden. Inzwischen werden, bis das Niveau der Wege erhöht ist, Reisende gut daran thun, sich an den Fluß zu halten und ihre Besuche hier und dort mit Boot abzumachen.

Infolge dieser Verhältnisse und auch infolge des von den Europäern und reicheren Eingeborenen geteilten Wunsches, die nicht eben köstlichen Düfte des Innern der Großstadt zu vermeiden, sind Häuser unmittelbar an den Ufern des Stromes sehr gesucht, und die Mieten daselbst demgemäß hoch.

Der Blick auf Bangkok vom Flusse aus und das Schauspiel auf diesem selbst sind sehr packend. Mitten auf dem breiten, tiefen Strom ragen die Masten großer Dampfer, ihre riesigen Körper erheben sich weit über die größten einheimischen Fahrzeuge, welche zwischen ihnen und dem Ufer hin und her fahren. Am Ufer entlang liegen in Reihen zu 5 oder 6 nebeneinander die Böte der Eingebornen, die erste Reihe ist am Ufer befestigt und die anderen hängen durch Planken oder 2—3 aneinander gebundene Bambusrohre, welche

als Verbindungsbrücken dienen, mit jener zusammen; das Deckhaus ist mit einem halbkreisförmigen Dache versehen, und unter ihm haben der Bootsmann und seine Familie ihr Heim; über diese Böte hinaus erstrecken sich auf beiden Ufern, soweit nur das Auge reicht,

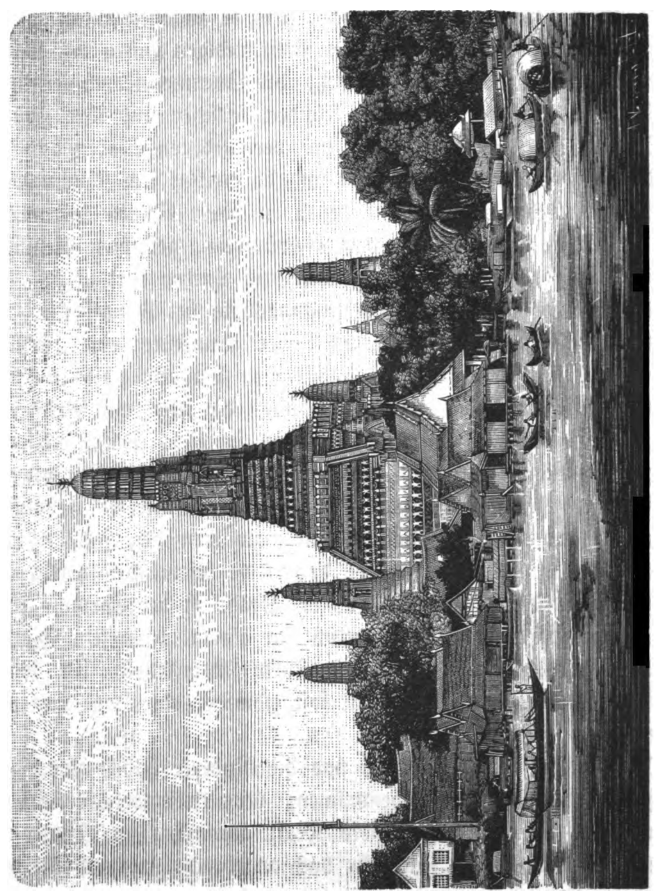


Abb. 76. Bangkok. (Nach Lehnert „Um die Erde“.)

die schrägen Dächer der Häuser, deren Einförmigkeit in kurzen Zwischenräumen durch die schimmernden Tempeltürme und Pratschedis oder die Zinnen königlicher Paläste unterbrochen wird. Angeblich sind über 100 Tempel in der Stadt, außer unzähligen Pratschedis, und an einem sonnigen Tage ist die Wirkung der gleißenden

Türme, deren viele bis ganz zur Spitze vergoldet sind, eine wirklich großartige.

Der Fluß selbst ist keineswegs tot. Hier, vor der Wohnung des königlichen Dolmetschers, spielt sich eine Art von Wochenmarkt auf dem Wasser ab; Dutzende kleiner Kähne schießen umher, „bemannt“ durch eine oder zwei Frauen, stets in enganliegenden weißen Jacken; ihre Gesichter sind unter den breitrandigen Hüten aus Palmblättern oder Stroh kaum zu erkennen, ihre Stimmen jedoch vernimmt man überall, wie sie mit ihren Kunden feilschen und ihre Früchte und Gemüse, ihr Feuerholz und ihre verschiedenen Waren aus den Gegenden höher oben absetzen. Hier und da treiben sich schwimmende chinesische Garküchen umher, in denen ein Herr Chinese für wenige Pfennige ein geringes Mahl von Gewürzreis, gekochten Gemüsen, Schweinefleisch oder getrockneten Fischen und Kuchen verkauft.

Anderwärts sehen wir Vergnügungsböte in Privatbesitz, wie Gondeln gestaltet, in denen Beamte oder Kaufleute, eine Zeitlang ihre Geschäftspflichten vergessend, nach der in Bangkok üblichen Weise auf dem Flusse Luft schöpfen; denn obschon die Ufer mit Grün eingefaßt sind, auch die Tempelgärten stets in einer Fülle erlesener, immergrüner Bäume prangen, ja sogar die engen Straßen oft mit Kokospalmen, Betelnuß-Bäumen, Platanen und anderen tropischen Bäumen geziert und die Zwischenräume zwischen den Häusern mit Gebüsch angefüllt sind, so giebt es doch keine öffentlichen Parks und Gärten, sondern die einzige „Lunge“ der Stadt ist der Strom. Auch der königliche Garten wird wöchentlich nur einmal zu freiem Eintritt geöffnet. Folglich kann man nur durch Kahnfahren ein wenig frische Luft schöpfen, und daher hat fast jedweder ein Boot und hält sich wenigstens einen Ruderer.

Die Strömung ist sehr stark, und die Ruderer haben eine eigentümliche Art des Ruderns angenommen, vermittelst welcher sie beim Fahren gegen den Strom größere Kraft anwenden zu können behaupten. Die Ruderlager sind sehr hoch angebracht, wie auf Stelzen; der Ruderer steht während seiner Arbeit, anstatt zu sitzen, und zwar kehrt er sein Gesicht dem Vorderteile, nicht dem Hinterteile des Kahns zu, so daß er seine Ruder nicht durch das Wasser zieht, sondern schiebt.

Der Anblick Bangkoks vom Flusse aus ist, wie gesagt, wirklich großartig, kommt man aber über den vom Menam nach dem Palaste führenden Hauptweg hinaus, so ist der Gegensatz sehr bedeutend. Diese Hauptstraße, einige Kilometer lang, ist während des Südwest-

monsuns oftmals selbst teilweise unter Wasser, die Hintergassen aber und die Seitengäßchen starren entweder von Schmutz oder schwimmen vor Nässe, oder leiden unter Staub. Bambus- oder Holzbuden bilden die Hauptmasse der einheimischen Wohngebäude; Ziegelbauten giebt es wenige, sie liegen weit voneinander ab, und an allen ist allgemeine Vernachlässigung sichtbar, die Winkel und Ecken der schiefen Gassen, mit Krotonpflanzen oder anderem Grün bewachsen, dienen eher dazu, den Eindruck allgemeinen Schmutzes zu vergrößern, als zu vermindern. Allüberall giebt es chinesische Läden mit Räucherwaren, chinesische Tischlereien für gewöhnliche und feinere Geräte, chinesische Wagenbauereien; wo immer ein Gewerbe getrieben wird, ist sicherlich ein Chinese der Besitzer, nur hier und da sieht man eine siamesische Töpferei, wo die spröden tragbaren Öfen, Töpfe und Wasserflaschen angefertigt werden. Ein wenig weiterhin, jenseits einer der leichten Eisenbrücken, welche die vielen als Verkehrswege dienenden Wasseradern und Kanäle überspannen, steht eine hohe Ziegelmauer mit stolzem und großem Eingangsthor; letzteres führt zu einem umfangreichen Ziegelgebäude, das zum ausschließlichen Gebrauche der nach Bangkok kommenden Gesandten bestimmt ist. Hier herum liegt eins der belebtesten und eigentümlichsten Viertel der Stadt, da giebt es in schönster Verwirrung bunt durcheinander chinesische Pfandleihgeschäfte, siamesische und chinesische Speisehäuser, die einen gerade so viel wert, wie die andern, chinesische Entenzüchtereien, wo die kleinen Enten vom Eie an groß gezogen werden und genug Abfälle finden, um darin herum zu wühlen, wenn auch nicht viel Futter zum Fettwerden, chinesische Kräuterläden, siamesische Töpfereien; chinesische und siamesische Schnapsläden, in denen Arrak unter dem Namen Samschu zur Abwechslung mit Arrak unter dem Namen Lao verkauft wird; Straßenstände, an denen ein findiger Chinese seine heimatliche Limonade feilbietet, oder einen Teller gekochter Gemüse, deren Hauptbestandteil Zwiebeln bilden, mit ein paar Bissen fetten Schweine- oder je nach Belieben mageren Entenfleisches; an andern Ständen führt ein siamesischer Koch die Vorübergehenden mit einer Mischung von Reis und Kuchen, Muscheln und Garnelen und getrocknetem oder stinkendem Fisch in Versuchung. Zahlreicher als alles andere aber sind die chinesischen Spielhäuser vertreten, mit einem chinesischen Theater ganz in der Nähe. Alle Spielhäuser sind von der gewöhnlichsten Art; große Bambusbuden mit Dach, ohne Möbel, viele sogar ohne künstlichen Boden, so daß auf die bloße Erde Matten gelegt sind, auf die sich die Spieler niederlassen. Bei jeder Matte, oder wenigstens bei

jeder Spielgesellschaft steht ein Buchführer, welcher den Vorteil seines Herren, des Besitzers der Bude, wahrt.

An dem einen Ende des Spielzimmers ist ein Altar, mit zahlreichen brennenden Lampen, deren Licht sich auf einem Dutzend durch fortwährenden Gebrauch blank geriebener Würfel wiederspiegelt. Auf dem Altar thronte eine Figur, welche ich für ein gewöhnliches Buddhabild hielt, jedoch sagte man mir, es sei eine Darstellung des Glücksgottes. Ich spürte jedoch keine Neigung, seine Launen zu erproben und kehrte nach dem Konsulat zurück.

10.

Vom Menam zum Mekong.

— Karl Rock —

In Raheng verließ ich den Menam. Es galt, von hier aus auf dem Landwege den Mekong, den gewaltigsten Strom Hinterindiens, zu erreichen und auf dem Wege dahin die sechs Staaten der Laoten, welche zwar Siam tributpflichtig, aber sonst ganz unabhängig sind, glücklich zu passieren: ein schwieriges Wagnis, da es sich um Gegenden handelte, welche noch so gut wie ganz unbekannt waren.

Gemäß der Weisung der siamesischen Regierung stattete der Gouverneur von Raheng mich mit 6 Elefanten und Führern aus. Auf Elefanten zu reiten war mir neu, und obwohl ich einen bequemen Tragsessel hatte, verging doch einige Zeit, ehe ich mich an die eigentümlich schwingende Bewegung des Elefantenganges gewöhnte. Man hat ungefähr die Empfindung, als ob man in einer riesigen Wiege mit kreisförmiger Bewegung nicht eben zart herumgestoßen würde. Der langsame Schritt des Tieres macht diese Art der Fortbewegung im ganzen ziemlich langweilig, obgleich in ebener Gegend ein Vorteil darin liegt, daß man 3 bis 3½ m über dem Boden sitzend eine freie Aussicht hat. Die Elefanten tragen Glocken um den Nacken, damit durch deren Klang den etwa entgegenkommenden Karawanen das Zeichen ihrer Annäherung gegeben wird. Während die Tiere sicher ihren Weg verfolgen, holen sie sich gelegentlich einen saftigen Grasbüschel oder die zarten Schößlinge überhängender Baumäste.

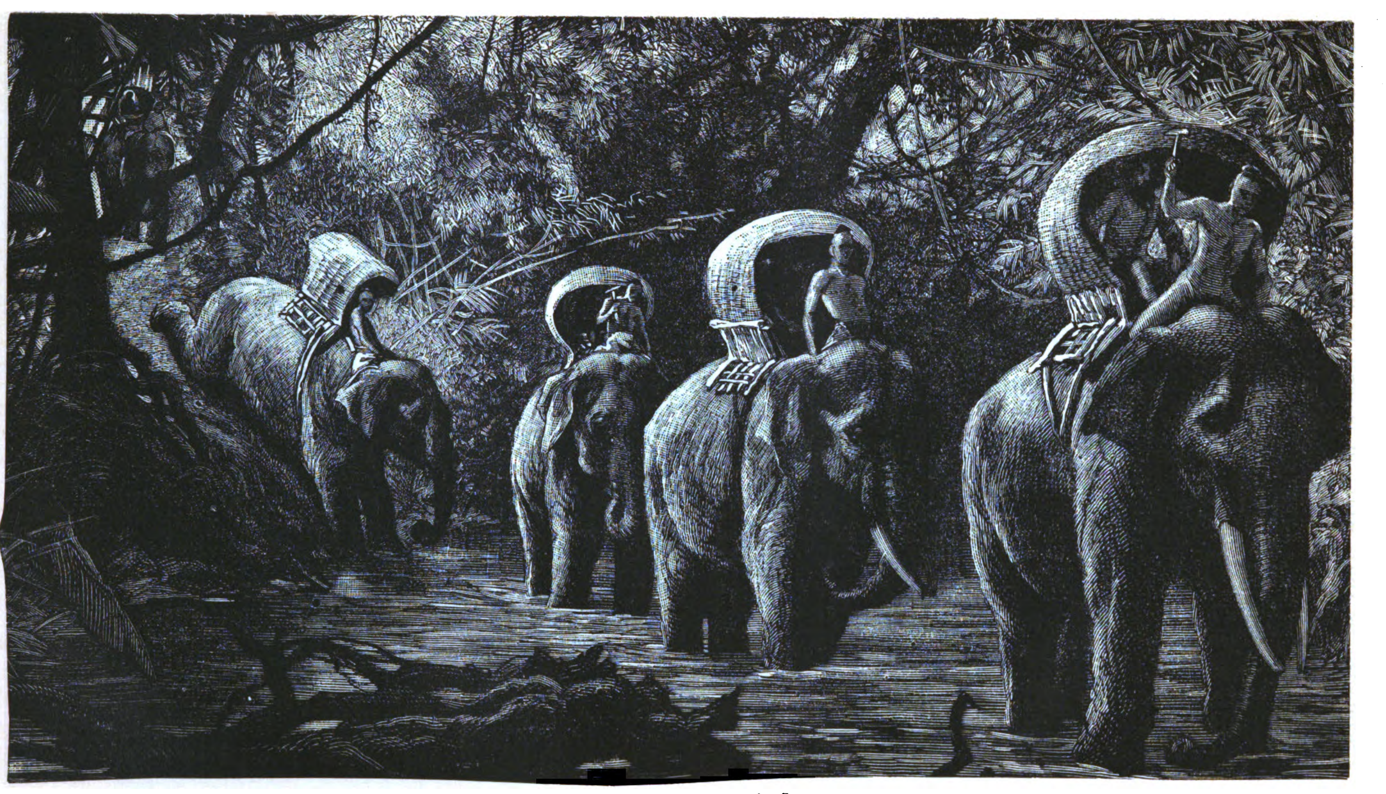


Abb. 77. Auf der Reise in Lao.

Durchwaten sie einen Fluß, so nehmen sie gewöhnlich den Rüssel voll Wasser, mögen sie nun durstig sein oder nicht.

Unser Ritt führte zuerst durch dünnen Wald, in welchem ein Überfluß junger Tiekpflanzen kommenden Jahren eine schöne Ausbeute versprach. Am zweiten Tage kamen wir an unzähligen, überall herumliegenden Granitblöcken bedeutender Größe vorüber; hier und da machte der Wald offenen Flächen Platz, auf denen das Gras 4 bis 5 m hoch stand, so daß es oftmals nicht allein die Rücken der Elefanten, sondern sogar die Decken der Tragsessel überragte. Kein Tier außer dem Elefanten könnte ohne große Schwierigkeit in solcher Gegend fortkommen. Hier, wo kein Baum Schutz gewährte, wurde die Hitze während des Tages erdrückend, und die Nachttemperatur infolge der Ausstrahlung natürlich sehr kühl. Starker Nachttau durchtränkte alles, aber in einer Stunde oder zweien verwischte die Sonnenhitze alle Spuren der Feuchtigkeit.

Fünf Tage lang stießen wir auf keine Wohnung und trafen keine Seele. Erst am 22. Dezember 1881 nachmittags erreichten wir die Stadt Muang Tunn. Ich blieb nur eine Nacht hier, besorgte frische Elefanten und Führer und brach am nächsten Morgen nach Lakon auf. Es ging auf der rechten Seite des Menam Vang hin durch welliges, mit Bambusdickichten bedecktes Land.

Allüberall zeigten sich die Spuren des Regenmangels in dem welken und bleichen Aussehen der Blätter; der ganze Pflanzenwuchs ermangelte des frischen Grüns, welches dem Laube und Grase während der Regenzeit eigen ist. Der Nachttau ersetzt bisweilen den mangelnden Regen und erhält die Lebenskraft der Bäume; aber hier schien das Land von ernster Dürre heimgesucht worden zu sein. Hier und da fand sich ein Flußlauf, gegenwärtig zu einem bloßen Graben zusammengeschrumpft und unter dem dichten Gewirre von Urwaldunterholz halb versteckt, aber in der Regenzeit augenscheinlich ein breiter, tiefer, reißender Strom, bis in bedeutende Entfernung durch den Streifen glänzenden Grüns, welches an seinem Gewässer sich hinzog, kenntlich. Im allgemeinen jedoch war der Wald vertrocknet.

Als wir ins höhere Land kamen, wurden die Wasserläufe zahlreicher und der Pflanzenwuchs sah kräftiger aus; der Weg freilich wurde mehr und mehr beschwerlich. Am Weihnachtstage erreichten wir unsern höchsten Punkt, 456 m über dem Meere, indem wir in einem tiefen, vom Me Tam (einem beträchtlichen Zuflusse des Menam Vang) durchströmten Passe eine Bergkette überschritten. Wir befanden uns nun wirklich in den Gebieten von Lao. Gerade ehe wir den



Abb. 78. Dorf in Lao.

Fluß überschritten, begegneten wir einem birmanischen Händler mit einem Zuge beladener Büffel, über deren Anblick die Elefanten in merkwürdige Unruhe gerieten: sie gingen erst weiter, nachdem der letzte Büffel verschwunden war. Nachdem ich mich einen ganzen Tag lang auf ungewöhnlich steilem und holperigem Wege von meinem Elefanten hatte herum werfen lassen, lagerte ich mich am Stromesufer und hielt mein Weihnachtsmahl — Entenfleisch aus Büchsen, Kokosnußmilch, eingemachte Birnen und ein Glas Branntwein mit Wasser, das ich meinen fernen Freunden in Europa zu Ehren leerte.

Von hier an wurde die Bevölkerung dichter und dichter. Alle Tage ritten wir durch Dorf auf Dorf — alle nett und sauber. Viele Elefanten und große Herden von Hornvieh (als Lasttiere benutzt) waren in jedem Dorf zu sehen. Wasser gab es genug, da in geringen Entfernungen voneinander tiefe Brunnen gegraben waren. Im ganzen schienen die Leute wohlhabend. Große Flächen waren mit Baumwollstauden bepflanzt.

Am 27. Dezember erreichten wir Lakon, einen Platz von einiger Bedeutung, wie alle Laotenstädte mit Wällen umgeben. Ich besorgte Elefanten und zwei Führer und schüttelte dann den Staub Lakons von meinen Füßen: gegen Mittag brach ich nach Tschengmai auf.

Der Weg führte abwechselnd zwischen Reisfeldern und Buschholz hindurch, gegen 6 Uhr nachmittags durchschritten wir den Metan, einen andern Zufluß des Menam Bang.

Am nächsten Tage betraten wir schönen Wald, aber die Reise wurde sehr beschwerlich. Wohl zwanzigmal überschritten wir den Metan, und bei dem Auf- und Absteigen hatte ich reichlich Gelegenheit, die Sicherheit des Trittes der Elefanten zu bewundern; die Tiere schienen sich über die Aufregung des Auf- und Abklimmens an steilen Stellen förmlich zu freuen. Zerrissene Abhänge, wo scheinbar eine Ziege kaum Halt gefunden hätte, erstiegen sie, bergab rutschten sie auf dem Bauche, die Vorderfüße gerade nach vorn und die Hinterfüße nach rückwärts streckend — und das alles mit einer Leichtigkeit und Sicherheit, daß ein Maultier, wenn es alle vier Füße anwendete, hätte neidisch werden können. Während des späteren Nachmittags reisten wir buchstäblich im Flußbette hin, allmählich höher steigend, bis wir zur Nacht in einer Höhe von 300 m lagerten. Die Luft war kühl und feucht, und am Morgen fiel das Thermometer auf 8° R.

Unser Weg führte am nächsten Tage noch immer aufwärts durch prächtige Umgebungen. Bald ging es am Raude von etwa 60 m

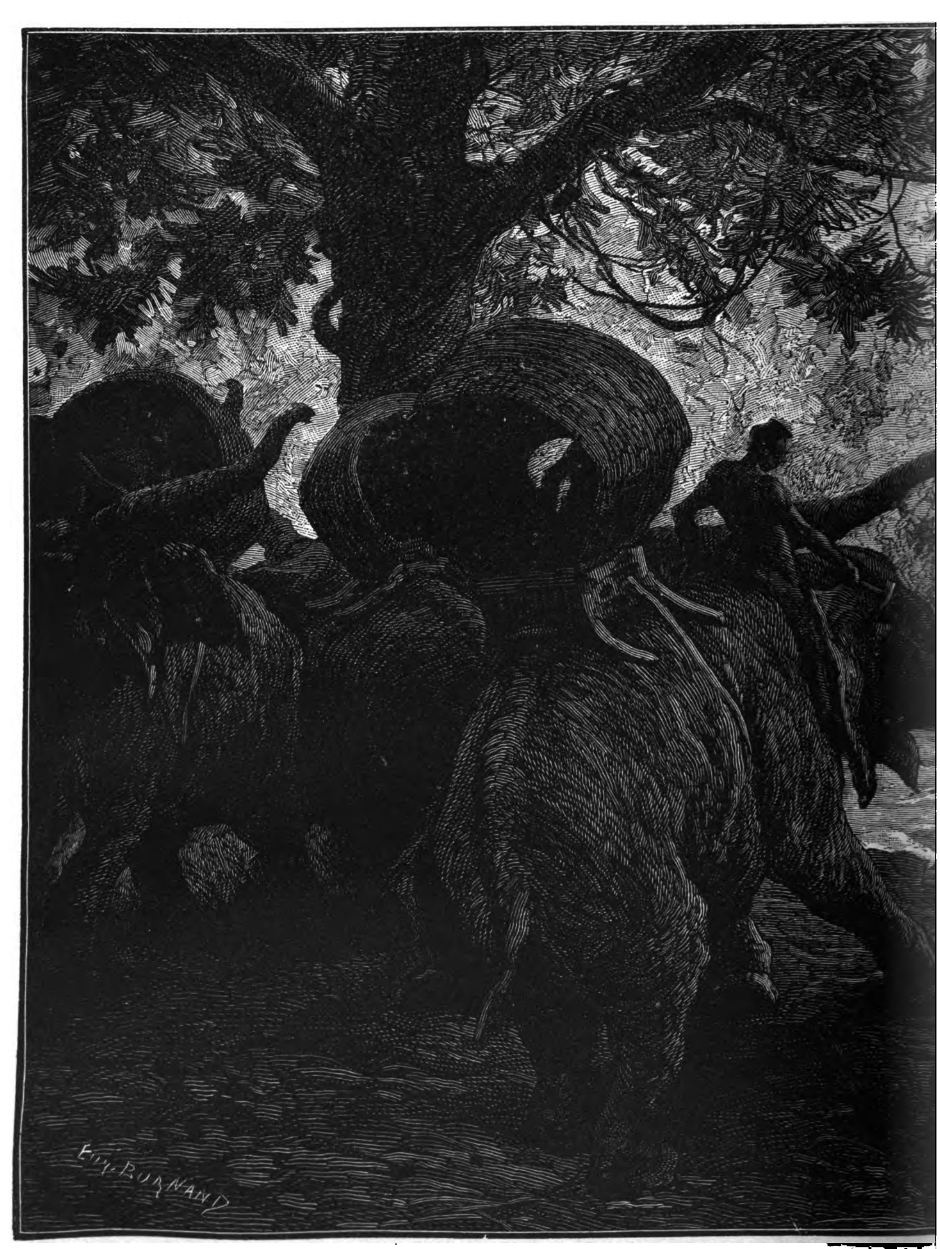
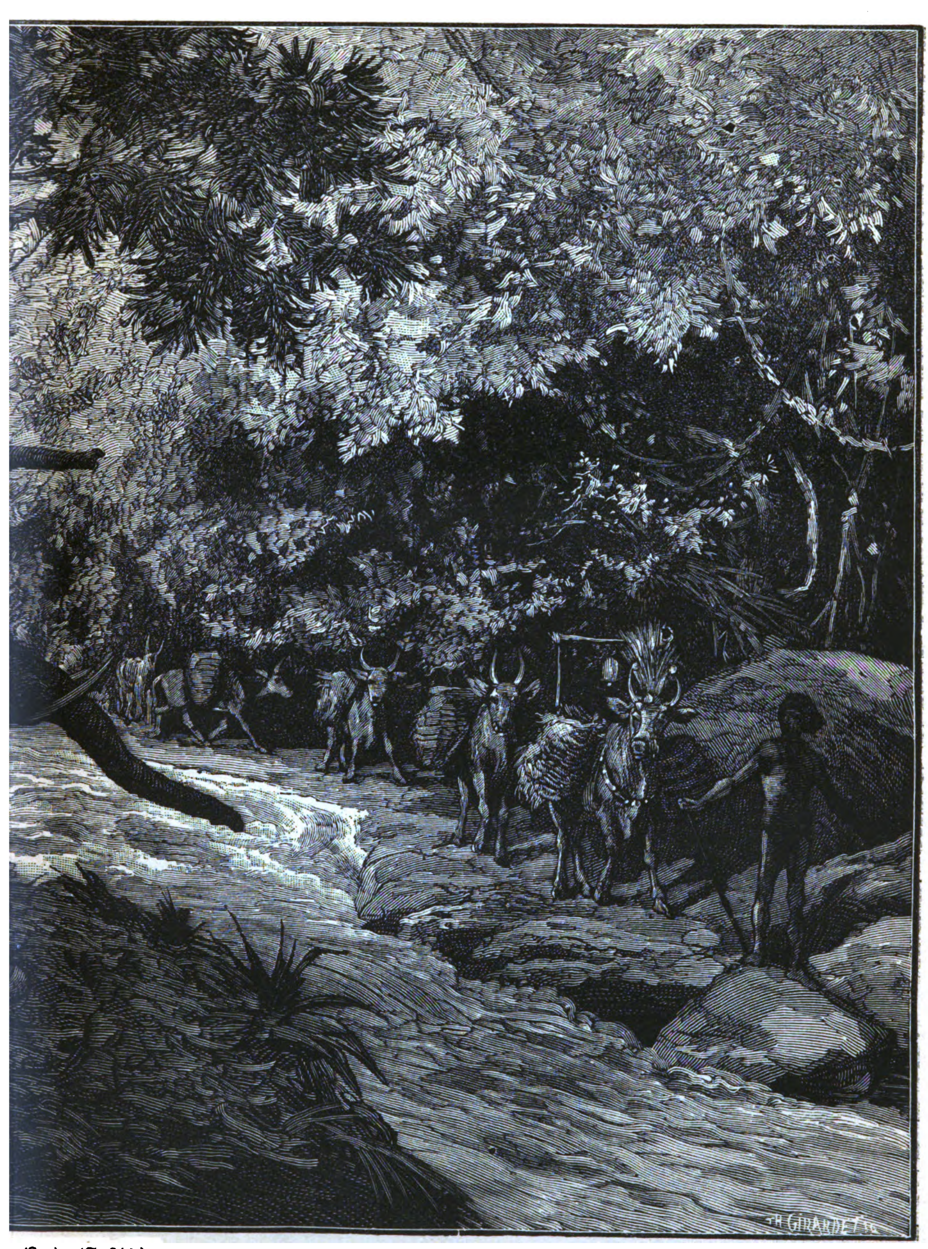


Abb. 79. [illegible]



r (Las). (S. 344.)

hohen Abhängen hin, wo ein einzig falscher Tritt unserer Elefanten uns in eine wild durcheinander gemengte Masse von Bäumen, Schlingpflanzen und Felsblöcken gestürzt haben würde; bald durch dicken Pflanzenwuchs, den kaum ein anderes vierfüßiges Tier hätte durchbrechen können. Mittags befanden wir uns 15 m höher als morgens. Dann stiegen wir drei Stunden lang allmählich hinab zum Lampunflusse. Nach seiner Überschreitung betraten wir einen dünnen Wald von Tiekbäumen, noch in welligem und holprigem Lande, bis sich plötzlich eine unendliche trockene Ebene vor uns ausdehnte — hier mit einem Reisfelde, dort mit einer Ziegelei, in der die Eingebornen emsig Thongefäße oder ihre eigentümlich dünnen Ziegel formten, deren „Brennen“ sie der Sonne überließen.

Die Ziegeleien und Töpfereien, in denen die Wasserkrüge und andere Geräte, wie seltsame Öfen, bereitet werden, sind über das ganze Land zerstreut. Alle Waren sind sehr porös und spröde, und die Kunst des Glasierens ist den Eingebornen noch unbekannt. Die gewöhnlichen Küchengeräte sind von sehr geringer Beschaffenheit, mehr Aufmerksamkeit schenkt man der Herstellung der Wassergefäße, auf die man großen Wert legt. Sie kommen in verschiedenen Formen vor, von der einer gewöhnlichen Weinkaraffe bis zu der einer wirklich schön gezeichneten und künstlerisch gearbeiteten Vase oder Terrine. Die größeren und besseren Arten werden mit einer silbernen oder goldenen Tasse versehen, welche man über die Öffnung des Gefäßes stürzt. Die thönernen Öfen sind sonderbare kleine Dinger, etwa ähnlich einem Stiefel. In die Öffnung, durch welche man den Fuß stecken würde, wird der Topf mit der zu kochenden Speise gestellt. Man denke sich das Oberleder des Stiefels weggeschnitten, so daß bloß die Sohle und die Seitenstücke bleiben, und in den so entstehenden Raum Feuerung gelegt, und man hat einen guten Begriff von der Gestalt eines Kochofens der Laoten. Zur Feuerung wird ausschließlich Holz benutzt. Ein solcher Ofen ist eine sehr nützliche Erfindung, läßt sich leicht von einem Ort zum andern tragen und, wenn zerbrochen, mit Aufwand weniger Pfennige ersetzen.

Am 10. Januar mittags erreichten wir Lampun, die Hauptstadt des gleichnamigen Laotenstaates, sie liegt auf beiden Seiten des Me-Kuang, eines Zuflusses des Meping.

Am 11. Januar reiste ich von Lampun nach Tschengmai. Hier ließ ich mir von dem Laotenhäuptling für die Weiterreise Pässe geben und frische Elefanten stellen. Diese Pässe waren sonderbare Urkunden, aus langen, etwa 3¹/₂ cm breiten Streifen von Palmblättern bestehend,

zusammengerollt und mit Bast festgebunden. Am Ende jeden Streifens befand sich ein Stempel — das amtliche Siegel, nach welchem jeder einheimische Beamte sieht, ehe er zu lesen beginnt und wonach er seinen Gehorsam in Übereinstimmung mit dem Range der durchs Siegel kenntlich gemachten Person abstuft.

Das Stempeln geschieht in der Weise, daß der Blattstreifen auf ein Stück hartes Holz gelegt, der stählerne oder eiserne Stempel darauf gesetzt und mit einem kräftigen Hammerschlage angetrieben wird. Die Zeichen des Stempels treten so in flachem Relief hervor.

Dieser Punkt wurde dann nach Wunsch erledigt. Nun hatte ich aber noch einen andern Gegenstand zu berühren. Von den 6 Elefanten, die ich zur Weiterreise erhalten, waren 5 weiblich, der einzig männliche zu jung, um als Lasttier viel zu nützen. Es gilt nun aber bei den Siamesen und Laoten für eine große Beleidigung, irgend jemandem, besonders einem Fremden, einen weiblichen Elefanten zum Reiten anzubieten. Ich begriff, daß man beabsichtigte, mich dem Gelächter und Gespött auszusetzen, wenn ich ahnungslos diese Tiere benützte und wohl gar auf einem ritte. Denn ein weiblicher Elefant steht in Siam und Lao ungefähr in derselben Achtung wie ein Esel in Deutschland, und ein feiner Herr, der in Berlin auf einem solchen Tier „unter den Linden" ritte, würde kaum mehr verspottet werden, als ein Fremder auf einem weiblichen Elefanten in Lao.

Ich verlangte daher andere Reittiere. Allein der Häuptling blieb dabei, daß andere nicht da wären. So stieg ich denn, um weiteren Aufenthalt zu vermeiden, doch auf.

Während der ersten zwei Tage zogen wir durch Gegenden, welche in kleine zum Reisbau und zu Viehweiden benutzte Abteilungen getrennt waren. Dörfer gab es genug, und am Abende des zweiten Tages hielten wir bei einem sehr beträchtlichen Orte, Namens Ban-Hun Hluang, wo wir uns mit neuem Speisevorrat versorgten. Nun gaben aber meine Leute vor, den Weg nicht weiter zu kennen. Ich bewog daher das Oberhaupt des Dorfes, mir 6 Führer zu geben, und unter deren Leitung setzten wir am nächsten Vormittag, etwa um 9 Uhr, unsere Reise nach Muang Pau fort. Es ging erst drei Stunden lang gerade nach Norden, dann etwas nach Westen. Nachmittags 2 Uhr waren wir in Muang Kenn, gingen auch an diesem Tage nicht weiter, da der Weg angeblich beschwerlich wurde und für mindestens eine Tagereise kein Obdach bot, meine Leute aber große Abneigung gegen Übernachten im Freien zeigten, so lange sie ein Dach haben konnten, unter dem sich schlafen ließ.

Frühzeitig am nächsten Morgen zogen wir in westlicher Richtung weiter und kamen in wilde Berggegend, die Abhänge waren bis zum Gipfel bewaldet, so daß Menschen und Tiere erquickenden Schatten genossen. Der Weg sehr beschwerlich und steil, führte bergan an einem Passe hin, durch welchen in südwestlicher Richtung der Mengay zum Meping fließt. Gegen Mittag befanden wir uns ungefähr 300 m über dem Meere.

Ich begab mich sofort zum Hause des Häuptlings und ließ ihm meinen Paß laut vorlesen. Seine Frau und ein paar Sklaven saßen bei ihm, Betel kauend.

Dies fortwährende Vollstopfen des Mundes mit Betel erschwert die Unterhaltung sehr und dabei scheinen die Laoten noch jede Unterhaltung als eine Gelegenheit, den Mund wieder zu füllen, zu betrachten. Das Betelkauen ist eine uns höchst unangenehme Gewohnheit, nicht allein, weil es die Zähne schwärzt, sondern auch, weil es unablässiges Spucken veranlaßt.

Dazu wird Tabak von Männern, Frauen und Kindern geraucht. Wie die Leute vom Betelkauen zum Rauchen kommen, ist schwer zu begreifen. Besonders die Frauenzimmer sind nie ohne Buri (einheimische Cigarette) zu sehen.

Als mein Paß vorgelesen war, bemerkte der Häuptling, er sei „sehr stark"; er habe große Achtung vor dem Häuptling von Tschengmai, der imstande sei, jemanden für eine ganz geringfügige Beleidigung enthaupten zu lassen. Sein Weib sprach, ohne auf Befehl zu warten, mit zwei Dienern, und diese richteten mir sofort in einer Ecke des Raumes ein Lager her. Dies erforderte weder viel Zeit, noch viel Umstände: zwei Matten mit Kissen wurden auf den Fußboden gelegt, ein Vorhang wurde darum gehängt und ich ohne weiteres benachrichtigt, daß mein Nachtlager bereit sei.

Auf der großen Grasebene zogen wir auch noch am folgenden Tage hin. Nachmittags um 4 Uhr erreichten wir die in Trümmern liegenden Thore von Muang Fang, einer Stadt, welche nur noch dem Namen nach vorhanden ist.

Hier ist der Platz der alten großen Hauptstadt des westlichen Lao, von der bloß Bruchstücke der Stadtmauer und Trümmer von Tempeln übrig sind. Alles andere liegt vergraben unter einem Gewirre von Gras, Dschangel und dünnem Walde. Die Bewohner, erst seit 12 Monaten hier angesiedelt, waren eifrig damit beschäftigt, dasselbe wegzuräumen.

Es gab keine Häuser, sondern nur Hütten und Buden und keine

Wege noch Pfade. Hier rastete ich einige Tage, dann brach ich nach Tatong auf. Dies ist ein Niaudorf, gerade an der Grenze von Lao.

Der Weg nach Tatong führte durch etwas lichten Wald, zur Linken erhob sich steil eine hohe, von Norden nach Süden laufende Bergkette. Die Bäume hier herum waren buchstäblich mit Orchideen bedeckt, welche eben verblüht waren; ihre Blüte fällt in die trockene Jahreszeit. Aber viele andere Blumen, prächtig gefärbt und oft riesengroß, zierten die offenen Stellen zwischen den Bäumen. Ich kann mich nicht entsinnen, irgendwo eine solche Menge von Blumen gesehen zu haben, wie auf meiner Reise durch Lao und besonders in dieser Gegend.

Überall im Walde ließ sich das Krähen von Hähnen vernehmen, abwechselnd mit dem eigentümlichen schrillen Schreien der Pfauen. Unsere Nahrung bestand hauptsächlich aus wildem Geflügel, doch fanden wir es sehr zäh.

Tatong besteht nur aus wenig mehr, als einem Dutzend Hütten, die zerstreut zu beiden Seiten des Mekok liegen. Dieser Fluß ist hier sehr seicht und in der trockenen Jahreszeit nur etwa 45 m breit, überall um das Dorf erheben sich Berge von Gneis und Granit. Es war das erste, ausschließlich von Niaus bewohnte Dorf, in das ich kam, und stand unter dem Schutze des Königs von Birma.

Ich lud mein Gepäck am Flußufer ab und schnell bauten mir meine Leute eine Hütte für die Nacht. Früh am andern Morgen umdrängten mich die Eingebornen, um mir allerlei zu verkaufen.

Die Niaus sind entschieden von derselben Rasse wie die Birmanen. Ich habe Hunderte von beiden Völkern gesehen und ihre Gesichtszüge und den Körperbau genau beobachtet. Die Niaus knoten ihr Haar auf dem Scheitel eben so zusammen wie die Birmanen, aber sie sind leicht an ihrer Tättowierung zu unterscheiden, welche weit künstlicher ist. Sie sind in der Regel vom Hals bis zum Knöchel tättowiert, oder wenigstens von den Achselhöhlen an. Außer den Tättowierungen machen sie eine Anzahl von Einschnitten in den Arm und schieben Stücke von kostbaren Steinen oder Gold und Silber hinein, um sich dadurch stark zu machen und gegen die Geister zu schützen. Diese besonderen Amulette kann man leicht durch die Haut fühlen und wo sie sitzen, entsteht ein kleiner schwarzer Knoten.

Die Kleidung der Niaus besteht im allgemeinen nur aus einem Paar weiter Hosen, die etwas über die Knöchel reichen und stets sehr schmutzig sind, obwohl Baumwolle hier sehr billig ist. Ursprünglich sind die Hosen rein weiß gewesen; aber fortwährender Gebrauch ohne

Waschen hat ihnen ein elegantes Grau verliehen. Wie die Birmanen, so tragen auch die Niaus noch ein buntes Seidentuch über dem Kopfe; wenn sie aber im Walde zu thun haben, oder eine Bootreise unternehmen, ersetzen sie dasselbe durch ihre beliebten großen Strohhüte aus Yünnan, welche vortrefflichen Schutz gegen die Sonne bieten. Über die eine Schulter tragen sie als unvermeidlichen Reisebegleiter einen großen Sack mit Tabak und Betel, von der anderen hängt ein Schwert einheimischer Arbeit herunter. Bei festlichen Gelegenheiten ziehen sie eine enge Jacke an, aber gewöhnlich ist der Oberkörper unbedeckt.

Am nächsten Tage mietete ich einen Kahn und fuhr den Mekok hinab nach Kiang-Hai ab. Ein Handelsboot begleitete mich. Nachdem wir uns zwei Stunden lang fast nur vom Strome hatten treiben lassen, erreichten wir den Zusammenfluß des Me Fang mit dem Mekok an der Grenze von Lao und Niau.

Der Mekok ist fast nichts weiter als ein Bergstrom, mit großen Steinen erfüllt, zwischen denen das Wasser mit lautem Rauschen dahinfließt. Die Schiffahrt ist daher schwierig. Landschaftlich sind die Ufer sehr schön. Hügel von 120 bis 150 m Höhe, dicht mit Bäumen und anderm Pflanzenwuchs bekleidet, erheben sich steil aus dem Wasser. Von tierischem Leben sah ich während des Tages mehr, als jemals bisher in Lao. Besonders Vögel waren in Menge da, Pfauen, Koromane, Hornvögel, mit großem Geräusch dahin fliegend; Dschangelhühner, beständig lärmend; schönfarbige Königsfischer, Regenpfeifer u. s. w., u. s. w. Auf den Baumästen trieben sich Scharen von Gibbons herum, hier und da fanden wir die Fährten großer Elefanten, welche am frühen Morgen zum Flusse gekommen waren, um zu baden und zu trinken.

Rasch glitten wir stromab, und die Hügelbildung nahm immer mehr ab, während der Fluß breiter und tiefer wurde. Es war schon dunkel, ehe wir Kiang-Hai erreichten. Quer über den Fluß waren Fischreusen gelegt und versperrten uns den Weg. Aus der Menge von Lichtern, die sich am Ufer hin- und herbewegten, ging klar hervor, daß die Bevölkerung mit Fischen beschäftigt war. Um sie daher nicht zu stören, ließ ich das Boot eine kurze Strecke oberhalb der Stadt auf das Ufer ziehen, und hier verbrachten wir die Nacht.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, bot sich uns eine überraschend liebliche und eigentümliche Aussicht. Gerade vor mir erhob sich aus einer im Vordergrunde gelegenen Ebene ein Hügel, auf dessen Gipfel die vergoldeten Turmspitzen eines Tempels in den rosigen Strahlen der aufgehenden Sonne erglänzten. Ein zweiter Tempel

mit einem Pratschedi dabei, stand nahe am Flusse, teilweise von Bäumen umgeben.

Sofort begab ich mich in das Dorf und mietete mir von dem Häuptling selbst ein Boot, um andern Tages damit den Mekok hinab die Fahrt nach Kiang-Tsen am Mekong zu unternehmen. Ich brach 7 Uhr morgens dahin auf. Der Fluß hatte viele Sandbänke und die Fahrt war deshalb nicht ohne Gefahr, bis wir am Nachmittag des zweiten Tages den Mekong erreichten — einen prächtigen Strom — zweimal so breit hier, wo wir 1600 km von seiner Mündung entfernt waren, als der Menam zu Bangkok, tief und reißend, denn das bisher verhältnismäßig flache Land wurde nun hügelig.

Gerade als wir in den Mekong einfuhren, verdunkelte sich plötzlich die Luft und ein kalter Wind brach über uns herein. Vom fernen Westen zog eine dicke Wolke nur einen Meter über dem Flusse mit großer Schnelligkeit heran — eine wirbelnde Masse von Staub, Spänen, Blättern, Gras und Zweigen. Dröhnend fuhr der Wirbelwind gerade auf uns los und peitschte den Strom, bis er einem kleinen, schäumenden See glich. Glücklicherweise waren wir ganz nahe an dem Ufer und konnten das Boot mit drei festen Rohrseilen festbinden, ehe die vollste Wut des Sturmes uns erreichte. Aber trotzdem wurden wir fast umgeworfen, und was derWind nicht ausführte, vollendete beinahe der Regen. Unter hallenden Donnerschlägen und unaufhörlichen Blitzen strömte eine Regenflut hernieder, wie sie eben nur in den Tropen möglich ist, und füllte unser Boot zur Hälfte mit Wasser an. Einige meiner Leute quetschten sich frierend und „Nau! nau!“ (kalt) jammernd in die Kajüte, die andern suchten Schutz in dem dicken Dschangel am Ufer. Als die erste Wut des Sturmes vorüber war, war auch alles gründlich durchnäßt. Zu schlafen war sowohl im Boote, als auch auf dem Lande unmöglich, aber die Leute hatten keine Lust weiterzufahren und zogen ein feuchtes Lager einer kleinen außergewöhnlichen Anstrengung vor. Als ich sah, daß sie auf meine Befehle, nach Kiang Tsen zu rudern, nicht hörten, zerschnitt ich die Seile, welche uns festhielten und das Boot begann schnell fort zu treiben. In einem Augenblick sprangen sie an die Ruder und nach wenigen Minuten sahen wir zwei am Ufer festgebundene Böte. Es mußte also eine Wohnung in der Nähe sein. Ich folgte einem schmalen Pfade, welcher vom Flusse in den Wald hinein führte und stieß bald auf zwei elende Hütten. Ihre Insassen waren erstaunt, einen Weißen zu erblicken, verstanden sich aber sehr bald dazu, mir und meinen Leuten Unterkommen für die Nacht zu

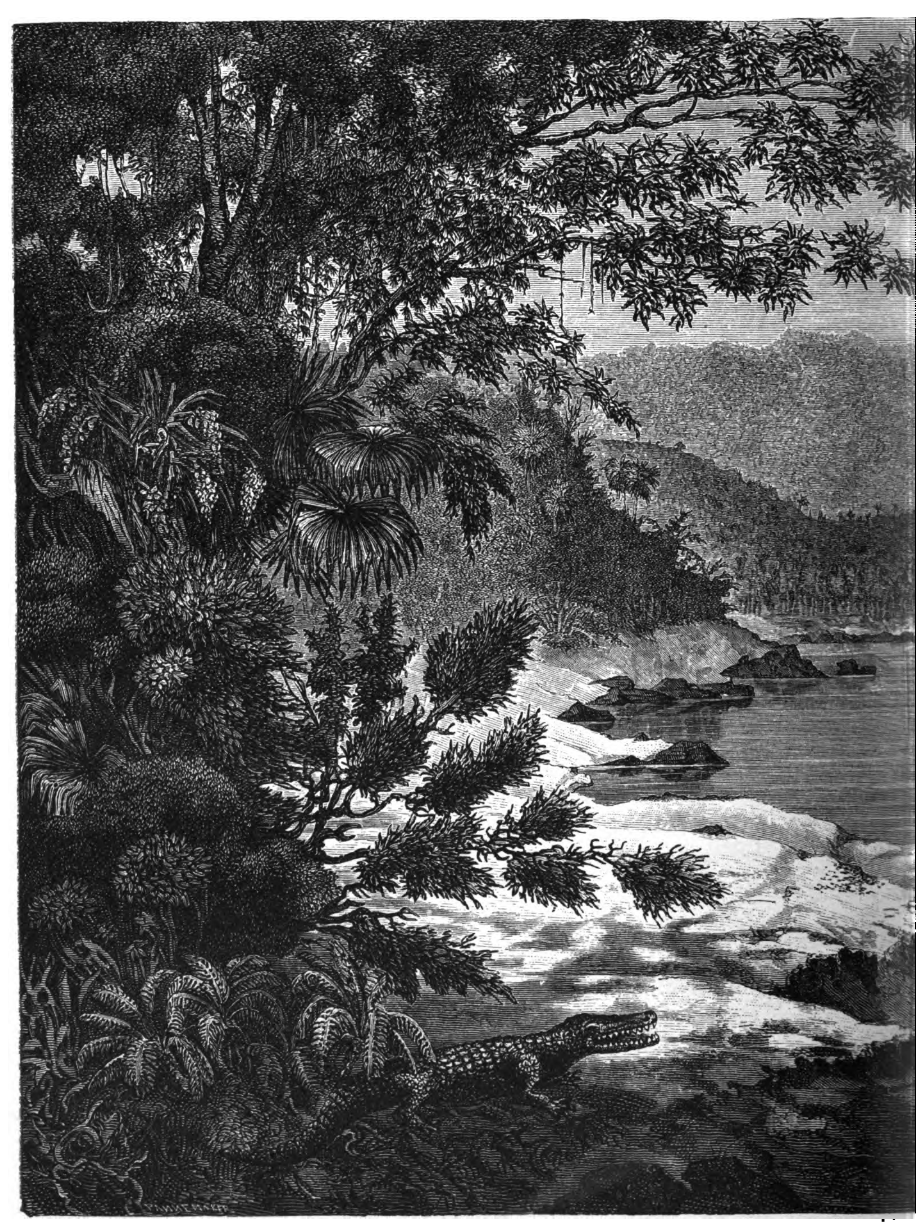
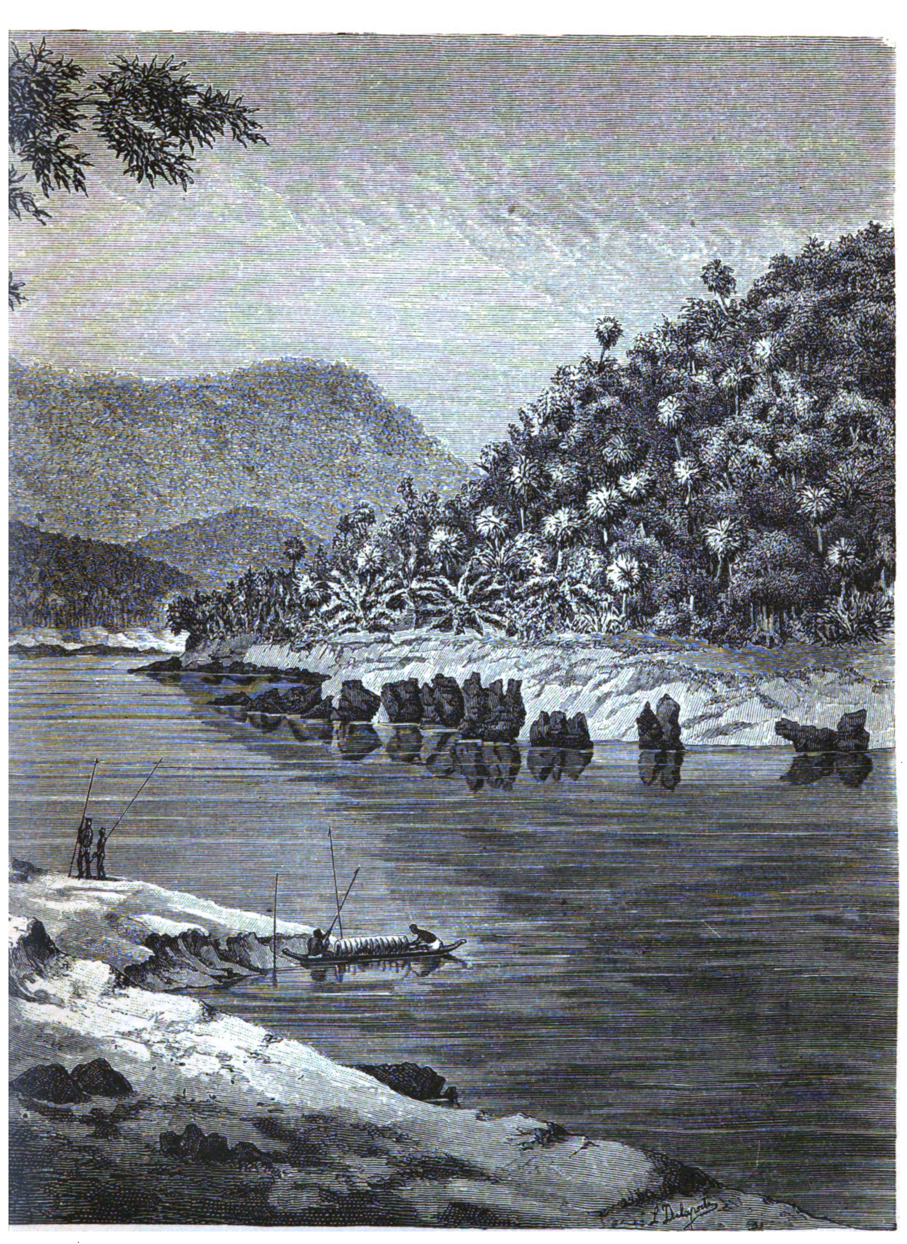


Abb. 80. Landf



ıft am Mekong. (S. 350.)

geben. Dasselbe war freilich nicht ersten Ranges, aber ein leckes Dach war doch immer noch besser, als gar keins und bald brachte mir ein süßer Schlaf Vergessenheit all meiner Umgebungen.

Kiang Tsen war, wie ich am nächsten Morgen erfuhr, zu Wasser nur noch eine Stunde entfernt. Vor meiner Abfahrt richtete ich daher im Hinterteil des Bootes eine Stange auf und entfaltete an ihr die königlich siamesische Flagge mit dem weißen Elefanten, um in die nördlichste Stadt der Länder, welche unter Befehl des Königs von Siam stehen, mit so viel Glanz als möglich, einzuziehen. Eine einstündige Fahrt (mit Stangen) in gerader westlicher Richtung gegen die starke Strömung brachte uns nach Kiang Tsen, unter dessen schläfrigen Einwohnern unsere Ankunft einen kleinen Aufruhr erregte. Ich wurde in einer hübschen kleinen Hütte untergebracht und hißte zur Verherrlichung des Ereignisses unmittelbar vor meiner Herberge das königliche Banner auf.

Kiang Tsen liegt rechts vom Strome, etwa 264 m über dem Meere. Die Stadt ist in allgemein unbehaglichem Zustande, trägt aber in den Trümmern zahlreicher Tempel Spuren früherer Bedeutung. Jedoch die Umgegend war sehr schön, die lieblichste, die ich auf meinen indischen Reisen je kennen gelernt habe. Der Strom fließt zwischen Ufern dahin, welche seine Oberfläche um etwa 4—5 m überragen, rechts erheben sich, hinter der Stadt hinstreichend, weit nach Niau hinein Berge in Terrasse um Terrasse, Zug um Zug, auf der entgegengesetzten linken Seite dehnen sich bis zu der Grenze von Tongking Hügelreihen und Thäler, bedeckt mit prächtigen Tiekwäldern und Gummibäumen in ungezählten Arten, die, wenn gehörig ausgebeutet, eine Quelle unermeßlichen Reichtums werden würden. —

11.
Passagen am oberen Mekong.

— T. T. Cooper —

In dem Dorfe Goneah machten wir Rast, um unsere Maultiere für den weiteren Marsch an dem Lantsan, dem Oberlaufe des gewaltigen Mekong hin, erst wieder etwas zu Kräften kommen zu lassen. Denn Jakob sowohl wie die sonst unermüdliche „Eiserne Herzogin“ waren durch die Strapazen der letzten Märsche ganz herabgekommen.

Am dritten Tage indes verließen wir Goneah, von beinahe allen Dörflern gefolgt, die uns etwa einen halben Kilometer weit das Geleit gaben, bis der Weg uns an das steile Ufer des Lantsan führte, wo sie unter lauten Rufen und dem Abfeuern ihrer Luntengewehre Abschied nahmen und wir dann unsern Marsch bis kurz vor Mittag fortsetzten, worauf wir zum Essen auf einer Art Terrasse hielten, die an der Einmündung in eine düstere Schlucht aus dem Berge gehauen war.

Eine zweite Reisegesellschaft hatte sich dort unmittelbar vor unserer Ankunft gelagert und war daran, ihre Mahlzeit zu bereiten, während ihre 20 Maultiere mit Gepäck der Terrasse entlang aufgestellt waren. Nachdem unsere Tiere in derselben Weise versorgt waren, setzten wir uns zum Frühstück nieder.

Der Fluß hatte hier ein regelmäßiges Bett von beinahe 100 m Breite, während dasselbe in der Schlucht keine 20 m breit war. Am rechten Ufer stieg der Berg gegenüber uns 1—200 m in einer nackten lotrechten Wand empor und endete dann weniger steil in einer hohen Spitze, die mit Tannen bekleidet war.

Sobald unser Mittagsmahl beendet war, gingen der Goneah-Häuptling, von dem wir vorhin Packtiere gemietet hatten, und sein Maultiertreiber an das andere Ende der Schlucht voraus, wo der erstere seinen Mann aufstellte, um andere Reisende abzuhalten, die Schlucht zu gleicher Zeit mit uns zu betreten, da der Weg an manchen Stellen nicht breit genug war, um es zwei Maultieren möglich zu machen, aneinander vorüber zu kommen.

Als der Häuptling zurückgekommen war, sattelten wir unsere Tiere und begannen die Passage durch die Schlucht.

Der aus dem Felsen gehauene Pfad, dem wir folgten, stieg manchmal zu großer Höhe an und führte dann wieder nahe an den Fluß hinunter, welcher in seinem engen Bette über zerrissene spitzige Felsen mit betäubendem Lärm herunterstürzte, der sonderbare unirdische Echos an den Felsmauern auf beiden Seiten weckte.

Etwa 2 km vom obern Eingang zur Schlucht kamen wir an ihre gefährlichste Stelle. Der in den Felsen gehauene Pfad wurde nun durch eine Galerie ersetzt, welche durch hölzerne, in den Felsen befestigte Stützen gestützt war. Allein der Boden war an vielen Stellen verfault und durchlöchert und gab uns Gelegenheit, den großen Verstand unserer Maultiere zu beobachten, welche mit vorgebeugtem Kopfe und ausgespreizten Füßen jedes Brett erprobten, ehe sie ihm ihr Gewicht anvertrauten.

Der Goneah-Häuptling hatte mich nicht auf die Natur des vor uns liegenden Weges aufmerksam gemacht, und ich ritt in die Schlucht, um erst dort zu finden, daß ich angesichts der Enge des Pfades nicht absteigen konnte. Meine Empfindungen waren deshalb nichts weniger als angenehm, als ich die verfaulten Balken entlang ritt, wie in der Luft über dem tief unter mir liegenden Kessel mit schäumendem Wasser schwebend. Mein Maultier Jakob besaß viel Mut und Sicherheit, ich fühlte es aber doch mehreremal unter mir zittern, während der Schweiß ihm herabrann. Die „Eiserne Herzogin", welche ich auf Grund ihres Mutes und guten Instinktes zur Anführerin meiner Packtiere gewählt hatte, zeichnete sich bei dieser Gelegenheit aufs höchste aus. Sie fand z. B. ein mehr als gewöhnlich verfaultes Brett und weigerte sich weiterzugehen, bis der Häuptling einige Steine, die er zu dem Zwecke mittrug, daraufgelegt hatte und damit eine Sitte übte, die wahrscheinlich den Reisenden eigentümlich ist, welche diese Schlucht benützen, denn viele Stellen fanden wir auf dieselbe Art bezeichnet.

Aus der Schlucht kommend, hielten wir an, um unsere Tiere auf einer ähnlichen Terrasse wie am oberen Eingang rasten zu lassen. Der Fluß wurde außerhalb der engen Mündung der Schlucht bedeutend breiter und maß an manchen Stellen über 200 m. Das in der Schlucht sichtbare Wasserzeichen zeigte eine Sommerflut von wenigstens 10 m über seinem gegenwärtigen Stande, und die Flut hatte bereits begonnen, denn der Regen hatte seit unserm Abmarsch aus Atenze noch nicht aufgehört.

Um Sonnenuntergang erreichten wir das Dorf Wha-fu-pin, bis wohin wir von der Schlucht aus durch eine reizende Gegend gekommen waren. Die Berge, welche vom Flusse sanft anstiegen, waren mit grünen Wäldern bedeckt, welche großen Scharen von Goldfasanen Deckung gaben, deren schriller Ruf auf allen Seiten ertönte, während von Zeit zu Zeit die leuchtenden Farben ihres Gefieders erglänzten, als sie, an uns vorüber, von ihrer Abendmahlzeit bergan flogen.

Wir wurden ungemein gastfreundlich aufgenommen und, von einem Trupp Dörfler geführt, besuchte ich am nächsten Morgen die kleine 16 km entfernte Ansiedlung Tz-cu auf dem rechten Ufer des hier 200 m breiten Lantsan, welchen wir mittelst eines Bambusseiles übersetzten, das von Ufer zu Ufer ging.

Das Seil wird auf der Abfahrtsseite viel höher befestigt, als auf der gegenüberliegenden Landstelle, um eine schiefe Ebene herzustellen. Der Passagier ersteigt eine kleine Plattform und befestigt sich

in einer Schlinge aus Lederstreifen, die in einer Art Schleife aus hartem Holze, welche auf den Strick paßt, hängt. Sobald er die Füße von der Plattform erhebt, schießt er pfeilgeschwind hinüber auf das andere Ufer, wo er auf einem zweiten kleinen Gerüste aus der Schlinge steigt. Für diejenigen, welche herüber wollen, ist ein zweites Seil in einer korrespondierenden Weise befestigt. Durch diese Bambusseile werden selbst Maultiere und Rinder von Ufer zu Ufer transportiert.

Leute, die an diese Methode, Flüsse zu übersetzen, nicht gewöhnt sind, werden leicht von der Geschwindigkeit, mit welcher sie durch die Luft fahren, schwindelig, besonders wenn sie hinabsehen, denn die Seile schweben oft 40—60 m oberhalb des Wassers. In derselben Weise kehrte ich denn am Abend zu unserm Trupp zurück.

12.
Unter den Anamiten.

— Isabella Bird —

Wir dampften einen Arm des großen Mekong-Flusses hinan, eines schlammigen Gewässers, dessen Ufer Nipah-Palmen in dichten Massen umsäumen — Bäume, deren 3 bis 4 m lange Wedel aussehen, als ob sie unmittelbar aus dem Boden hervorwüchsen, so kurz und gedrungen ist ihr Stamm. Die Landschaft ringsum war einförmig genug — Reisfelder und Dschangel, so weit die ganze unendliche Ebene reicht, und darüber, im Schein der Sonne rosig erglühend, schwere, fieberatmende Dunstmassen. Hier und da erblickten wir ein cochinchinesisches Dorf, d. h. eine Anzahl übermäßig luftig aussehender mit Palmblättern gedeckter Hütten, Pfahlbauten auf einem Rost über dem Flusse errichtet! Bei jeder einzelnen dieser Heimstätten war ein Boot festgemacht — allem Anscheine nach war das Wasser das eigentliche Element der Bewohner. Auf dem Pfahlwerk vor den Hütten lagen Männer, versunken in den Genuß ihrer Pfeifen, die Frauen hantierten an den Feuerstellen, und die Kinder krabbelten und wälzten sich auf dem, als Fußboden dienenden, Roste umher, wobei wohl ein angeborner Instinkt sie vor dem Hinabfallen bewahren mochte! Die Eingeborenen sind klein und dunkel mit großem Mund und starken Backenknochen, den mongolischen Typus deutlich zur

Schau tragend — eine häßliche Rasse und eine träge Rasse obendrein, wie ihr ganzes Wesen, ihre zerfallenen Hütten und die allenthalben zu Tage tretende Vernachlässigung nur zu wohl erkennen läßt, und es ist allem Anscheine nach der Tag nicht ferne, da der kräftige, fleißige Chinese der Herr des Landes sein wird.

Endlich tauchte Saigon vor uns auf. An Bord hatte ich Näheres über den Ort nicht zu erfahren vermocht, die Leute schienen zu glauben, mir wunder was Neues gesagt zu haben, wenn sie mir auseinandergesetzt, daß Saigon ein von französischen Postschiffen angelaufener Hafen und einer der heißesten Orte unter der Sonne sei — Dinge, die ich schon wußte, ehe ich mich mit meinen Fragen an sie wandte!



Abb. 81. Anamitin.

In meiner glücklichen Unwissenheit über den Ort bis zu diesem Punkte gelangt, war ich daher nicht wenig erstaunt, als bei einer Biegung des Flusses sich mir ein vollständiger Überblick über die ganze Stadt bot, und ich wahrnahm, daß sie, umrahmt von köstlicher Tropenvegetation, ein ausgedehntes Gebiet bedeckt. Nicht lange, und ich hatte Gelegenheit zu bemerken, daß die dem Fluß zugekehrte Seite aus einer langen Reihe schattig gelegener Kaffeehäuser, Geschäftsstuben, einige davon mit Konsularflaggen versehen, und Regierungsgebäuden besteht, hinter welchen die Stadt mit ihren Straßen, Läden, gedeckten Markthallen, Bazaren, Kasernen, Kirchen und Klöstern sich dehnt.

An dem von prächtigen Bäumen beschatteten Kai gingen wir vor Anker.

Nachdem alle übrigen sich entfernt, begab ich mich gleichfalls ans Land und versuchte mir zu vergegenwärtigen, daß ich mich wirklich in Kambodscha befinde. Aber es wollte nicht gehen, die schattigen Ruheplätze vor den Kaffeehäusern waren besetzt von Franzosen, Spaniern und Deutschen, die, die Cigarre im Munde und die Füße auf den Tisch gelegt, es sich so bequem wie möglich machten.

Den Führer, der sich mir zur Begleitung anbot, zurückweisend, wanderte ich durch die Straßen von Saigon, sah seine Märkte, Bazare, Läden und Kasernen und gelangte längs der mit Bäumen bepflanzten Landstraßen immer weiter und weiter hinaus ins Land. Zu Fuß weiter wandernd sah ich unerwartet ein Labyrinth kleiner, von Kaktushecken umschlossener Pfade vor mir und befand mich, ohne es selbst zu wissen, in dem nur von Eingeborenen bewohnten Dorfe Choquan. Jede der kleinen Hütten mit ihrer Umgebung von Pomeranzen, Apfelsinen und Bambus barg sich hinter einer sehr bösartigen, starrigen Kaktusumwallung, den Insassen der einzelnen Häuschen vollkommenste Abgeschlossenheit sichernd. Meine Neugierde indes überwog alle Hindernisse, und der zahlreichen Risse und Schrammen nicht achtend, die die scharfen Stacheln mir verursachten, versuchte ich es immer wieder, einen genaueren Einblick zu gewinnen. Dabei überzeugte ich mich denn, daß die ärmeren Hütten einfach aus ungehobelten Brettern oder gespaltenen Bambusstäben errichtet und mit einem Dach aus Palmblättern versehen waren, welches weit über die breiten Verandas hinausragt. Auf diesen Verandas standen große, mattenbedeckte Ruhebänke aus Bambusrohr mit eigenartig geformten Kissen, gleichfalls aus Bambus, und auf ihnen machten es sich Männer in nahezu adamitischem Kostüme bequem, rauchten, kauten Betel und schlürften Thee, den sie, in Kannen in wohlwattierten Körben verpackt, nahe zur Hand stehen hatten. Während ich durch die dichte Kaktuswand nach einem dieser Häuser auslugte, kam ein Mann herzu, begleitet von einer Schar magerer, langohriger Hunde, welche sofort bellend und heimtückisch nach meinen Füßen schnappend über mich herfielen; der Eigentümer jedoch rief sie alsbald zurück und ließ sie die Peitsche in so nachdrücklicher Weise kosten, daß sie nach allen Seiten auseinanderstoben. Der Mann trug eine Kokosnuß, und ich gab ihm zu verstehen, daß mich der Durst plage, worauf er zuerst zögernd mich anschaute, dann aber sich umwandte und mir winkte, ihm in das Haus zu folgen.

Innerhalb des von den etwa 3 m hohen Kaktuswänden umschlossenen Raumes wuchsen rings um das saubere Häuschen Kokos-



Abb. 82. Bananenpflan



ung in Kambodscha. (S. 356.)

palmen, Bananen, Brotbäume und Papajas lustig aus dem sehr dunstig aussehenden Boden empor. Das Haus selbst, bei dem eine Leiter die Stelle der Treppe vertrat, hatte zu beiden Seiten der Thüre tiefe Verandas mit steinernen Bänken darin, während Thüren und Fenster mit „Vorhängen" aus gespaltenem Bambus verhüllt waren. Im Innern des in mehrere Räume zerfallenden Gebäudes herrschte tiefe Finsternis, und bei meinem Eintritt vernahm ich ein lebhaftes Hin- und Herhuschen; nachdem sich mein Auge aber einigermaßen an die herrschende Dunkelheit gewöhnt hatte, sah ich mich von etwa zwanzig Personen, Frauen, Mädchen und Knaben, umringt, die mich mit einer wahrhaft feierlichen Ruhe und Beharrlichkeit anstarrten. Allem Anscheine nach hatte ich die Gesellschaft aus ihrer Siesta aufgeschreckt, einzelne aber ließen sich in ihrer Beschäftigung nicht stören, so eine alte Frau, die, eine Pfeife in dem zahnlosen Mund, in einer Ecke saß und sich von zwei jungen Mädchen, Sklavinnen vermutlich, Kühlung zuwehen ließ. Das Thermometer stand auf 27° und so schienen sie alle einen kurzen Rock oder ein Paar lose Beinkleider als vollständig ausreichende Bekleidung zu erachten. Ungewaschen, im höchsten Grade ungewaschen, waren meine neuen Freunde, das ließ sich nicht leugnen, allein diese wenig anziehende Eigenschaft that der entgegenkommenden Freundlichkeit ihres Wesens keinen Abbruch. Eine Frau brachte eine Kokosnuß herein, goß die Milch in eine Kürbisflasche und reichte mir den erfrischenden Trank, während gleichzeitig der Mann mir eine Schüssel mit Bananen bot, und trefflich mundete mir das köstliche Mahl. Bezahlung anzunehmen weigerten sich die guten Leute, und gaben mir vielmehr noch ein ganzes Taschentuch voll Bananen mit auf den Weg. Als die Eingangspforte sich hinter mir geschlossen, wanderte ich in der entgegengesetzten Richtung als der, in welcher ich gekommen, weiter und hatte nach kurzer Frist meinen Weg vollständig verloren. Die kaktusumschlossenen Pfade lagen hinter mir, und ich befand mich in einem Dickicht von Palmen und Bananen, deren Äste und Stämme Massen von Orchideen dicht umrankten, während Farnkräuter, große und kleine, in reicher Fülle den Boden bedeckten. Ich lenkte meine Schritte rückwärts und hatte bald wieder das Dorf mit seinem Labyrinth enger Gäßchen und den hohen Kaktuswänden erreicht. Gruppen kleiner dunkelfarbiger Kinder spielten in dem Staub.

Meine eigenen Fußstapfen in dem tiefen Staube erkennend, fand ich meinen Weg zurück nach einem Pfade, dessen eine Seite eine riesige Bambushecke, die andere ein ausgedehntes Reisfeld begrenzte,

mit einem schlammigen Teich darin, den rosenfarbige Wasserlilien mit köstlichem Kranze umgaben, und in dessen Mitte eine Anzahl mächtiger Büffel sich herumwälzte, darauf bedacht, ihre plumpen Körper mit der empfindlichen Haut zum Schutz gegen die Stiche der Moskitos mit einem Schlammüberzuge zu versehen.

Bald geradeaus, bald auf Zickzackwegen vorwärtsdringend, gelangte ich endlich nach Cholen, einer nur von Eingeborenen bewohnten Stadt, deren Entfernung von Saigon mir verschiedentlich, bald auf 6, bald auf 16 km angegeben wurde. Jedenfalls war der Weg, den ich gekommen, ein sehr weiter gewesen, dabei war die Hitze entsetzlich, und ich mußte mich endlich im Schatten eines mächtigen Baumes niedersetzen, um frische Kräfte zu sammeln, und hatte dabei Muße, die Gewohnheiten von Ameisen und Anamiten in den Kreis meiner Betrachtungen zu ziehen. Kinder mit braunen Pausbäckchen, welche noch niemals mit Wasser in Berührung gekommen und diese Bekanntschaft auch vermutlich in ihrem ganzen Leben nicht machen werden, stellten sich mir gegenüber in einer Reihe auf und starrten mir voll ruhiger Beharrlichkeit ins Gesicht; sie waren gänzlich unbekleidet, und so konnte ich ungehindert ihre wohlgebildeten Formen bewundern. Dann kamen einige französische Artilleristen vorüber, welche höflich ihre Mützen vor mir abnahmen; ihnen folgten mehrere junge Mädchen, im Begriff zu Markte zu ziehen; sie hatten den Kopf mit einem aus getrockneten Blättern gefertigten Hut bedeckt, der reichlich 60 cm im Durchmesser bei 15 cm Höhe maß. Alle diese Mädchen zeichneten sich durch ihren guten Gang aus und alle hatten ein heiteres zufriedenes Aussehen. Eine kleine Weile später bewegte sich ein Zug leerer Karren vorüber, deren schwere, hölzerne Räder, so oft sie sich um die ungeschmierten Achsen drehten, ein schreckliches Knarren hören ließen. Jeder dieser Karren war mit zwei Büffeln bespannt, und jedes Paar war vermittelst eines durch die Nasenlöcher gezogenen Strickes an den vorderen Wagen befestigt, so daß ein Fuhrmann für elf Karren genügte. Durch körperliche Schönheit sind, wie ich dabei zu bemerken Gelegenheit fand, die erwachsenen Anamiten keineswegs ausgezeichnet, plumpere, gedrungenere Körper, kürzere Nacken, abfallendere Schultern, plattere Gesichter und plattere Nasen, vorstehendere Backenknochen und wulstigere Lippen, niedrigere Stirnen und flachere Köpfe zusammen mit einer dicken, groben Haut habe ich niemals gesehen. Die dunkle Hautfarbe entbehrt jeder Wärme des Kolorits; was aber Männer wie Frauen gleichmäßig entstellt, das sind die wahrhaft widerwärtigen Folgen des Betelkauens: nicht nur, daß die

Zähne vollkommen schwarz werden dadurch, nein, auch der Speichel färbt sich rot, und fließt unaufhörlich wie Blut von ihren Mundwinkeln herab.

Nachdem ich genug gerastet, setzte ich meine Wanderung fort, und erreichte endlich Cholen, dessen Bevölkerung mir bald auf 30 000, bald auf 80 000 Seelen angegeben wurde. Meiner Meinung nach ist die niedrigere Schätzung die richtigere; eine Enttäuschung bot mir der Ort noch insofern, als er einen weit mehr chinesischen denn anamitischen Anstrich zeigt — die Straßen, die Tempel, die Spielhäuser, die Klubhäuser, dazu auch jenes wunderbar rege Leben und Treiben, alles verriet den Chinesen und erst nach langem Umherwandern erreichte ich das, was ich am meisten zu sehen wünschte, die wirklich anamitische Stadt. Der Mekong, oder wenigstens ein Arm desselben, wälzt hier seine Fluten dahin, und an seinen Ufern reihen sich Pfahlbauten. Sie bilden das eigentlich anamitische Cholen, d. h. großen Markt, und ich verbrachte eine volle Stunde mit der Besichtigung jener kleinen Behausungen, die nie mehr denn 4 m im Gevierte, häufig auch nur $2^1/_2$ m Breite bei 2 m Tiefe aufzuweisen haben. Es sind die ursprünglichsten, wackeligsten Bauwerke, die mir jemals vorgekommen, sie sehen aus, als sollte ein einziger Windstoß sie samt ihren Insassen ins Wasser werfen. Ein jedes der kleinen Häuschen steht durch einen schmalen, kaum 30 cm breiten Steg mit dem Ufer in Verbindung, aber es ist dies ein etwas schwindelnder Pfad, und ebenso ist in den Hütten selbst das Gehen auf dem Roste des Fußbodens eine schwere Aufgabe für den Nichtanamiten. Die beiden Wohnstätten, in welche ich mich hineinwagte, waren weiter nichts als elende Höhlen, schienen indes den Bewohnern, welche keine weiteren Ansprüche erheben, als Schutz vor Regen und Sonne zu finden, vollkommen zu genügen. Selbstverständlich war auch die innere Ausstattung dieses Raumes so einfach wie irgend möglich: Pritschen mit Matten belegt dienten als Schlafstelle, und an Hausgeräte war außer einigen gewöhnlichen Töpfen, einem roten Thongefäß und einigen Kalabassen nichts vorhanden.

Etwas unterhalb dieses Pfahlbautendorfes liegt eine andere schwimmende Ansiedlung, nämlich Hunderte von Böten, die dicht am Ufer festgemacht und untereinander befestigt sind; ein einziges leichtes Boot, ohne jeden Versuch einer häuslichen Einrichtung, ist häufig das Obdach und die Zufluchtstätte mehrerer Familien. Ungeheuer groß war die Anzahl der Kinder; was jedoch noch merkwürdiger erschien, war ihr außerordentlich gesundes und kräftiges Aussehen. Nirgends

wurde mir bei meiner einsamen Wanderung grob oder unfreundlich begegnet, die Leute zeigten sich im Gegenteil artig und gutmütig, fast wie Japaner, nur ohne deren umständliche Höflichkeit und offene Neugierde.

Nachdem ich alles in Augenschein genommen, was überhaupt zu sehen war, lenkte ich dann meine Schritte wieder dem Schiffe zu.

13.
Eine Tigerfalle.

— Henry O. Forbes —

Nach dem Dorfe Tandjong Ring (auf Sumatra) war mir ein böser Ruf voraufgegangen. Zahlreiche Tiger hatten sich, als ich dorthin gelangte, in dem nahe gelegenen Walde sehen lassen: sie mußten, glaubte man, durch einen mächtigen Zauberspruch aus ihrer Heimat vertrieben sein, und nur von mir könne ein solcher herrühren. Ich protestierte; aber man antwortete mir: es sei wohl bekannt!

Eines Nachmittags nun kehrte ich mit meinen Leuten, welche Bäume gefällt hatten, aus diesem Walde zurück, wie gewöhnlich in einer Reihe hintereinander hergehend, als ein Tiger plötzlich aus dem Dickicht neben dem Weg hervorkam, und in einem Augenblick einen wenige Schritte vor mir hergehenden jungen Burschen niederwarf. Aus Furcht, den Mann zu treffen, konnte ich nicht schießen, aber sein Vater, welcher, mit einem Speer bewaffnet, gerade vor ihm herging, sprang auf das Tier zu und gab ihm einen kräftigen Stoß, worauf es unter dem drohenden Geschrei der Umstehenden losließ und in das dichte Gebüsch sprang. Es war das Werk eines Augenblicks: der Hieb der Klaue schien nicht sehr stark gewesen zu sein, aber die Nägel waren so tief in Schulter und Brust eingedrungen, daß der Bursche kaum noch eine Viertelstunde lebte, nachdem er in das Dorf getragen worden war. Am nächsten Morgen wurde ich durch einen großen Lärm geweckt, ich hörte lautes Schreien und Laufen und dazwischen das Wort „Matjan“ (Tiger). Ich sprang auf, steckte eine Patrone in mein Gewehr und eilte hinaus. Jedermann schwang einen langen Speer in einer Hand und einen Kris in der anderen; alle sahen sehr erschrocken aus. Der Tiger vom vorhergehenden Tage hatte seine unbeerdigte Beute aufgesucht, wie sie trotz meinen Zweifeln als gewiß

behaupteten, und sich in die Mitte des Dorfes gewagt, 20 Schritte von meinem Hause, welches unmittelbar neben dem Totenhaus stand. Das Geschrei hatte ihn in das undurchdringliche Dickicht gescheucht, welches das Dorf dicht umgab, und wohinein ich ihm nur wenige Schritte weit folgen konnte.

Als wir das Dorf wieder betraten, wurde die Leiche des Jünglings unter furchtbarem Klagegeschrei der Weiber zum Begräbnis herausgebracht. Sie war in eine dicke Grasmatte eingenäht, mit Blumen von Kokos- und Pisangpalmen bestreut, worauf Hände voll gelb gefärbten Reises geworfen wurden. Die Dörfler schritten hinter der Leiche einher, jeder mit einem Speer auf der Schulter, deren Spitzen in der Sonne wie Bajonette glänzten, aus Furcht vor einem plötzlichen Angriff. Das Grab wurde tiefer gemacht, als gewöhnlich, und oben wohl verwahrt, denn sie versicherten, der Tiger werde gewiß versuchen, die Leiche auszuscharren. Die Klagen der Weiber, welche, als der Körper fortgetragen wurde, schrecklich anzuhören waren, dauerten fort, bis die Leute vom Begräbnis zurückkehrten und hörten erst dann auf. Es wäre schwer zu sagen, ob sie wirklich der Ausdruck tiefer Betrübnis waren, oder nur eine Folge der Gewohnheit. Das Ereignis hatte aber eine sichtbare Traurigkeit über das Dorf verbreitet, und ich war froh, als alles zur gewöhnlichen Ordnung zurückkehrte. Mehrere Nächte nach dem Begräbnis saß der Vater des Burschen allein in seinem Hause und sang vom Abend bis zum Morgen eine Totenklage, genannt Tjeritabari, ein höchst trauriges Lied, und mir schien es die schmerzvollste Wehklage, die ich je gehört, anschwellend und dahinsterbend wie ein Wintersturm.

Wie man erwartet hatte, versuchte der Tiger die Leiche in der Nacht nach dem Begräbnis auszuscharren. Während der nächsten und mehrerer anderer Nächte wachte ich am Grabe, aber der Tiger kam nicht zum Stelldichein; dagegen erschien er jedesmal, wenn ich nicht da war. Darum half ich den Leuten eine Falle zu bauen, um ihn zu fangen, wenn er wiederkäme. Alle Stellen, von denen man zu dem Grabe gelangen konnte, wurden eingezäunt und nur ein Weg mit der offenen Pforte gelassen, vor welcher eine lose Schnur gezogen war. Diese stand in Verbindung mit einem grünen, 16 m langen Bambusrohr, welches durch die Anstrengung mehrerer Männer niedergebogen war und an seiner Spitze einen scharfen Speer so befestigt trug, daß er quer durch die Thür geschleudert werden mußte, wenn der Tiger die Schnur berührte und dadurch den Bambus frei machte. Jeden Abend, sechs Tage lang, wurde die Falle aufgestellt, ohne daß

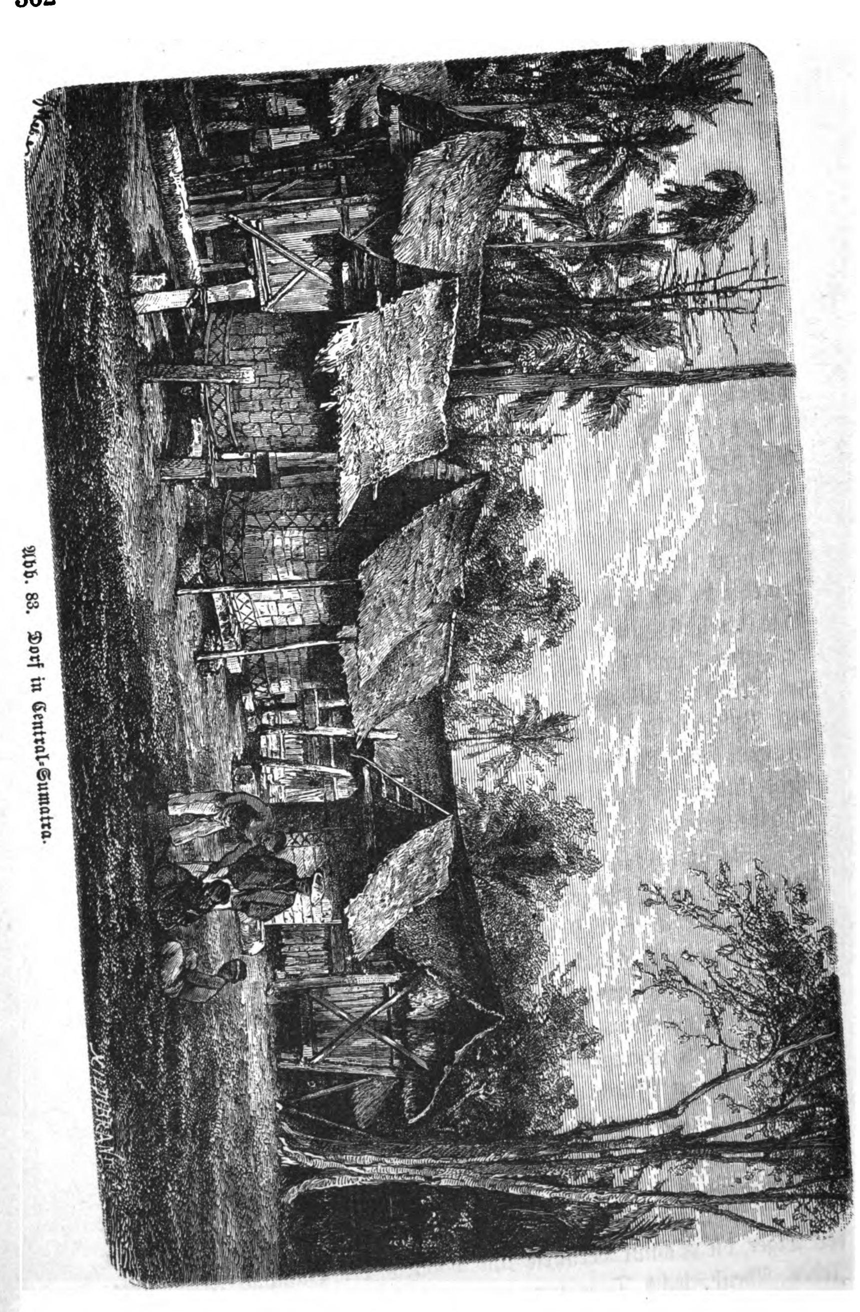


Abb. 83. Dorf in Central-Sumatra.

das Tier wieder erschien, am siebenten unterließ man es, als unnütz; aber am folgenden Morgen zeigte es sich, daß der Tiger wieder in der Verzäunung gewesen war, und am Abend ließ ich die Falle sorgfältig wieder aufstellen. Am folgenden Morgen wurde ich durch großen Lärm geweckt, und erfuhr, daß die Falle in der Nacht losgegangen, und der Speer zerbrochen, das Raubtier aber nicht gefunden worden sei. Ich verfügte mich sogleich zu den Leuten, welche sich in ihrem Eifer bewaffnet hatten, um den Wald zu durchsuchen. An dem Blut am Speerschaft konnte man sehen, daß es schwer verwundet war und nicht weit sein konnte. Wir brauchten aber weder Flinten noch Speere, denn einige 30 Schritt weit im Walde fanden wir die große Katze. Von Seite zu Seite durchbohrt hatte sie den hohen Zaun in einem Riesensatz übersprungen, und war tot niedergefallen. Sobald es bekannt wurde, daß der Körper gefunden war, eilten Männer, Weiber und Kinder aus dem Dorfe herbei, die Leiche ihres Feindes zu sehen, und jeder brachte einen Kris oder ein Messer mit. Nur mit der größten Schwierigkeit und durch die stärksten Drohungen, indem ich auf dem Körper stand, konnte ich verhindern, daß jede dieser Klingen durch die Haut gestoßen wurde, welche ich aufzubewahren wünschte. Mit welch wilder Lust und Rachbegier genossen sie den Anblick des toten Tieres, und sie hätten ihm ihre Waffen in den Leib gebohrt, wenn sie gekonnt hätten. Alles vorhandene Blut wurde verbraucht, um die Krise hineinzutauchen, um sich tapfer zu machen, und alle strichen mit der breiten Seite derselben wieder und wieder über das Fell, um die kräftige Ausdünstung dieser Verkörperung von Kraft und Kühnheit aufzusaugen. Als die Haut abgezogen wurde, kamen viele Verwandte von solchen, die durch Tiger umgekommen waren, und baten um ein Stück Herz oder Gehirn, um sich zu rächen, indem sie es verzehrten — vorzüglich eine alte Frau, welche so zuerst ihren einzigen Sohn verloren und dann ihren Mann vor ihren Augen hatte forttragen sehen. —

14.
Nach der Wasserstadt Palembang.

— Henry O. Forbes —

Die Zeit meiner Abreise nach Palembang war gekommen. Meine Sorge mußte daher sein, mir ein Rakit für die Fahrt aus dem Innern Sumatras nach der Küste bauen zu lassen. Auf solchen großen, hausartigen auf Bambusflößen schwimmenden Gebäuden werden alle Produkte der oberen Gegenden des Flusses zu den Märkten an der Küste geschafft. Das meinige jedoch, obgleich dem Handels-Rakit äußerlich ähnlich, war mit viel Rücksicht auf Bequemlichkeit ausgerüstet, denn ich beabsichtigte, daß der Schluß meiner Reise in Sumatra ein Vergnügungsausflug werden sollte. Auf einem Floß 13 m lang und 5 m breit, aus den größten Bambus, sieben oder acht Schichten übereinander, erhob sich ein hübsches Haus, auf allen Seiten unter den Schatten des Dachs von einer Plattform umgeben. Ich teilte es in ein Arbeits- und ein Schlafzimmer vorn und einen Aufbewahrungsraum für meine Sammlungen und Schlafplatz für die Diener nach hinten. Hinter diesem befand sich ein anderes, etwas schmäleres langes Floß, mit Erde bedeckt, worüber sich ein Gitterwerk erhob, das Ganze überdacht. Auf dem Erdboden wurde fortwährend Feuer unterhalten, um die Herbariumbündel zu trocknen, welche auf das Gitter gelegt wurden.

Ich hatte mir von dieser Art zu reisen großes Vergnügen versprochen und ergriff daher mit hoher Zufriedenheit von meiner schwimmenden Wohnung Besitz. Im Innern tapezierte ich mein Wohnzimmer mit weißem Baumwollenzeug, hing einige Zeichnungen, Photographieen und Trophäen an die Wände, befestigte den Tisch und stellte meine Bücher und Instrumente auf. Die Außenseite behing ich ringsum verschwenderisch mit lebenden Orchideen, von denen viele prächtig blühten. Am nächsten Morgen löste ich voll der erhebendsten Gefühle das Tau vom Lande und glitt den Rawas-Fluß hinunter, zwischen hohen Bäumen hin, welche nur von Zeit zu Zeit durch Gambirgärten oder Catechupflanzungen unterbrochen wurden.

Alle Dörfer längs dem Fluß waren von meiner Ankunft benachrichtigt worden, und sobald unsere Annäherung durch Schlagen des Gongs angezeigt wurde, kam eine Anzahl Ruderer oder besser Steuerleute in kleinen Böten herbei und löste ihre Kameraden von dem vorhergehenden Boote ab. In den oberen Regionen des Flusses

brauchte ich 16 Steuerer, um diese lange Flotille zu regieren, ihre Aufgabe war es, die Spitze des Rakit gerade im Strom zu halten, besonders bei Biegungen oder Stromschnellen, indem sie die langen festgemachten, hebelartigen Ruder am Bord- und Hinterteil in Bewegung setzten, was sie stehend verrichteten; den ganzen Tag über sammelte ich mit Hilfe eines leichten Kahns Pflanzen am Ufer, und da der Strom sehr langsam floß, legte ich mich jede Nacht an einem großen Baum vor Anker.

Nach siebentägiger Reise machte ich in dem Dorfe Bigin telok für längere Zeit Halt, um mit der Flora der hier beginnenden Flachländer nähere Bekanntschaft zu machen. Es war in der nassen Jahreszeit und das benachbarte Land stand große Strecken weit unter Wasser. Es war ein seltsames Ding, vom Boot aus zu botanisieren, denn wenn man einen Nebenfluß hinanfuhr, hörte aller Unterschied zwischen Fluß und Nichtfluß auf, man konnte zwischen den Bäumen in jeder beliebigen Richtung herumfahren, brauchte aber dazu einen guten Führer. Jambusen schienen zu den gewöhnlichsten Bäumen zu gehören und ihre Blüten mit langen weißen Staubfäden glitten wie Sterne den Fluß hinunter. Überhaupt war die ganze Wasserfläche mit einer dichten Schicht von Blumen, Früchten und Blättern von unzähligen Arten bedeckt. In ruhigen Winkeln bemerkte ich oft Massen, 15 cm dick, worunter ich bei genauer Untersuchung kaum ein vollkommenes Blatt finden konnte, oder eins, das sich in der Nähe von seinesgleichen befand; sollte eine solche Masse in weichem Schlamm vergraben werden und nach unendlicher Zeit versteinert wiedererscheinen, so würden sie dem Paläontologen manches schwere Rätsel aufgeben, um das Zusammengehörige wieder herauszufinden.

An manchen von diesen Plätzen erreichte das Wasser eine Tiefe von 20—23 m und schwärmte von Krokodilen. Als ich eines Tages an einer solchen Stelle jagte, in einem kleinen Kahn, der nur mich und einen Ruderer aufnehmen konnte, schoß ich auf einen Vogel, der auf einigen gestrandeten Hölzern saß, und da ich auf der äußersten Spitze des Fahrzeuges saß, brachte mich der Rückstoß des Schusses aus dem Gleichgewicht und ich fiel ins Wasser. Hätte nicht im Augenblick des Fallens meine Hand instinktiv den Rand des Kahnes ergriffen, so würde es mir übel ergangen sein, denn ich hatte die Vogelflinte in der Hand und trug ein Paar schwere Jagdstiefel. Mein Fall würde das Fahrzeug umgeworfen haben, hätte nicht der Ruderer es um seiner selbst willen aufrecht erhalten; so kam mein Kopf aus dem Wasser und ich kroch wieder ins Boot. Der arme Bursche war

ganz vom Schrecken gelähmt und machte ein so komisches Gesicht, daß ich nicht umhin konnte, über ihn zu lachen. Er wollte mir kaum mehr erlauben, mich in dem Fahrzeug zu bewegen, nur durch Drohungen vermochte ich ihn, nicht gleich nach dem Dorf zurückzurudern, und den geschossenen Vogel aufzuheben. „Was würde mein Schicksal gewesen sein," stöhnte er in höchst kläglichem Tone (als wenn ich in den Fluß gesprungen wäre, um ihn unglücklich zu machen), wenn ich euch gerudert hätte und ohne euch zurückgekommen wäre? „Das ganze Dorf," seufzte er, und vergoß Thränen dabei, „wäre nicht imstande gewesen, das Blutgeld für euch zu bezahlen und ich hätte unmöglich länger dableiben können." Er war sichtlich von der schwersten Verantwortlichkeit, die er im Leben getragen hatte, erlöst, als er mich auf meinem Rakit wieder abgesetzt hatte.

Mein letzter Halteplatz war das Dorf Pau, ein wenig unterhalb der Vereinigung des Rawes-Gewässer mit dem Musi gelegen, welcher bei Tebbi-Tinggin vorbeifließt, einer berühmten Werfte für Praus, wo lebhafter Handel mit Palembang getrieben wird. Diese Praus, 2—2½ m breit, werden aus einem einzigen Baumstamm gemacht; man würde es für unmöglich halten, sähe man den eben gefällten Baum, aus ihm ein Fahrzeug von solchen Dimensionen herzustellen. Wenn der Stamm zum Teil ausgehöhlt ist, zünden sie in der Höhlung Feuer an, und zwingen die Wände durch quer eingeklemmte und nach und nach gegen längere vertauschte Holzstäbe auseinander. Bei dieser Operation ist die größte Sorgfalt nötig, denn die Hitze bringt oft noch im letzten Augenblick einen Bruch oder Spalt hervor, wodurch monatelange Arbeit zu nichte wird. Darum kostet auch ein vollkommener Pantjalan viel Geld.

So angenehm auch das Rakitfahren war, hatte es doch auch seine Gefahren, denn wo der Fluß sich stark erweiterte und die Strömung abnahm, blies der Wind quer über den Strom und machte die Schiffahrt sehr schwierig. Gegen 200 km oberhalb Palembang kamen wir bei Nacht in einen heftigen Wind- und Regenschauer, der uns alle Herrschaft über unsere ungeschickten Fahrzeuge raubte. So intensiv dunkel war die Nacht, daß wir, wenn nicht ein Blitz die Scene plötzlich erleuchtete, über unsere Richtung ganz unklar waren und sorgenvolle Stunden verbrachten, denn wir mußten jeden Augenblick fürchten, auf einen der versunkenen Baumstämme getrieben zu werden, mit denen der Fluß besetzt war.

Nach eintägiger Fahrt von Pau bis unter den Einfluß des Lamatang hinab, der auf seinem Wasser den Handel von Lakat und

Muara Enim herbeiträgt, fanden wir immer deutlichere Zeichen der Nähe eines großen Handelscentrum, die uns für die Einförmigkeit der Landschaft, die wir in den letzten beiden Tagen durchzogen hatten, entschädigten; denn die niedrigen Ufer hatten keine Ansichten geboten und ihre Entfernung an beiden Seiten, so breit war der Fluß, hatte mich verhindert, ihren Pflanzenwuchs zu erkennen. Große Praus von Palembang, mit bunten scharlachroten oder blauen Verzierungen, fingen an, in kleinen Flotten zu erscheinen und wurden mühsam dicht am Ufer, wo keine Strömung war, mit Stangen flußaufwärts geschoben; in kurzen Zwischenräumen zeigte sich ein leichter Kahn von zwei oder drei glänzenden Rudern bewegt, glitt lebhaft durch das Bild und entschwand bald aus dem Gesicht unserer langsamen Fahrzeuge. In dem fast unbewegten Wasser wurden wir von zahllosen Rakits eingeholt, welche einzeln oder in langen Reihen von 20 und 30 hinter einander befestigt, oft gegen einen Kilometer lang waren, und von breiten Flößen, die meist aus Lorbeerholz gebaut und für die Kunsttischler bestimmt waren, durch welche Palembang berühmt ist. Bei Sonnenuntergang legte ich endlich vor Palembang, inmitten einer merkwürdigen Scene an. Unterhalb meines Rakits erstreckte sich in weite Ferne eine große ununterbrochene Ebene von Balkenflößen, auf welchen eine zahlreiche Bevölkerung von Männern, Weibern und Kindern lagerte, einige unter dem Schutz von Matten aus Palmblättern, andere saßen in kleinen Gruppen hier und da um kleine Feuer, welche ihre Züge scharf abzeichneten, das alles zusammen bildete in der schwindenden Beleuchtung des Abends ein wunderbares Bild.

Ich fühlte mit Bedauern, daß ich am Ende einer Reise angekommen sei, welche mir immer als eine der höchsten Genüsse meines Lebens im Gedächtnis bleiben wird. Gekrönt durch den letzten Monat des Lebens auf dem Flusse mit seinen vielerlei Eindrücken und Empfindungen, hatte sie mir die höchste Befriedigung gewährt und thut es noch, so oft ich mir das lange panoramaähnliche Gemälde zurückrufe.

Wenn ich an die prachtvolle Flora des oberen Flußbereichs zurückdenke, möchte ich fast die Behauptung zurücknehmen, daß die Tropen wenig Blumen zeigen, denn eine so blumengeschmückte Straße möchte man kaum sonst irgendwo antreffen; aber nur im Anfang der Regenzeit und längs den steilen Ufern eines solchen Flusses, wo Sonnenlicht und der Atem des Himmels frei eindringen können, darf man eine derartige Entfaltung zu sehen hoffen. Die seltsamen spur-

losen Wege, Pfade und Wasserstraßen, auf welchen ich diese Wälder durchzogen, werden mir unvergeßliche Erinnerungen bleiben; ebenso die Majestät der sich erweiternden Flüsse tiefer unten, zwischen ebenen Ufern, von hohem Schilf umgeben, mit dunkellaubigen Feigen und Hainen von Eriodendronbäumen, mit steifen, dreiteiligen Stacheln besetzt; und endlich die weite Ausdehnung der vereinigten Zuflüsse, an deren Quellen ich so viele Monate gelagert hatte, wie sie die Produkte zweier Breitegrade atomweis an sich ziehen und in einen heißen Brennpunkt voll lebhafter Handelsthätigkeit vereinigen. Mit diesen Erinnerungen mischen sich tausend unbeschreibbare Vorstellungen: Bilder von seltsamen Plätzchen und sandigen Baien, ans Ufer gelehnten Dörfern, ungewöhnlichen Sitten und Gebräuchen, von Kommenden und Weggehenden, von dem wechselnden Aussehen des Flusses selbst, bei Wind und Regen, am frühen Morgen, oder in der Mittagssonne, im Schatten des Abends, beim bleichen Mondschein und im feierlichen Schweigen der Nacht. Mochte ich sie durch mein Fenster in arbeitsfreien Augenblicken, oder in der Muße der Abendkühle betrachten, diese Tag für Tag wechselnde Landschaft (so ruhig und unmerklich war mir die Bewegung des Hingleitens, unter der erheiternden Freiheit von körperlicher Anstrengung) schien auf eigenen Antrieb vor meinen Augen vorüber zu ziehen, und gewährte mir ein starkes, dauerndes und ungestörtes Gefühl von Lust, welches kaum von denen verstanden werden wird, die eine solche ungewöhnliche, mit keiner andern vergleichbare Wasserfahrt, nicht selbst durchgemacht haben.

Meine letzte Tagfahrt brachte mich übrigens durch so ungewohnte Scenen, als mir jemals vorkommen dürften, es war eine achtstündige Fahrt durch die Stadt Palembang selbst, welche sicher zu den Kuriositäten des Ostens gehört. Wir verließen unsern Ankerplatz um 8 Uhr morgens und glitten zwischen endlos langen Reihen festgebundener Balkenflöße hinab, welche dicht aneinander liegend, eine ungeheure Fläche mit zahlreicher Bevölkerung bildeten; überall sah man Rakits, groß und klein, in allen Stellungen, der Länge und der Quere nach sich drängend, als hätte der Fluß ein paar Dörfer fortgeschwemmt und wieder auf den Strand geworfen. Zu ihnen führte ein fortwährender Strom von kleinen Kähnen die Händler mit verschiedenen Produkten, welche man in kleinen Gruppen Geschäfte machen sah. Eifrige Händler gehen sogar mehrere Tagereisen weit einem erwarteten, wertvollen Rakit entgegen, das, wenn es groß und mit Dammar, Kautschuk und Guttapercha beladen ist, bis zu 10000 Mark wert

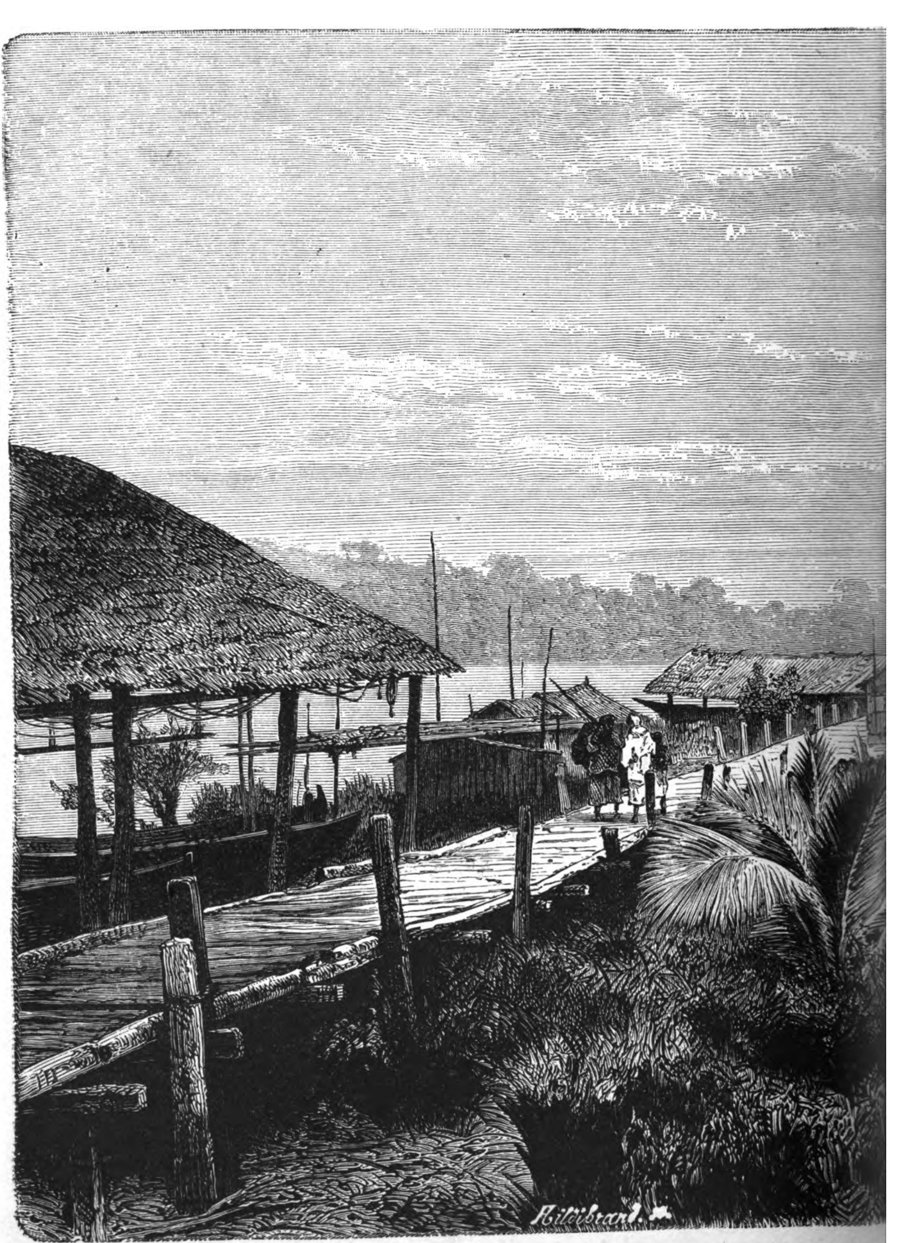
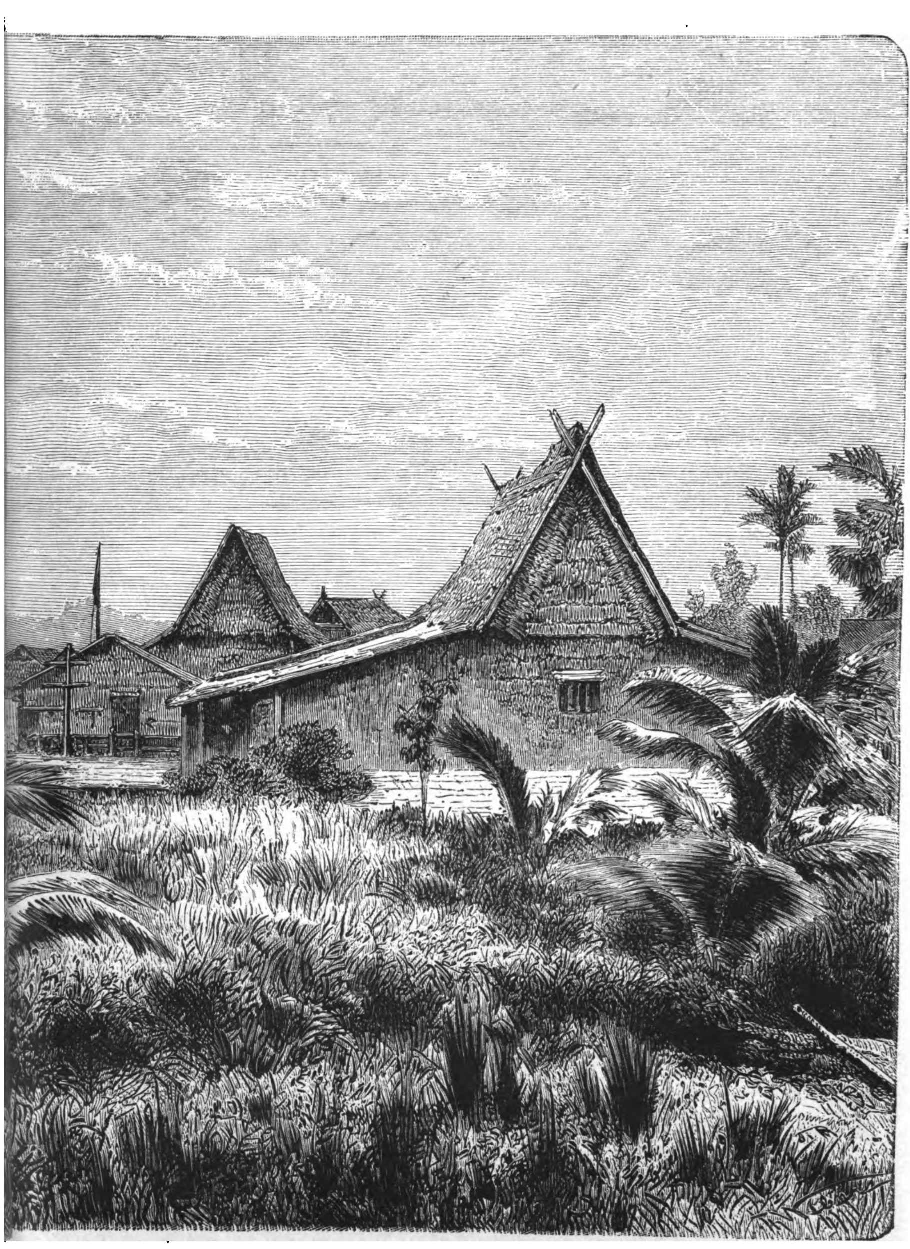


Abb. 84. Dor



er Ostküste von Sumatra.

sein kann. Da in der Nähe von Palembang kein Bambus wächst und die größeren Arten nur an den Quellen der Flüsse vorkommen, so ist das Rakit selbst ein gesuchter Gegenstand, und die Mühe des Bauens und des Herabflößens wird reichlich bezahlt. Seewärts von dieser ungleichartigen Versammlung, welche die obere Grenze der Stadt nicht überschreiten und deren Zugänge verstopfen durfte, betrat ich das eigentliche Palembang: eine einfache Reihe von Hütten an beiden Flußufern, das Vorderteil dem Fluß zugekehrt und auf ungeheuren Balkenflößen erbaut, welche sich vor ihnen als breite Plattform erstreckten und ihren Landungsplatz bildeten: auf einer Seite lag der malaiische Stadtteil, auf der andern die chinesischen Häuser und Läden; das Ganze hob und senkte sich bei jeder Ebbe und Flut um 1—2 m. Unzählige kleine Böte fuhren nach allen Richtungen über das sonnenbeglänzte Wasser, hier bot eine Frau in blauer Tunika und scharlachrotem Kopftuch ihre Früchte aus; dort kam von kräftigen Armen gerudert ein eiliger Kaufmann; aus einem versteckten Winkel, wo sie auf der Lauer gelegen hatte, schoß plötzlich, wie eine Spinne aus ihrem Loch, eine Prau hervor, nahm Besitz von einem langsam den Fluß hinabtreibenden Balken und führte ihn fort: eine schwimmende Ernte, die das Wasser von selbst herbeibringt.

Endlich brachte mir eine Biegung des Flusses den Anblick des europäischen und offiziellen Stadtviertels, es liegt auf dem nördlichen Ufer, und ihm gegenüber waren Dampfer und Schiffe der verschiedensten Bauart verankert; alle schienen mir riesengroß, da ich seit vielen Monaten dergleichen nicht gesehen hatte. Ich schwamm langsam den Fluß hinab und legte mich der Treppe des Residenzschaftsgebäudes gegenüber fest. Sogleich füllte sich das Ufer mit einer neugierigen Menge, die sich auch während meines ganzen Aufenthaltes nicht zerstreute, um die ungewöhnliche Flotille zu sehen und zu besprechen, welche allerdings bei der Ankunft einen besonders malerischen Anblick darbot. Die ganze Außenseite meines Rakits bildete eine einzige Blütenmasse von den rings herumhängenden Orchideen, und seine ungewöhnliche Ladung von Pflanzen, Tierhäuten und lebendigen Vögeln konnte wohl die Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Palembang, die Hauptstadt der Residentschaft, enthält eine bedeutende Bevölkerung von 50—60000 Seelen, Araber, Chinesen, Japaner und Malaien. Die Stadt ist berühmt durch ihre Möbelfabrikation und durch Lackwaren, die von Chinesen, welche die chinesischen Fabrikherren in Palembang zu diesem Zweck aus China kommen lassen, verfertigt werden, sowie durch ihre Webereien von reichen

seidenen Sarongs, die mit Goldfäden nach eleganten Mustern durchzogen sind. Überall sah man Zeichen geschäftlicher Thätigkeit, aber niemand sah ich so eifrig nach Beschäftigung suchen, wie die Fährleute, welche an den Landungsplätzen, sobald ein Passagier herankam, sich heiser schrieen: sie rühmten die vorzüglichen Eigenschaften ihrer Fahrzeuge und die Kleinheit der Summe, für welche sie in ihrer Großmut fahren wollten; dann hörte man sie unter Spott und Gelächter den glücklichen Fährmann und sein Boot entweder loben oder tadeln, kurz, sie betrugen sich eher wie ägyptische Eselstreiber oder englische Omnibusführer, als wie gesetzte Malaien.

Die wichtigsten Gebäude sind: der Palast des Sultans, ein starkes massives Gebäude, von einer steinernen Brustwehr umgeben, worin jetzt die Garnison einquartiert ist, und die mit Marmor gepflasterte Moschee. Außerdem befinden sich in geringer Entfernung von der Stadt die Gräber der Sultane, wohin viele Fromme wallfahrten; aber wohl das Interessanteste für einen europäischen Reisenden — auch von den Palembangern in hohen Ehren gehalten — ist das Grab der Sekandar Alam, Alexanders des Großen, welchen der Sultan und viele Häuptlinge in Palembang als ihren Vorfahren in Anspruch nehmen.

15.
In Java auf dem Lande.

— Hugo Zöller —

Mit Vergnügen hatte ich die Einladung angenommen, einige Zeit auf dem nicht gar weit von Soerabaya gelegenen Landsitze eines Bekannten zuzubringen. Und es war, wie ich erwartete: der Landaufenthalt gab reichlich Gelegenheit und Freiheit, die Wunder der herrlichen Insel ausgiebig kennen zu lernen.

Gleich am ersten Abend, als wir rauchend auf der dem Flusse Kallimas zugewandten Veranda saßen, bemerkte ich mit Erstaunen, daß beim Einbruch der Dämmerung Dutzende von adlergroßen, aber viel abenteuerlicher gestalteten Wesen um uns hernm flatterten. Daß es fliegende Hunde und Füchse seien, wollte ich zuerst nicht glauben, bis eine wohlgezielte Kugel eines der riesigen Tiere herunterbrachte. Sie leben von Früchten, wodurch sie sich außer der Wolfs- oder

Hundeform ihres Kopfes nicht unwesentlich von den insektenfressenden Fledermäusen unterscheiden. Auch messen die größten unter ihnen mit ausgespannten Flatterhäuten bis zu 2¹/₃ m, während das Fledermausgezücht, das abends in den Zimmern herumflattert, die bei uns bekannte Größe nicht wesentlich übersteigt.

Drinnen in den Empfangszimmern hüpften ein paar Frösche herum, setzten sich dreist und unschuldig auf die am Boden ruhenden Teile von Gardinen und Vorhängen und benahmen sich, als ob sie berechtigte Hausbewohner wären. Auch störte sie niemand darin, denn trotz ihres nicht gerade melodiösen Quakens — das von dem unserer Frösche verschieden ist — sind diese Tiere als Mückenfänger ganz beliebt. Das Gleiche gilt von jenen großen Eidechsen, die einen so still und starr anblicken, als ob sie aus Bronze gemeißelt wären, um gleich darauf mit unheimlicher Geschwindigkeit an den gekalkten Wänden heraufzulaufen oder auch sich hinter einem Spiegel, einem Ölgemälde zu verbergen, wo sie häufig ihre nußgroßen Eier ankleben. Fallen sie durch einen Stoß oder das Aufheben eines Bildes herunter, so brechen sie sich fast regelmäßig den Schwanz ab, der sich dann selbständig mindestens noch eine Viertelstunde lang schlangenartig herumwindet. Das sieht ein bischen unheimlich aus, die Eidechse aber läuft lustig weiter und da das verlorene Glied sehr schnell wieder zuwachsen soll, so wäre auch, falls das wahr ist, der Schaden nicht groß. Die größeren dieser Tiere nennt man Geckos, eine Nachbildung jenes schnalzenden Lautes, der häufig die ganze Nacht durch in den Schlafzimmern wiederhallt. Fliegen, Moskitos, Ratten und Mäuse gab es nur wenig, dafür aber wimmelte es von Käfern und Insekten, von allerlei Getier, das überall herumkriecht, das Tag und Nacht weiterkrabbelt und namentlich beim Essen recht lästig wird. Hatte man zwei oder mehrere Teller vor sich stehen, so fand sich, sobald man den obersten aufhob, auf den anderen gewiß eine ganze zoologische Sammlung.

So viel über die ungerufenen Insassen des Hauses, draußen aber im Garten unter den Kokospalmen, Tamarinden und ewig blühenden Rosen ging es wohl noch lebendiger zu. Als ich eines Morgens nach dem Bade auf einem Schaukelstuhl ausruhte, glaubte ich ein paar große Krokodile, gleichförmigen Schrittes über den Rasenteppich dahinspazieren zu sehen. Auf meinen Ausruf des Erstaunens schlugen die Tiere ein schnelleres Tempo ein und waren binnen wenigen Sekunden in den Büschen am Flußufer verschwunden. Der Besitzer des Hauses erklärte mir aber, daß das bloß Leguane seien,

eine Art riesiger Eidechsen, die im Hühnerstehlen eine ganz besondere Geschicklichkeit entwickeln, dem Menschen dagegen niemals gefährlich werden. In den nächsten Tagen schoß ich ihrer mehrere, darunter einen von 2¹/₈ m Länge (einschließlich des Schwanzes) und zwar teils im Garten, teils in jenen breiten Kanälen, wie sie sich längs

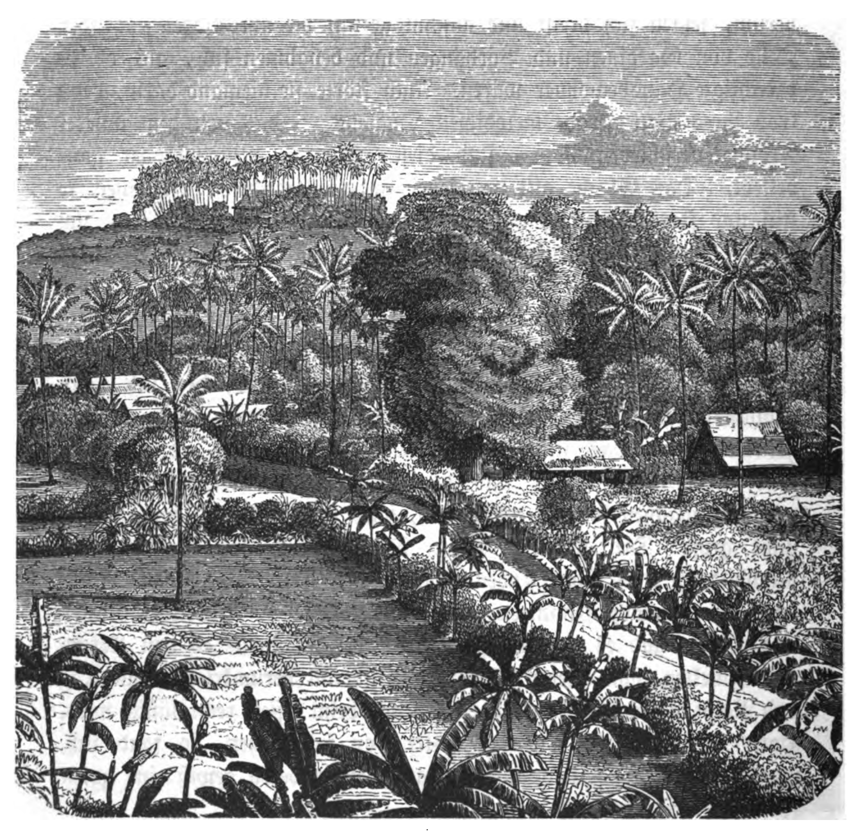


Abb. 85. Jawanische Landschaft.

der Zuckerrohrfelder dahinziehen. Wirkliche Krokodile sollten dagegen in diesem Teile des Kallimas-Flusses seit geraumer Zeit nicht mehr gesehen worden sein.

An der ganzen Nordküste Jawas flachen sich die Berge nach der Ebene zu immer mehr ab, bis sie schließlich einer ausgedehnten hier und da mit Hügeln und Hügelketten besäeten Ebene Platz machen. Diese Ebene, reichlich bewässert durch ansehnliche Flüsse, ist hier im

Osten der Insel das große Kulturland für Reis und namentlich für Zucker. Weiter aufwärts folgen Kaffee und Chinarinde. Unser Landhaus war rings von Dörfern und Zuckerfeldern umlagert, derart, daß ich außer dem Garten des Besitzers auch nicht das kleinste noch unbenutzte Stückchen Erde herauszufinden vermocht hätte. Erregte schon das meine Bewunderung, so war ich doch noch mehr erstaunt, zu bemerken, daß dasselbe von allen nicht allzu gebirgigen Landstrichen der Nordküste galt, bis zu denen ich jemals vorgedrungen bin. Eine gleich minutiöse Kultur, eine ähnliche Ausnutzung des Bodens besteht meines Erachtens in keinem Teile Deutschlands, vielleicht sogar in keinem Teile Europas. Die Landschaft der Ebene verliert darum jedweden Charakter der Wildheit, aber man kann nicht umhin, sie im höchsten Grade lieblich zu nennen. Allenthalben scheinen wohlgepflegte, regelrecht abgezirkelte Felder mit reizenden Waldkomplexen von ausgesuchter Üppigkeit abzuwechseln. Jene Waldkomplexe sind aber ohne Ausnahme nichts weiter, als die Dörfer der Eingeborenen, über die sich Bambusgestrüpp, Kokospalmen, Bananen und ein paar andere Fruchtbäume zu dichtem, schon aus geringer Entfernung für das Auge undurchdringbarem Waldesdunkel zusammenschließen. Trotz dieser Häufigkeit des scheinbaren Waldes war auf mehrere Kilometer im Umkreis auch nicht das geringste Stückchen wirklichen Waldes übrig geblieben. Die Natur schien sich diese Einschränkung ihres Machtbereichs nur ungern haben gefallen zu lassen, denn wo es nur eben anging, längs den Straßen, längs den Ufern des Flusses, an jedem Bache, an jedem für den Augenblick nicht benutzten Eckchen und Fleckchen, trieb sie ihre Baum- und Buschkinder so eilig empor, als ob es ihr recht am Herzen liege, in der geringst möglichen Frist das Versäumte wieder nachzuholen. So weit wäre alles mit dem einzigen Worte hübsch zu bezeichnen gewesen, großartig aber wurde das Bild, wenn die untergehende Sonne das ferne Ardjoeno- und Tenger-Gebirge in solch' glühende Farben eintauchte, als ob ein ungeheurer Brand diese riesenhaften Auswüchse der Erde in Flammen gesetzt habe.

An Anlässen zum Ausgehen fehlte es dabei nie. Bald sollte der Stand des Zuckerrohrs beobachtet werden, bald mußte diesem oder jenem Pachtgehöft ein Besuch abgestattet werden, bald war ein neuer Ortsvorsteher zu ernennen, bald brachte demütig niederhockend eine Ordonnanz die Botschaft, daß dieser oder jener Damm unter dem Drucke des Wassers gebrochen sei, bald endlich ließ man sich von einem Bedienten die Flinte nachtragen, um, so weit der Mangel größeren Wildes dies gestattete, sein Jagdglück zu versuchen. Die

Dörfer der Eingeborenen wimmelten von Singvögeln, Staren, Jagdfalken, Reisvögeln und Krähen, auf den abgeernteten ein wenig sumpfigen Reisfeldern trieben sich Schnepfen zu Hunderten herum, und in irgend einem Bambusdickicht mochte man auch noch einen jener wilden Hähne — den Stammvater unseres Haushuhns — antreffen, wie sie durch herrliches Gefieder und feinen Geschmack das edelste Wild dieser Gegenden darstellen. Abends zirpten dazu die Cykaden und flatterten Adler, Habichte oder namentlich fliegende Hunde durch die Luft. Auch fehlte es nicht an Schlangen, von denen jedoch nur wenige giftig sind. Ein klägliches, weitschallendes Quaken lenkte eines Abends meine Aufmerksamkeit auf ein etwa 1½ m langes Exemplar, das am Ufer eines Baches gerade im Begriffe stand, einen lebenden Frosch zu verspeisen. Ich watete durch das Wasser und hatte das Vergnügen, den Gequälten unverletzt wieder weghüpfen zu sehen, während die Schlange erschreckt von dannen floh.

Die malaiischen Bewohner dieser Landschaft standen zu dem Gutsherrn in einem ähnlichen Verhältnisse, wie es im Osten Europas gebräuchlich ist. Sie hatten den Grund und Boden ihrer Häuser, ihre Fruchtgärten, ihre Reisfelder, meist ohne Pachtzins, von ihm zu Lehen; dafür mußten sie gewisse, nicht allzugroße und genau festgesetzte Dienste leisten, wurden aber für alles übrige bezahlt. Ihre Bambus- und Basthäuser lagen zu einem Dutzend gehöftartig in einem jener Fruchtgärten versteckt, gondelartige Fahrzeuge wiegten sich auf den zahlreichen Kanälen, und durch irgend eine Öffnung in einer Bambushecke, auf irgend einer unsoliden Brücke aus Kokosstämmen, gelangt man in das Dorf, wo zu jeder Zeit des Tages ein großer Teil der Jawanen im Schweiße ihres Angesichts faulenzt. Unverkennbar ist dabei der allgemeine Wohlstand, die Häuser sind besser, als diejenigen unserer Gebirgsbauern, es giebt wenige, zu denen nicht einige Büffel, Ponys und Hühner gehören, und wenn auch das sonstige Inventar nicht sonderlich reich ist, so schließt es doch nicht selten europäische Lampen und eine ganze Anzahl europäischer Luxusartikel in sich. Wie sollte es auch anders sein, da der eigene Acker der Leute so reichlich trägt, da sie für alle Dienste nach den Verhältnissen des Landes ganz vortrefflich bezahlt werden. Ein kluger und zuverlässiger Ortsvorsteher erhält zwei Hektaren Reisland, einen Garten und monatlich 33 Mark, wofür ihm freilich mancherlei Verpflichtungen, u. a. auch die ganze Polizeiverwaltung obliegen. Die Eingeborenen besitzen übrigens neben hoher Durchschnittsintelligenz

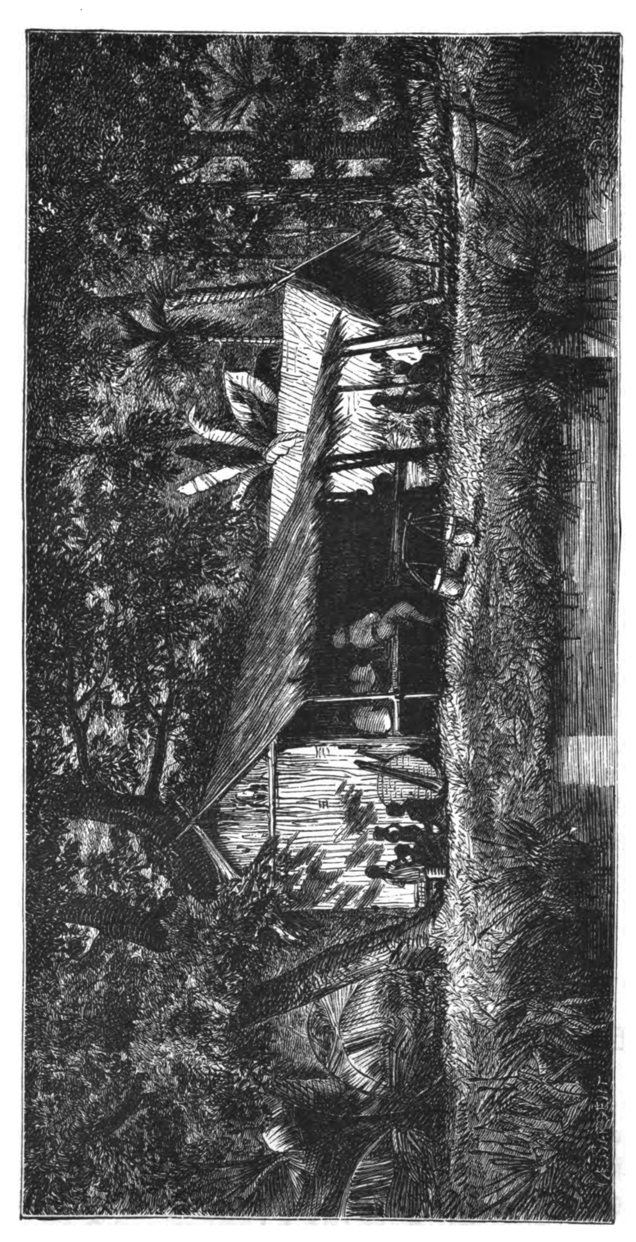


Abb. 86. Malaienwohnung auf Java.

eine ganz außerordentliche Anlage für Ruhe, Ordnung und Anstand. Die öffentliche Sicherheit läßt nicht das Geringste zu wünschen übrig.

Das häusliche Leben des malaiischen Landbebauers zeugt von seiner ruhigen, anständigen, aber auch gänzlich materiellen Sinnesart. Weniger phantastisch als der Indier, liebt er den Sport und vor allem, so lange er nicht in Affekt gerät, das bequeme ruhige Leben.

Auf dem Lande sind Kinder und Weiber häufig weiß gepudert, angeblich um die strahlende Sonnenwärme besser ertragen zu können. Die unerwachsenen Knaben tragen den sonst nicht gerade beliebten Fez, und laufen bis etwa zu ihrem fünften Jahre völlig nackt herum. Dabei ist es überaus possierlich anzusehen, wie sie sich beim Nahen eines Europäers aus purer Verlegenheit mit der Hand an irgend einem ihrer Gliedmaßen festhalten. Wenn ich abends oder früh morgens auf meinen Spaziergängen durch ein Dorf kam, so rannten die kleinen braunen Staatsbürger in voller Karriere zu irgend einem Versteck, die Weiber zogen den Sarong so hoch als möglich, die Männer lüfteten demütig ihre Kopfbedeckung oder kauerten am Wege nieder. Und diese thörichte Scheu schien sich durch ein rätselhaftes Medium auch auf die Tierwelt zu übertragen. Die Küchlein scharten sich um ihre Henne, die Hunde liefen, den Schwanz zwischen den Beinen, hinweg, ja selbst das Wild scheint sich von den Eingeborenen weit leichter als von Europäern beschleichen zu lassen. Das ist keine Folge von Unterdrückung, es ist einzig und allein die natürliche Stellung eines jahrhundertelang in orientalischem Sinne erzogenen Volkes. Wo diese Unterwürfigkeit, wie beispielsweise an der Küste, in die Brüche gegangen ist, da haben die Eingeborenen gar manches von ihren besten Charaktereigentümlichkeiten verloren.

16.

Ein Ausflug in das Innere von Manila.

— Max Wichura —

Manila hat mich etwas enttäuscht. Die nächste Umgebung der Stadt ist flach und ziemlich reizlos, die Bai so groß, daß ihre Ufer in nebliger Ferne verschwinden, ohne sich zu einem Landschaftsbilde zusammenzurunden. Die Stadt selbst besteht aus zwei Teilen. Am linken Ufer des sie durchschneidenden Pasig-Flusses liegt die Citadelle

mit zahlreichen Kirchen, Klöstern und stattlichen Privathäusern. Am rechten Ufer haben sich außer der einheimischen Bevölkerung und einer großen Zahl handeltreibender Chinesen auch viele Europäer, namentlich Kaufleute, angesiedelt. Doch auch hier fehlt es nicht an Kirchen und ansehnlichen Gebäuden.

Der Abschied wurde mir nicht schwer. Es war schon dunkel, als wir unser Boot bestiegen, das uns nach der „Lagune", einem im Innern der Insel gelegenen, mit dem Meere jedoch zusammenhängenden See mit gebirgigen Ufern, tragen sollte. Bald war es um uns ganz finster. Ferne Gewitter blitzten am Horizonte. Hin und wieder träufelte ein sanfter Regen auf das Schilfdach unseres Bootes. Manila mit seinen Lichtern lag bald hinter uns, und der Schlaf, dieser holde Geselle des Reisenden, bemächtigte sich unserer. Auf einer Matte am Boden des Bootes ausgestreckt, den Kopf auf eine Reisetasche gelegt, fanden wir ein zwar nicht weiches, aber wegen der uns umwehenden frischen Nachtluft doch sehr erquickendes Lager. Als ich erwachte, brach der Tag schon an, und die Scene hatte sich verändert. Der bei Manila noch sogar für kleinere Seeschiffe geeignete Pasig war wenige Stunden aufwärts bis auf die Breite unserer Panke verschmälert, mit der sein schmutzig gelbes Wasser wohl auch den Vergleich aushalten konnte. Aber welche herrliche Vegetation der Ufer entschädigte für diese Reminiscenz. Hoher prächtig grüner Bambus faßte den Fluß von beiden Seiten ein. Schlingpflanzen aller Art rankten sich daran herunter und herauf. Hin und wieder aber war die undurchdringliche Wand durch die Axt gelichtet und eine Fischerhütte sah malerisch ans den grünen Umgebungen hervor. Etwa um 6 Uhr hatten wir das Dörfchen Cainta erreicht. Es ist von dem großen Landsee, dem der Pasig entströmt, nicht mehr weit entfernt und bald wurden wir von den hochgehenden Wellen des Sees tüchtig hin und her geschaukelt. Wir hatten ziemlich günstigen Wind, der das Segeln gestattete, und nachdem wir einen kleinen Gewitterregen überstanden, legten wir am anderen Ufer der Lagune in Bunang-Onang an, um Mittag zu machen. Gasthäuser giebt es natürlich nicht. Unsere Diener aber hatten im Dorf einen Bekannten, zu dem sie uns hinführten. Der borgte uns seinen Herd nebst Teller, Löffel und Messer. Unsere Diener kauften einige Eier, Bananen und ein Huhn, kochten letzteres, und bald war ein ganz eßbares Mahl bereitet und verzehrt. Nachmittags setzten wir die Bootfahrt fort. Gegen Abend gelangten wir an eine Insel, der entlang wir wohl an zwei Stunden fuhren. Das war ganz wunderschön. Nach dem



Abb. 87. Bambusstauden auf Manila.

Gewitter am Morgen hatte sich der Tag aufgeklärt und ein frischer Wind kühlte die brennende Hitze. Die Insel war von der üppigsten Vegetation bedeckt. Wir hielten sie anfangs für unbewohnt und wurden in dieser Meinung durch die große Zahmheit der am Ufer bemerkbaren Vögel bestärkt, die sich ungewöhnlich nahe heran kommen ließen. Schöne weiße Reiher spazierten am Ufer, ein stahl-himmelblau und rotgefärbter Vogel, den ich für eine Art Eisvogel hielt, flog niedrig über dem Wasser und ruhte auf den das Ufer einfassenden Bambusen aus. Stattliche Fischadler ließen sich sehen, ein gelb und braun gefärbter Vogel von der Größe einer Drossel flatterte hin und her. Alles ohne Furcht vor uns, als wenn sie noch nie mit Pulver und Schrot Bekanntschaft gemacht hätten. — Endlich aber sahen wir doch einige ärmliche Hütten, die unter Papaja-Bäumen und Bananen an steiler Berglehne angeklebt waren. Ich stieg einigemal ans Land, um besonders merkwürdige Pflanzen näher in Augenschein zu nehmen, indes war das Dickicht so undurchdringlich, daß ich wirklich nur am Saume des Ufers auf den hier zerstreut liegenden Steinen herum klettern konnte. Im See selbst wachsen keine Blütenpflanzen. Aber stellenweise, besonders am Ufer der Insel ist die ganze Oberfläche des Wassers mit einer dicken Schicht ungemein kleiner, mikroskopischer Algen grün überzogen. Durch den Pasig werden sie bis nach Manila, ja bis ins Meer hinausgeführt. Bei einbrechender Dunkelheit hatten wir die Südostspitze der Insel erreicht. Hier brannte ein Feuer, an welchem ein sehr verwildert aussehender Indier und eine Indierin mit der Zubereitung des Abendessens beschäftigt waren. Ein reizendes Bild, welches zu der wilden Einsamkeit der ganzen Umgebung recht paßte. Wir hofften, nun bald nach Santa Cruz zu kommen und dort am Lande Nachtquartier zu finden, allein wir täuschten uns. Unsere Diener und Ruderer kannten, wie sich jetzt ergab, die Gegend nicht genau, und kaum war die Nacht ganz eingebrochen, so gerieten wir auf eine Untiefe und saßen fest. Wegen der Kaimane wagten die Leute nicht auszusteigen und es kostete viel Mühe uns loszumachen. Diesem ersten Festsitzen folgte bald ein zweites, drittes, endlich waren wir bei Santa Cruz angelangt. Allein die Ufer der Lagune sind hier so seicht, daß man sich dem Lande nur bis auf eine gewisse Entfernung nähern kann und dann noch eine ziemlich bedeutende Strecke Wassers nach dem Festlande hin durchwaten muß. Es war inzwischen spät geworden und so blieb uns nichts anderes übrig, als wieder im Boote zu übernachten. Zum Glück blieb das Wetter fortwährend still und schön. In der Nähe des Ufers trieben vereinzelte Leucht-

käfer oder andere derartige Insekten auf der Wasserfläche ihr Spiel, und Blumenduft wehte der Wind vom Ufer herüber, wie mir desgleichen bisher noch nicht vorgekommen war.

Mit aufgehendem Morgen sahen wir Santa Cruz vor uns und gingen alsbald ans Land. Unsere Diener hatten bereits einen mit Büffeln bespannten schwerfälligen Wagen requiriert, der unsere Sachen uns nachbrachte. Um die kühlen Morgenstunden zu benutzen, wollten wir gleich weiter reiten, aber ehe der Vorsteher des Orts, an den wir uns auf Grund unserer in Manila empfangenen Pässe wendeten, die Pferde herbeischaffte, verging die beste Zeit, und erst um 10 Uhr fand der Aufbruch statt. Es war ein wahrhaft tropischer Ritt. Glühende im Zenith stehende Sonne, fernes Gewitter, dichte Pflanzungen von Kokos- und Arekapalmen, Bananen und dergleichen, viele hundert mit Kokoswein beladene Pferde, denen wir truppweise begegneten, lassen sich etwa als charakteristische Merkmale hervorheben. In ähnlicher Weise wie am Tage vorher in Bunang-Onang machten wir Mittag in St. Magdalena, und nachmittags wurde mit frischen Pferden nach Mahahai aufgebrochen. Die mehr und mehr bergan steigende Straße brachte uns allmählich in eine kühlere Atmosphäre, und ich begann mit Behagen auf das vor mir liegende Gebirge zu blicken. Unterwegs machte ich zum erstenmal die Bekanntschaft der Kokosmilch. Ein Indierjunge kletterte mit affenartiger Behendigkeit an dem himmelhohen Stamme herauf und warf ein paar Früchte herunter, die in ihrem Innern eine Masse des kühlen und erquickenden Saftes enthielten. Er ist fast wasserhell und wird hier zu Lande auch ganz richtig, nicht Kokosmilch, sondern agua de Coco genannt. Gegen 6 Uhr abends kommen wir in Mahahai an und finden beim Pfarrer des Orts freundliche Aufnahme.

Unser Wohnzimmer ist luftig, die Aussicht entzückend schön. Man übersieht, da das Pfarrhaus ziemlich hoch liegt, die ganze Gegend. Die Lagune in gerader Richtung etwa 10 km von hier entfernt, ist mit ihren gebirgigen Inseln ganz deutlich sichtbar. Man kann mit bloßem Auge einzelne Kähne darauf erkennen. Rechts und links schließen Berge das Gemälde. Was aber der Gegend in meinen Augen den Hauptreiz verleiht, ist die üppige tropische Vegetation, von der wir rings umgeben sind. Die Kokospalme, die hier massenhaft kultiviert wird, weht um alle Häuser, von allen Hügeln, nah und fern, mit ihren von schlankem Stamme getragenen Fiederblättern. Daneben niedriger, aber noch schlanker, die Arekapalme, mit dichten Trauben goldgelber Früchte unter der dunkelgrünen Laubkrone. Bananen

natürlich zu Tausenden und der Bambus von einer Vollendung, wie ich ihn selbst in Japan nicht gesehen habe. Manila ist also doch schön. Kühlende Gewitter ziehen hier und da vorüber, es vergeht wohl nicht eine Sekunde, wo nicht an irgend einer Stelle des Horizonts das Wetter leuchtete. In manchen Wolken blitzt es buchstäblich unausgesetzt. Auch Feuerfliegen oder Leuchtkäfer sind häufig. Ihre Laterne hat aber nicht das bläuliche Licht unserer Glühwürmer, sondern sie brennt deutlich goldgelb und ist in ewiger Bewegung. In einer Sekunde erlischt sie wohl 6—7mal für einen einzelnen Moment, um ebenso oft wieder aufzuleuchten. Das giebt dem Fluge dieser Tiere etwas Flimmerndes, Flitterndes. Man denkt, daß man sie vorüber schnurren hören müsse, aber ihr Flug ist ganz geräuschlos, und das Aufleuchten und Erlöschen ihres Lichtes mit keinen Explosionen verbunden.

Das Leben der Bewohner von Mahahai ist wunderbar einförmig. Morgens um 6 Uhr ruft die Kirchenglocke sie zur Messe. Hat sich gegen halb sieben die hierdurch in Bewegung gesetzte Menschenmasse, besonders aus Weibern bestehend, verzogen, so versinkt der Ort in eine tödliche Stille. Alles ist in den Häusern oder wohl auf den Feldern beschäftigt, selten daß ein Mensch über die Straße geht. So dauert es bis zur Dunkelstunde, wo es etwas lebhafter wird, aber nur kurze Zeit, dann folgt der Ruhe des Tages die der Nacht. Man hört keinen Gesang, kein fröhliches Lachen, keine Tanzmusik, kein Zechgelage. Eine Kneipe giebt es hier gar nicht, wer trinken will, muß es zu Hause oder bei einem guten Freunde thun.

Die Einwohner, der malaiischen Rasse angehörig, sind ein ziemlich hübscher Menschenschlag. Sie haben ein gelbliches Kolorit und eine schlanke, biegsame Gestalt. Gekleidet gehen sie einfach, doch anständig. Die Männer tragen eine blaue Baumwollenhose, darüber als Überwurf, der den Oberkörper verhüllt, ein stets reinliches Hemde, blau oder bei den Wohlhabenderen weiß von Farbe. Die Kleidung der Weiber besteht aus einem über den Hüften anschließenden Rock, einer Art Schürze, die aber um den ganzen Körper herumreicht und einer leichten, lose flatternden Jacke. Außerdem trägt jede Indierin noch ein Tuch und es ist komisch zu sehen, wie sie das fortwährend in Bewegung zu halten weiß. Bald zieht sie es über den Kopf, bald bedeckt sie damit die Brust, bald macht sie es dreizipfelartig um, bald wirft sie es über eine Schulter. Ich glaube fast, die Indierinnen kokettieren damit. Übrigens sind sie sehr scheu, der bloße Anblick eines Europäers scheint ihnen Furcht und Schrecken einzuflößen.

Meine Exkursionen haben sich auf die allernächsten Umgebungen von Mahahai beschränken müssen. Es genügt dies auch vollständig. Sehr schön sind die engen Felsenschluchten, in deren Grunde ein brausender Waldbach strömt, deren eine kaum 200 Schritt vom Pfarrhaus entfernt ist. Von der Fülle des Wachstums, die sich hier entwickelt, hat man keinen Begriff. Selaginellen, Farnkräuter vom baumartigen bis zum allerkleinsten, zartesten herunter, Palmen, kannaartige hochstenglige Gewächse, Pigeraceen, Aroideen, es ist alles zu haben und zwar in der verwirrendsten Mannigfaltigkeit.

Mehr lästig als interessant war die Bekanntschaft, welche wir mit den auf dem Lande lebenden Blutegeln machten. In Gebüschen, auf Grasflächen und Wegen lauern sie förmlich auf den harmlosen Wanderer. Steht man still, so kriechen sie, die Beute witternd, von allen Seiten eilig und blutdürstig herbei. Ehe ich es mir versah, hatte ich einen am Bein sitzen und merkte es erst, als er schon vollgesogen war.

Am Nachmittag sah ich zum erstenmal einen der berühmten Hahnenkämpfe mit an, die in Manila neben den Prozessionen die ausschließliche Volksbelustigung bilden. Jedem der beiden Kämpfer wird eine sehr scharfe und spitzige Klinge an den beiden Sporen befestigt. Sie sprangen nur etwa dreimal gegeneinander, da sank der eine tödlich getroffen zusammen, der andere hatte aber auch eine blutende Wunde in der Brust. Mit welcher Leidenschaft die Indier dieses Spiel betreiben, wie sie Hab und Gut dabei verwetten und dann oft mit ihrer Familie in Not und Elend geraten, ist bekannt.

Unglaublich ist der Preis, der für gute Kampfhähne gezahlt wird. Ich hörte von 400 Mark als ausnahmsweise bezahlten Maximalpreis. 250—280 Mark sind aber gar nichts Seltenes.

17.

Kriegstanz der Alfurus auf Ceram.

— Albert S. Bickmore —

Wir näherten uns Ceram. Die Insel ist eine große Bergkette, deren Höhen ein ununterbrochener Wald bedeckt. In ihm verborgen liegen die Dörfer der Alfurus, welche weithin berüchtigte Kopfjäger sind.

Die Spitzen der Inseln wurden durch den Nebel sichtbar. Bald befanden wir uns in einer geräumigen Bucht, in deren Hintergrunde, bei dem Dorfe Amahai, wir landeten. Der hier stationierte holländische Beamte kam meinem Wunsche, die Alfurus kennen zu lernen, bereitwillig entgegen, indem er Boten in ihre Berge sandte, um sie einzuladen, nach Amahai herabzukommen und ihren Kriegstanz vor uns aufzuführen. Wirklich erschien nach einigen Stunden eine Gesellschaft von etwa zwanzig Personen. Nur acht oder zehn waren kräftige Männer, die übrigen waren Frauen, Kinder und Greise. An Höhe und in der ganzen äußeren Erscheinung gleichen sie genau den Malaien und bilden offenbar nur eine Unterabteilung der malaiischen Rasse. Ihre charakteristischen Eigentümlichkeiten sind die dunklere Farbe der Haut und des Haares, letzteres ist kraus anstatt schlicht, wie das der Malaien, aber nicht wollig wie der Papuas. Sie tragen es so lang, daß man mit Recht sagen kann, sie haben große und buschige Köpfe. Wenn sie jedoch in vollem Staat sind, wird diese Fülle des Haars durch ein rotes Tuch beschränkt, das sie von den Eingeborenen an der Küste erhalten und das mit Stückchen von einer kleinen Muschel, anstatt mit Perlen, geschmückt ist. Ihre Kleidung ist ein Streifen von der inneren Rinde eines Baumes, die man so lange mit Steinen klopft, bis sie weiß und undurchsichtig wird und ziemlich wie weißes rauhes Papier aussieht. Dieses Gewand ist 8 bis 10 cm breit und etwa 1 m lang. Es geht um den Leib herum und bedeckt die Lenden derart, daß das eine Ende vorn bis auf die Knie herabhängt. Am Arme trugen manche über dem Ellbogen einen großen Ring, der, wie es schien, aus dem Stengel einer Hornkoralle gemacht war. An diesen waren Bündel langer, schmaler, gelbgestreifter grüner Blätter befestigt. Ein ähnlicher Schmuck hing an den Ellbogen selbst und an dem Rindenstreifen auf dem Leibe. Jeder Krieger war mit einem Parang oder Hackmesser bewaffnet, das er in der rechten Hand hoch erhob, während an seinem linken Arm sich ein 1—1½ m langer aber nur 10—12 cm breiter Schild befand, den er vor sich hielt, als wolle er einen eingebildeten Hieb abwehren. Ihr Tanz war bloß eine Reihe kurzer Sprünge vorwärts und rückwärts, und dann und wann drehten sie sich schnell um, als wollten sie sich vor einem plötzlichen Angriff im Rücken bewahren. Ihr einziges musikalisches Instrument war eine rohe Tifa, welche die Frauen, Kinder und Greise mit einem eintönigen Gesang begleiteten. Anfangs hatte die Musik ein langsames Tempo, allmählich aber wurde sie geschwinder und lauter, bis alle so schnell und laut sangen, als sie nur konnten. Die tanzenden

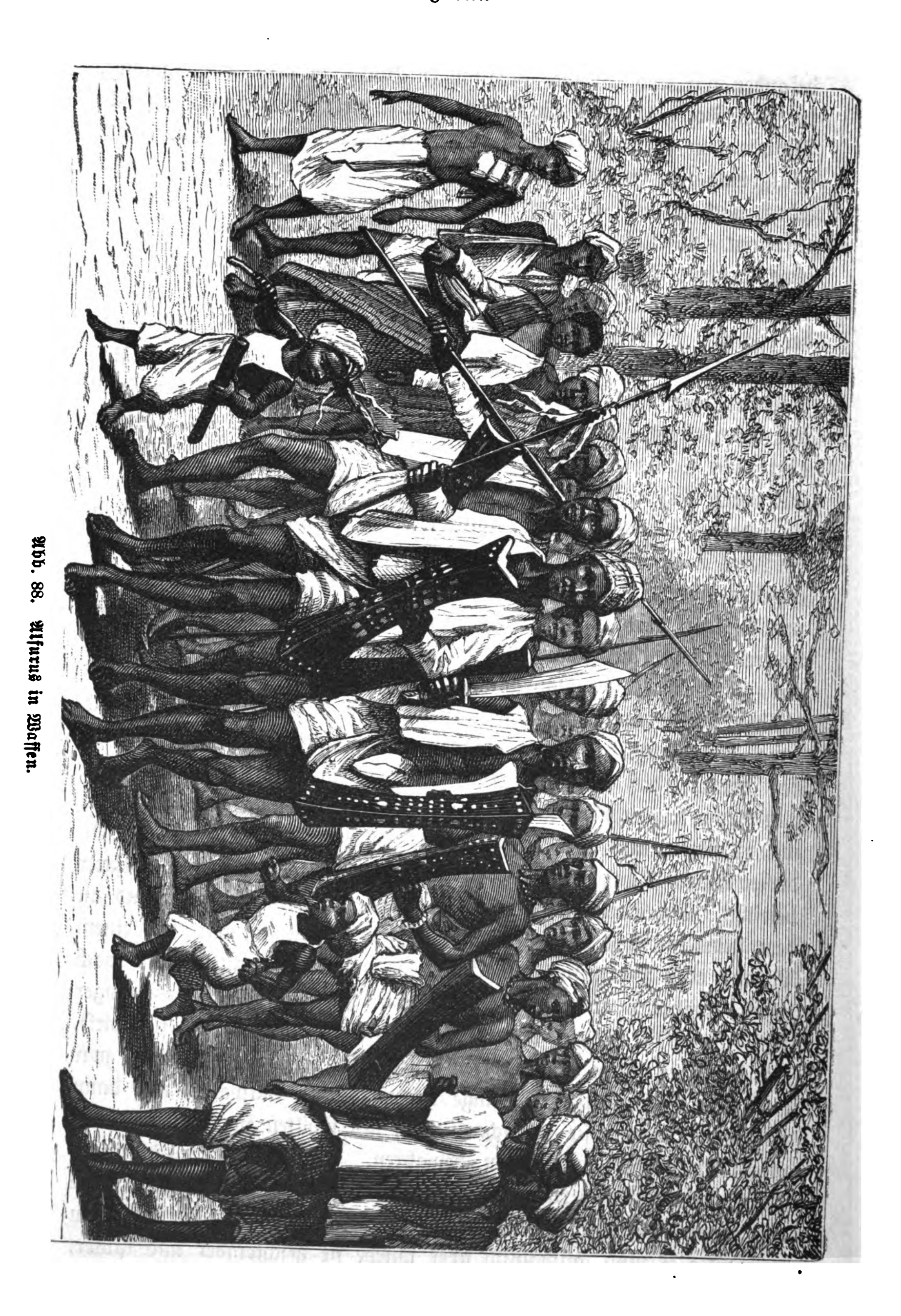


Abb. 88. Alfurus in Waffen.

Krieger wurden aufgeregter, schwangen ihre Hackmesser und sprangen mit aller Macht hin und her, bis ihre Augen wie Feuer glühten. Es war leicht zu begreifen, daß in einem solchen Zustand zeitweiligen Wahnsinns sie sich ebenso wenig bedenken würden, einen Kopf abzuhacken, als ein Bambusrohr niederzuhauen. Sie sind weltberühmte „Kopfjäger". Es ist eine Sitte, die bei ihnen zum Gesetz geworden ist, daß jeder junge Mann, ehe er heiraten darf, wenigstens einen menschlichen Kopf abgehauen haben muß. Köpfe sind deshalb sehr gesucht, und vielleicht ließ der Umstand, daß wir uns dies vergegenwärtigten, uns jene wahnsinnigen Wilden als um so widerlichere Exemplare der Menschheit erscheinen. Der Kopf eines Kindes genügt den unerbittlichen Forderungen des blutigen Gesetzes, aber der Kopf einer Frau wird vorgezogen, weil man annimmt, daß sie sich leichter verteidigen oder entrinnen kann; aus demselben Grunde wird der Kopf eines Mannes noch höher angeschlagen und der Kopf eines weißen Mannes ist der Beweis von der größten Tapferkeit und daher die glorreichste Trophäe.

Wenn ein Mann sich fürchtet, allein auf eine solche Jagd zu gehen, so ladet er zu seiner Unterstützung zwei bis drei andere ein, oder mietet sie, dann legen sie sich alle in der Nähe eines benachbarten Dorfes auf die Lauer, bis zufällig jemand vorbeigeht, wo sie hervorspringen, ihr Opfer abthun und entrinnen. Dies erzeugt natürlich Todfeindschaft zwischen jenem Stamm und allen anderen, die in seiner Nähe wohnen, und das ganze Innere der östlichen Hälfte der Insel, wo die Kopfjagd herrscht, ist ein einziger, nie wechselnder Schauplatz endlosen, blutigen Streites. Wenn man einen Kopf bekommen hat, nimmt man das Gehirn heraus, und legt ihn über ein Feuer, um ihn zu räuchern und zu trocknen. Dabei ziehen sich die Muskeln des Gesichtes zusammen und die Züge verändern sich so, daß sie eine entsetzliche Grimasse annehmen.

Als der Tanz zu Ende war, unterhielten wir uns mit ihnen, so gut wir konnten, über ihre Sitten; denn keiner derselben konnte auch nur einige Worte malaiisch sprechen. Jeder Krieger macht, wenn er einen Kopf abschneidet, auf das Stück papierähnlicher Rinde, das vorn herabhängt, einen Kreis. Mancher hatte einen oder zwei solcher Kreise; aber ein Mann hatte deren vier; daß ich wußte, was sie bedeuteten, gab ich ihm dadurch zu verstehen, daß ich viermal quer über die Kehle fuhr und dann die Finger der einen Hand emporhielt; er hüpfte augenblicklich umher und freute sich wie ein

Kind, denn er dachte natürlich, ich betrachtete ihn als den Tapfersten der Tapfern, während ich ihn in stummem Erstaunen ansah und mir vorzustellen suchte, welch verhärteter Schurke er sei.

18.
Quer durch Timor.
-- Henry O. Forbes —

In Dilly legte das Schiff bei: wir betreten den Boden von Timor, dieser interessanten und fast unbekannten Insel, deren Vegetation deutlich den Übergang von der indischen zur australischen Flora zeigt. Natürlich das heiße, sandige Städtchen, von Fieber aushauchenden Sümpfen umgeben, fesselte mich nicht: schon am nächsten Morgen entflohen wir ihm in die Berge.

Ein feuchter Nebel hing über der Stadt, als wir ausritten, aber kaum hatten wir uns einige Kilometer von ihr entfernt und 100 m Höhe erreicht, als die Sonne aufging und vor uns eine Landschaft enthüllte, deren große Schönheit mich höchlich überraschte. Ehe wir 150 m aufgestiegen waren, fühlte ich mich wie in einer neuen Atmosphäre, so frisch und belebend war die Luft. Bald wand sich der Weg um tiefe Schluchten in Regenbetten entlang, denn andere Wege gab es nicht, bald erstieg er so steile Abhänge, daß wir uns an der Mähne der Pferde festhalten mußten, bald ging er an senkrechten Abgründen hin, und erreichte endlich bei etwa 250 m Höhe eine Kaffeepflanzung, deren Sträucher, in tiefem Schatten wachsend, eine so reiche und wohlriechende Blüte entfalteten, wie ich sie niemals gesehen habe. Hier fand sich auf einem hervorragenden Sporn des Berges, der sich noch 300 m höher erhob, ein ebener grasiger Platz von einigen Schritten Breite mit einer Aussicht unvergleichlicher Schönheit und zu einem Rastplätzchen ganz geeignet; in der Nähe in einem Hain von Kanaribäumen fiel ein schäumender Bach mit lustigem Rauschen über einen Felsvorsprung in ein flaches Becken. Vor dem Grasplatz stürzte sich der Berg steil in ein bewaldetes Thal herab, das sich in der Tiefe erweiterte, dort ging der Abhang plötzlich seewärts in die grüne Ebene über, jenseits welcher der weiße Kirchturm, die grauen Wohnungen der Eingebornen und das in der Bai liegende Wachtschiff durch die Palmen schienen. Gerade nach Norden, uns

gegenüber, erhoben sich steil aus der See die hohen blauen Gipfel von Pulo Kambing, während halb verdeckt von den Vorsprüngen des Thales, durch welches wir hinabblickten, links die hohen östlichen Pfeiler von Allor und rechts die sägeförmigen Grate von Wetter gen Himmel ragten; zwischen diesen Grenzen lag das Meer ruhig wie ein Binnensee.

An den Abhängen über unserem Rastplatz war der Pflanzenwuchs sehr verschieden von dem, was ich bis jetzt auf den reich bewachsenen westlichen Inseln und den feuchten Molukken gesehen hatte. Ich kann kaum behaupten, daß es wirklichen Wald gab, denn die Baumkronen berührten sich selten und der Boden war hinreichend mit dünnem Gras bewachsen, um ein parkartiges Aussehen zu zeigen. Die steilen Schluchten allein besaßen einen dichten Pflanzenwuchs. Besonders freute ich mich, auf dem nackten heißen Thonboden des Berges einen zierlichen kleinen Sonnenthau, in großen Gruppen üppig wachsend, zu finden. Da wir seinesgleichen zu Hause auf sumpfigen Heiden zu finden pflegen, so war ich erstaunt, ihn hier oben, auf so trocknem Boden, anzutreffen, aber als ich ihn ausgrub, fand ich, daß er in seiner knolligen Wurzel einen Vorrat von Feuchtigkeit für schlechte Zeiten aufbewahrte. Dies war eine Eigentümlichkeit nicht weniger krautartiger Pflanzen an diesen dürren Abhängen. Eine andere Pflanze, auch aus einer heimatlichen Familie, der der Vacciniaceen, machte uns ein seltenes Vergnügen, wie ein Gruß aus der Heimat. Dieser Strauch wuchs in Schluchten als hoher Busch, mit einem Strauß schöner wachsartiger, scharlachroter Blüten. Sein niedrig liegender Wohnort in so heißem Klima ist etwas überraschend, aber die graue Bartflechte, mit welcher er, wie die übrigen Gewächse, reichlich überzogen war, bewiesen die Kühle und Feuchtigkeit der Luft.

Nachdem wir auf dem herrlichen Platz uns ausgeruht, ging es weiter, immer bergauf bis zu 800 m; dann wandten wir uns auf dem Berggrat gen Osten. Die Vegetation bestand größtenteils aus Melastomaceen nebst Akazien, Tamarinden und Gummibäumen, während in den engsten und unzugänglichsten Schluchten sich hohe anmutige Baumfarne in Menge, zwischen dichtem Gesträuch erhoben, dessen Bestandteile ich nicht unterscheiden konnte, an manchen Stellen vertreten große Grasflächen von Setaria und Paspalum die Stelle alles anderen Pflanzenwuchses.

Nirgends in Timor findet man etwas einer Straße Ähnliches. Alle Pfade laufen den Graten der Berge entlang oder ziehen sich an steilen Abhängen hin, immer in tiefen grabenartigen Einschnitten,

stolperte man da heraus, so würde unfehlbar Roß und Mann einige 100 m tiefer ankommen. Aber die Pferde haben einen wunderbar sicheren Tritt und sind an die schwierigen Wege gewöhnt.

Bei diesen Wegen erwies es sich unmöglich, vor Sonnenuntergang die Hütte zu erreichen, wo wir zu lagern beabsichtigt hatten. Da wir keine Nahrung für die Leute mitgebracht hatten, waren wir gezwungen, gegen die zahlreichen mit Mais nach Dilly zu Markte ziehenden Eingebornen als Räuber aufzutreten. Von jedem verlangte der mich geleitende Offizier einige Ähren, welche auch, wiewohl widerwillig, ausgeliefert wurden. Nach mehreren Vorfällen dieser Art sah ich zu meinem Erstaunen, daß die uns eine Stunde später Begegnenden, sobald sie uns aus großer Entfernung erblickten, den ersten besten Abhang hinabeilten, um uns aus dem Wege zu kommen und obgleich sie beladen waren, entkamen sie alle. Die Nachricht von unserer Ankunft war ihnen von der ersten Bergspitze aus, die einer der Beraubten erreicht hatte, signalisiert worden. Es ist erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit und Genauigkeit Timoreser Nachrichten von einer Bergspitze zur anderen befördern können. Fast jedermann führt in seinem Reisesack eine kleine hölzerne Pfeife mit, durch welche er Signaltöne in große Entfernung senden kann, ja sie sind imstande, mit der bloßen Stimme über weite Thäler hinüber lange Unterhaltungen zu führen, welche dem Uneingeweihten wie dämonisches Geheul klingen. Auf diese Weise ohne Zweifel wurden unsere Leute ihres Abendessens beraubt, welches der Offizier das Recht hatte zu verlangen.

Gegen 5 Uhr erreichten wir einen ebenen Platz, unter dem Namen Erlura bekannt und 1150 m über dem Meere gelegen, hier fanden wir eine Quelle und mehrere große Gummibäume, deren Stämme durch Feuer ausgehöhlt waren und beschlossen, da über Nacht zu bleiben. Das Gepäck wurde in den Bäumen untergebracht und ich benutzte die Zeit bis zum Dunkelwerden, um alle kräuterartigen Pflanzen, die da herumstanden, einzusammeln. Der Distrikt ist durch Räubereien verrufen, darum banden wir die Pferde in einem Viereck von Feuern an, und die Vorsicht war nicht überflüssig, denn gegen Mitternacht hörten wir mehrmals verdächtiges, leises Pfeifen. Die Timoreser sind sehr pfiffige Pferdediebe, und die geschicktesten von ihnen haben sich dadurch, daß sie die Tiere dicht neben ihren Herren wegstahlen, in den Ruf gebracht, sich unsichtbar machen zu können.

Am folgenden Morgen bei Sonnenaufgang brachen wir gegen Südosten auf, und klimmten wie am vorhergehenden Tage fortwährend längs scharfen Eselsrücken und an steilen Schluchten hin. Auf dem

nackten roten Lehm des Berges Tehula, in 1400 m Höhe, sammelte ich viele interessante Pflanzen, teilweise aus europäischen Familien und Geschlechtern, Veilchen, Geranien und schöne blaue Glockenblumen. Von hier stiegen wir längs dem Thal des Komai zu Fuße hinab, weil der Pfad sehr steil und gefährlich war, und erreichten gegen die Hälfte des Weges einige Häuser, deren Besitzer meinem Führer bekannt war, welcher während mehrerer Aufstände diese Gegend kennen gelernt hatte.

Da es anfing zu regnen, beschlossen wir, hier über Nacht zu bleiben und baten um ein Unterkommen in dem Hause. Verschieden von den Völkern der indo-malaiischen Region wohnen die Timoresen nicht in Dörfern, sondern mehr in Gruppen von Familienwohnungen, oder in einzelnen Häusern, oft weit von jeder anderen Wohnstätte entfernt. Die hiesige Wohnung war eine einfache Familienwohnung aus zwei Häusern bestehend und stand inmitten einer starken Verzäunung aus Palissaden mit lebendem Bambus und Dorngesträuch durchflochten. Das Thor wurde durch ein großes starkes Holzstück geschlossen, das sich in oben und unten stehen gebliebenen Zapfen bewegte und durch einen starken Riegel geschlossen wurde. Dicht innerhalb des Thors stand ein kleiner Schuppen, wo sich über Nacht eine Schildwache aufhält, und hier sah ich auf einer Stange einen Kopf, um Räubern das Schicksal anzudeuten, das sie da erwartete. In der Verzäunung waren abgeschlossene Wasserlöcher, wo sich die Büffel wälzen konnten und Abteilungen für Pferde und Ziegen in unruhigen Zeiten, während das überall gegenwärtige Schwein, das geschätzteste Besitztum, gewöhnlich unter dem Herrenhause logierte. Die Häuser waren aus Bambus gebaut, die fensterlosen Wände bestanden aus mehreren Lagen Flechtwerks, das Ganze stand auf starken Pfosten 1 bis $1^1/_2$ m über dem Boden. Der Fußboden ragte 1 bis 2 m tief über die Wände heraus, wurde vom Dache mit beschützt und bildete die Veranda.

Das Innere ist nicht in Zimmer geteilt, enthält aber budenartige Abteilungen, welche mit Vorhängen zu schließen sind und zum Schlafen dienen. Ein Platz ist immer abgeteilt für den geheiligten Speer, das Messer und die Flinte, vor denen das Haupt des Hauses, um das Gelingen seiner Unternehmungen zu fördern, eine Opfergabe darbringt. Außerhalb der Umzäunung befanden sich in den Gipfeln der größeren Gummibäume seltsame kleine Hütten, welche ich zuerst, weil keine Leitern zu sehen waren, für Taubenschläge hielt, welche sich aber als Kornspeicher auswiesen, zu

denen man an den Bäumen hinaufklettern muß und welche auch als Aufbewahrungsorte der wertvollsten Besitztümer, wie Teller und Schalen von europäischer Arbeit und Kleidern, dienen. Diese Hüttchen standen immer auf hohen Bäumen, wo der Stamm sich in vier Äste teilte, so daß auf diagonalen Brettern ein fester Boden anzubringen war. Sie sollen dort vor den Ratten ziemlich sicher sein, aber herumstreichenden Dieben scheinen sie sehr ausgesetzt.

Am folgenden Tage verfolgten wir die gewöhnlichen ausgetretenen Wege und stiegen durch Schluchten voll Erdschlüpfe im Zickzack zum Flusse Komai, 1000 m über dem Meere, hinab, einem einige Hundert Meter breiten Kanal, mit weichen schwarzblauen Kieseln und Sandsteinen gepflastert, durch welche sich nicht ein Fluß, sondern viele kleine Bäche schlängelten, einige mit klarem und reinem, die meisten aber mit tintenartig blauem Wasser. Unser Weg ging im Flußbett hinab, der einzigen guten Straße, die wir noch betreten hatten, zwischen 30 bis 50 m hohen Ufern von vollkommen horizontal geschichteten Kieseln, welche sich im Bett eines früheren Sees oder Ästuariums abgesetzt haben und durch welche der Fluß, bei der langsamen Hebung des Landes, nun seinen Weg einschneidet.

Als wir 650 m Seehöhe erreicht hatten, verließen wir den Fluß und stiegen rechts den steilen Abhang des Ligidoikberges hinan, auf dessen Spitze, bei 1100 m, wir abstiegen, um zu frühstücken. Als wir gerade im Begriff waren, unseren Marsch fortzusetzen, fing es an, in Strömen zu regnen, und dies zwang uns, um Unterkommen zu bitten; es wurde uns widerwillig unter dem Dachvorsprung einer elenden Hütte gewährt. Von unserem hohen Aussichtspunkte aus, soweit das Auge reichte, zeigte das Land eine höchst seltsame Bildung: man sah nichts als messerartige Rücken, Piks und steile Abhänge, die sich in tiefe Thäler herabsenkten. Es überraschte mich, daß die unzugänglichsten Gipfel und vereinzelten Felsenhöhen mit Wohnungen besetzt waren, welche sich gewöhnlich in Baumgruppen dem Blick entzogen. Es war leicht zu sehen, daß ich ein gesetzloses Land durchzog, wo jeder seines Nachbarn Feind und wo darum jeder fortwährend und rastlos auf seiner Hut war.

Der Blick in das Thal zeigte eine seltsame und auffallende Bildung. Der Fluß selbst fiel am meisten in die Augen: wie ein mißfarbig dunkelblaues Band zog er sich durch die Landschaft und verdüsterte sie mehr, als er sie belebte, an der gegenüberstehenden Seite erheben sich die Berge in Form von Piks und schroffen Klippen, steil und anscheinend unübersteiglich, während ihre Seiten durch dunkle

senkrechte Streifen entstellt wurden, wo Landschlüpfe niedergegangen waren. Auf unserer Seite des Flusses erhoben verschiedene riesige, wild malerische, triëdrische Felsensäulen, alle von ungefähr gleicher Höhe, ihre steilen Gipfel, etwa 150 m über den Bergabhang.

Nun ging es die steilen, felsigen Abhänge hinab bis zum Flußbett und dort, 650 m über dem Meere, gewann ich erst einen vollen Blick auf die riesigen triëdrischen Felsenpfeiler bis zu ihrer Basis, und schätzte ihre ganze Höhe wenigstens auf 330 m. Der Fluß selbst, der von oben so klein aussah, erwies sich als ein breiter, tiefer und reißender Strom und verlangte beim Übergang die größte Vorsicht wegen der Menge großer Steine, die er fortwährend mit fortrollte. Ein langes und mühsames Klettern brachte uns vom Fluß 5000 m aufwärts auf die Spitze des gegenüberliegenden Bergkammes über rauhen und steinigen Boden, die Erde ist fast ganz weggeschwemmt, so daß die Bewohner, um ihre kleine Maisernte zu erzielen, an geschützteren Stellen Terrassen mit niedrigen Mauern erbauen müssen, um den kostbaren Boden zu erhalten, den sie mühsam dahinter zusammengetragen haben. Auf der Höhe überfiel uns ein dichter Nebel, in welchem wir den Weg verloren, denn jedes der kleinen Gießbachbetten des Abstiegs konnte für den Weg gelten. Zum Glück trafen wir auf einen Eingebornen, und zwar so plötzlich, daß er nicht weglaufen konnte, diesen bewogen wir durch das Anerbieten eines bunten Tuches, uns zu führen. Hinter ihm her glitten und stolperten wir über schlüpfrigen Thon 300 m tief hinab zum Fluß Maukuda, einem laut rauschenden Gewässer in einer engen Schlucht, welches nach der Südküste fließt, zum Beweis, daß wir die Wasserscheide des Landes überschritten hatten. An diesem kletterten wir über Felsblöcke und durch Wassertümpel eine Stunde lang aufwärts. Die Seiten der Schlucht waren dicht bewachsen und strahlten von Balsaminen und Studentenblumen, welche in unseren Hausgärten so gemein sind, aber hier, weit von der Küste und besuchten Straßen, wild wuchsen und nirgends sonst auf meinem Wege zu finden waren. Diese weitverbreitete Pflanze stammt zuerst aus Mexiko, kommt aber auch in Afrika vor: aber wie erreichte sie das Innere von Timor? —

Wir wendeten uns nun rechts aus dem Flußbett hinaus und mußten unsere Pferde einen der steilsten Abhänge hinaufzwingen, den wir noch getroffen hatten, durch Hohlwege so tief, als sie selbst hoch waren und an den steilsten und gefährlichsten Schluchten, die wir bis dahin passiert hatten. Zur Vergeltung für diese Schwierigkeiten war die Gegend, soviel wir durch die wogenden Nebel erkennen konnten,

sehr malerisch und besonders hatten wir ein fruchtbares begrastes Land betreten, worin auch der Baumwuchs fast nur aus Kastanien und Kasuarinen bestand. Jeder Fuß breit am Weg war mit schön blühenden Kräutern besetzt, mit Veilchen, weißblühenden Geranien, wie unser Storchschnabel, Galium, ganz unserem Labkraut ähnlich, rotblühenden Labiaten, ähnlich dem Bienensaug an unseren Wegen, während im Gras und in Felsspalten kleine Erdorchideen und die zierlichsten Silber- und andere Farne wuchsen. Wo der Boden durch Landschlüpfe gelockert war, und in den Schluchten gab es blühende Kräuter in Menge.

Südlich vom Flusse Kaimauk macht sich eine bedeutende Änderung in der Flora bemerklich. In den Schluchten werden die Kasuarinen, Urostigmas und Fikusarten häufiger, Akazien, aromatische Labiaten und strauchartige Malven bedecken die mehr ausgesetzten Abhänge, wo auch Büsche von hohem dunkelgrünem Bambus die Landschaft zieren.

Noch bei guter Zeit gelangten wir nach dem Bett des Makahala, wo ich den Wochenmarkt des Distriktes zu sehen wünschte, der unter Kasuarinenbäumen abgehalten wurde. Sobald meine Ankunft bemerkt wurde, erhoben die Weiber und Kinder ein lautes Geschrei, welches eine allgemeine Flucht hervorbrachte. Der mich begleitende Offizier stürzte sich unter die Leute, rief ihnen zu und versicherte, daß ich nur vorbeizöge und nichts mit ihnen zu thun hätte. Unterdessen hatte ich mich im Schatten niedergesetzt, um die unterwegs gesammelten Pflanzen zwischen Papier zu legen, ohne nach ihnen hinzusehen, als wüßte ich nichts von ihrer Anwesenheit. Ganz allmählich schlich erst einer, dann mehrere herbei, um die ihnen ganz fremde Beschäftigung zu sehen, und da ich mich wenig von einem gewöhnlichen menschlichen Wesen unterschied, so vergaßen sie nach und nach ihre Flucht, bald nahm der Markt seinen gewöhnlichen Fortgang und ich besuchte ihn mit offenen und lernbegierigen Augen.

Zwei- bis dreihundert Menschen waren versammelt, sie sahen aus wie Wilde. Die Kleidung der Männer bestand aus wenig mehr als der gewöhnlichen Binde um die Hüften aus einheimischem Stoff. Einige, aber nicht alle, trugen ein Tuch um den Kopf, während das Haar oben oder hinten in einen Knoten geschlungen, oder in einen krausen Klumpen gekämmt war. Jeder trug über die Schulter hängend einen Plaid, nach Verzierung und Güte der Arbeit verschieden, je nach dem Distrikt, wo er verfertigt worden war.

Die Weiber trugen sehr wenig Schmuck, einige Armbänder von

Silber oder Horn, bisweilen Ohrringe und einen halbkreisförmigen hohen Kamm, mit welchem sie den Haarknoten am Hinterkopf durchstechen; dieser ist sorgfältig mit schönen kunstreichen Mustern verziert. Der Anzug der Weiber war eine einfache Tunika, welche vom Gürtel oder von den Armhöhlen bis zu den Knieen reicht.

Die Frauen besorgten den ganzen Kauf und Verkauf, während die Männer müßig umherstrichen und sich gegenseitig mit Palmenwein bewirteten, dem sie übermäßig ergeben sind. Außer den verschiedenen Nahrungsmitteln lagen zum Verkauf Haufen von jenen schönen Stoffen, welche von den Leuten selbst gesponnen und gewebt werden, und worin unter ihnen selbst und mit den Nachbarinseln ein bedeutender Handel getrieben wird, dann gab es Cigaretten und Tabaksbüchsen, kunstvoll aus Palmblattfasern geflochten, worauf mit besonderen gelb, schwarz und rot gefärbten Fasern künstliche Zeichnungen ausgeführt werden.

Über die Abstammung der Timoresen selbst fehlt es mir zu sehr an Thatsachen, um eine bestimmte Meinung äußern zu können, doch scheint es gewiß, daß sie eine Mischrasse aus mancherlei Bestandteilen sind. Ich sah kein einziges Individuum, dem man in Wahrheit hätte eine „schwarze Haut" zuschreiben können. Große wohlgebaute Männer mit krausem Haar, mit schöner gelbbrauner oder Schokoladefarbe sah ich in Menge, aber auch kurze, untersetzte Leute mit straffem Haar auf dem Kopf und reichlichem Bart. Einige der Eingebornen waren von schmutzig gelber Farbe, die der Sonne ausgesetzten Teile waren mit hellbraunen Flecken besetzt, das Haar war straff und dünn, seine natürliche Farbe rötlich oder dunkel kastanienbraun. Man findet aber in Timor alle Zwischennüancen, zwischen dunkelgelb und schwarz oder schokoladenbraun, und die Haare wechseln von lang und straff bis zu dem kurzen und wolligen Haar der Papuas. Auf dem Ostende der Insel gleichen die Bewohner den Malaien und sprechen deren Sprache. An den Fatumatubiabergen lebt eine zwerghafte Rasse mit einer eigenen Sprache. Sie leben zwischen Felsen, sind große Räuber und werden allgemein gehaßt. Die Leute können möglicherweise Negritos sein.

Von dem Marktplatz aus führte unser Weg gen Nordosten zum Berg Sobale, den ich zu besuchen wünschte, der Weg dahin, welcher wie überall in dieser wilddurchfurchten Insel, niemals in der Ebene lief, bestand in einem heißen mühsamen Auf- und Abklettern durch weite Flächen, mit hohem Gras und Rohr bewachsen, mit einzelnen Bambusgebüschen, Kasuarinen, Akazien und Euphorbiaceenbäumen

bestanden, dabei schien der Boden schwarz und fruchtbar. Von 800 m Seehöhe ausgehend stiegen wir durch ein flaches Thal zu 900 m hinauf und dann über einen langen gewundenen Abstieg, welcher trotz vieler Höhen und Tiefen in Timor eben genannt werden könnte, zu etwa 500 m herab. Hier trafen wir das Bett des Fahiletan-flusses und stiegen ihm entlang noch 130 m hinab. Die Flußufer waren mit Kasuarinen, Myrten und Gummibäumen, die hier wieder häufiger wurden, bewachsen, dazwischen undurchdringliche Dickichte von Bambu-durie, woran der schöne fedrige Asparagus racemosus und die Ranken jener herrlichen Lilie von Timor, der Gloriosa superba, hinankletteru, deren seltsam gefärbte Kronen (halb scharlach und halb orange, aber nach der Befruchtung ganz scharlach) die großen Büsche mit feurigstrahlenden Blüten überzogen, während Vanda insignis, eine sonst sehr seltene und hochgeschätzte Orchidee, uns mit ihrem Wohlgeruch erquickte.

Die im Flußbett anstehenden Felsschichten waren von allen bis dahin gesehenen verschieden. Es waren blaßgraue, grobe, krystallinische Sandsteine in Lagen von 15 cm Dicke, abwechselnd mit ebenso dicken schwarzen Streifen, welche meist aus feinem Schlamm bestanden haben mußten und deren Unterseite strahlige, wurmartige fossile Eindrücke zeigte. Man konnte an vielen Stellen deutlich sehen, daß diese in den Fluß steil abfallenden geschichteten Felsen, nachdem sie der Erosion anheim gefallen, ganz in das horizontal liegende, schwarze, steinige Gerölle eingelagert waren. Dies beweist, daß dieselben in einer geologisch nicht sehr entfernten Zeit, wie wahrscheinlich das ganze östliche Timor unter einem Meeresarm, vielleicht auch unter einem Binnensee begraben gewesen sind; nachdem sich ein Niederschlag von 100 bis 150 m abgesetzt hatte, haben sie sich wieder gehoben, und diese Hebung, welche vielleicht noch fortdauert, hat so lange gewährt, daß die Flüsse ihre Betten 100 oder 200 m tief und 300 bis 600 m breit, darein geschnitten haben. Dies ist die Geschichte der seltsamen Wechselfälle des östlichen Timor, wie sie die Felsen im Thale des Fahiletan enthüllen.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

